This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

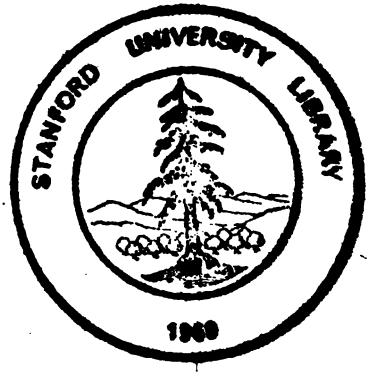
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Hel 17941



Napoleon in Deutſchland.

Von

L. Mühlbach.

Vierte Abtheilung.

Napoleon und der Wiener Congreß.

Dritter Band.

Berlin, 1859.

Verlag von Otto Janke.

Mundt, Klara (Müller)

Napoleon

und

der Wiener Congreß.

Von

L. Mühlbach.

Dritter Band.

Berlin, 1859.

Verlag von Otto Janke.

MEH

DC209
M8
v.3

Inhalt des dritten Bandes.

Seite

Fünftes Buch. Diplomaten und Intriguanten.

I. Der Anfang des Jahres 1815 3
II. Wie man Geſchichte macht 25
III. Fouché 35
IV. Intriguen 57
V. Die Anklage 80
VI. Die Doppelzüngigkeit 98
VII. Der Ballabend des Fürſten Metternich 110
VIII. Die Fürſtin Bagration 132
IX. Der Mordverſuch 158

Sechſtes Buch. Napoleons Rückkehr von Elba.

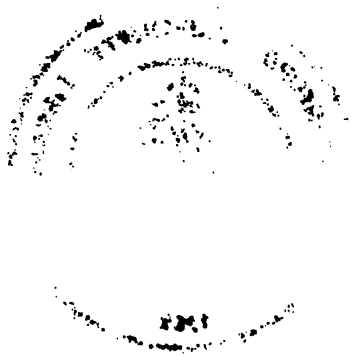
I. Die Hiobspoſt 191
II. Marie Louiſe 218
III. Das unterbrochene Feſt 242
IV. Die Siegesbotſchaft 259
V. Herzog Franz 283
VI. Die Flucht 298
VII. Die Rache 314
VIII. Der Abſchied 335

Hel 1941

Fünftes Buch.

Diplomaten und Intriguanten.

Hel 17941



Napoleon in Deutſchland.

Von

L. Mühlbach.

Vierte Abtheilung.

Napoleon und der Wiener Congreß.

Dritter Band.

Berlin, 1859.

Verlag von Otto Janke.

Mundt, Klara (Müller)

Napoleon

und

der Wiener Congreß.

Von

L. Mühlbach.

Dritter Band.

Berlin, 1859.

Verlag von Otto Janke.

LIFH

DC209
M8
v.3

Inhalt des dritten Bandes.

Seite

Fünftes Buch. Diplomaten und Intriguanten.

I. Der Anfang des Jahres 1815 3
II. Wie man Geſchichte macht 25
III. Fouché 35
IV. Intriguen 57
V. Die Anklage 80
VI. Die Doppelzüngigkeit 98
VII. Der Ballabend des Fürſten Metternich 110
VIII. Die Fürſtin Bagration 132
IX. Der Mordverſuch 158

Sechstes Buch. Napoleons Rückkehr von Elba.

I. Die Hiobspoſt 191
II. Marie Louiſe 218
III. Das unterbrochene Feſt 242
IV. Die Siegesbotſchaft 259
V. Herzog Franz 283
VI. Die Flucht 298
VII. Die Rache 314
VIII. Der Abſchied 335

Fünftes Buch.

Diplomaten und Intriguanten.

I.

Der Anfang des Jahres 1815.

Ein neues Jahr war angebrochen, das Jahr 1815 hatte ſeinen Vorgänger zu Grabe getragen, und man hatte in Wien dieſe Grablegung des Jahres 1814, dieſe Auferſtehung des Jahres 1815 mit gleich glänzenden und rauſchenden Feſten gefeiert.

Der Congreß hielt noch immer Vormittags ſeine Sitzungen, in denen er — nicht über das Glück der Völker, aber über die Grenzen und Beſitzungen der Fürſten debattirte und ſprach, aber nicht weiter kam, der Congreß feierte noch immer Abends ſeine Bälle, ſeine Routs, ſeine Maskeraden, er führte Theaterſtücke auf, ſtellte lebende Bilder und machte ſeine Bonmots und ſeine kleinen Sinngedichte. Er konnte mit vollkommener Gewiſſensruhe zurückſchauen auf das Jahr 1814,

denn er hatte in den drei Monaten der Conferenzen Niemanden unglücklich gemacht, gar kein Blut, sondern nur viel Tinte vergossen, hatte alle Streitigkeiten, alle Uneinigkeiten mit hinüber genommen in's Jahr 1815, und alle die brennenden und offenen Fragen des verflossenen Jahres brennend und offen gelassen für das kommende Jahr.

Sachsen war noch immer der Zankapfel, um den man sich stritt, das von Preußen, mit Hülfe Rußlands, begehrt ward, das von Frankreich, von Baiern, Würtemberg und Weimar verweigert ward, während Oesterreich sich bald auf die Seite Preußens, bald auf die Seite Sachsens stellte.

Polen war noch immer nicht dem Kaiser Alexander zugesprochen, denn alle Diplomaten des Congresses erzitterten über den Plan des großmüthigen und schwärmerischen Kaisers von Rußland, der das Königreich Polen glücklich machen, ihm eine freie Verfassung geben und Rußlands Macht dadurch bis an die Grenzen Deutschlands hinanschieben wollte.

Ueber die Zukunft Neapels war immer noch nichts entschieden, nnd trotz des Widerspruchs der Bourbonen war Joachim Murat noch immer König von Neapel. Eines nur hatte der Congreß im Jahr 1814 zu Stande

gebracht. Er hatte die alte freie Stadt und Republik Genua dem König von Sardinien geſchenkt und ſie ſeinem Königreich einverleibt. Freilich waren die Genueſen entſetzt und trauervoll über dieſe Schenkung, freilich hallte ein Schrei des Zorns, des Jammers und der Empörung durch das ganze genueſiſche Gebiet hin, freilich erhoben ſie ihre Stimme laut und mächtig aus dem Congreß, um ganz Europa zu ſagen, daß dies eine ſchmachvolle Verletzung der Völkerrechte ſei, aber was kümmerte dieſes Wehegeſchrei des Volkes den hohen Congreß, der damit beſchäftigt war, die Ländergebiete der Fürſten zu vergrößern und ihnen zu helfen, ſich möglichſt zu arrondiren.

Wohl ſandte Genua ſeine Abgeſandten nach Wien, wohl kamen die erſten und angeſehenſten genueſiſchen Nobili nach Wien, um beim Congreß Proteſt einzulegen gegen dies willkürliche Verſchenken einer Republik, welche noch ihrer Kraft, ihrer Selbſtſtändigkeit ſich bewußt war. Fürſt Metternich bewilligte freundlich und zuvorkommend, wie immer, den hohen Abgeſandten Genua's eine Audienz, er hörte mit ſeinem verbindlichſten Lächeln der Rede des Grafen Brignole zu, welcher aus der Geſchichte nachwies, daß die Republik Genua ebenſo alt, ebenſo berechtigt ſei wie die meiſten der europäi-

ſchen Königreiche, daß ſie ebenſo gut, wie dieſe, das Recht ihrer Souverainetät beanſpruchen dürfe.

Aber als Graf Brignole ſeine lange gelehrte Rede beendet hatte, verneigte ſich Metternich und antwortete mit vollkommener Ruhe, es ſei leider nichts mehr zu ändern. Der Entſchluß des Congreſſes ſei einmal gefaßt und er ſei unwiderruflich. Genua ſei dem König von Sardinien zugeſprochen, und das würde der Hoheit und Würde des Congreſſes nicht angemeſſen ſein, wenn er ſeinen Beſchluß wieder umſtieße, bloß weil die Genueſen mit demſelben nicht zufrieden ſeien. *)

Und halb mit Lächeln, halb mit Gewalt complimentirte Metternich die genueſiſchen Abgeſandten aus ſeinem Salon hinaus, in welchem dieſe dem armen Freiſtaat Genua ſeine Grabrede gehalten hatten, und in welchem am Abend die Diplomaten des Congreſſes und die Fürſten, Ariſtokraten und Diplomaten mit den ſchönen Damen lebende Bilder ſtellten und Nationaltänze aufführten.

Der Congreß jubelte und tanzte immerfort, er tanzte im beginnenden Jahre 1815 ſo ſorglos und vergnügt, wie er im verfloſſenen Jahre 1814 getanzt hatte. Einmal

*) Comte de la Garde. II. 114.

doch, in den letzten Tagen des Januar, am Todestage des unglücklichen Königs Ludwigs des Sechszehnten von Frankreich, verſtummten die Feſtklänge und man nahm eine ernſthafte, düſtere Maske vor.

Der Miniſter Talleyrand, der ſo oft ſchon in ſeinem Hôtel dem Congreß, den Fürſten und der hohen Ariſtokratie glänzende Feſte gegeben, der Miniſter der Republik, der Miniſter des Kaiſerreichs und jetzt des Königreichs Frankreich, hatte auch heute den einundzwanzigſten Januar das ganze vornehme Wien zu einem Feſt geladen. Nur fand dies Feſt nicht in ſeinem Hôtel, ſondern in dem Dom von St. Stephan ſtatt, nur kam man zu demſelben nicht im Schmuck der Brillanten, Blumen und köſtlichen Kleiderſtoffe, ſondern man kam in ſchwarzen Trauergewändern, die Herren mit wallenden Trauerſchleifen an den Hüten, die Damen das Antlitz verhüllt von ſchwarzen Schleiern. Und ſchwarz verhangen war auch der Dom von St. Stephan, Trauerklänge durchhallten die düſtern Kirchenräume und auf allen Geſichtern, beſonders aber auf dem Antlitz Talleyrands, malte ſich eine tiefe, düſtere Trauer. Jedermann wollte ſeiner Pflicht Genüge thun und zu der ernſten Feier des Tages auch ſeinem Geſicht das angemeſſene Coſtüm geben, aber im Innern war Jeder-

mann heimlich empört über die unglückliche Idee des französischen Gesandten, den Gang der Bälle, Maskeraden, Carousſels und Jagden durch ein so düsteres Fest zu unterbrechen, fand man es höchst unangemessen, daß Talleyrand, inmitten dieser Fürstenherrlichkeit, an den Tod eines Königs erinnerte, dessen schmachvolles und entsetzliches Ende als eine unheilbare Wunde der Fürstenautorität erschien.

Aber am andern Tage entschädigte man sich für das düstere Fest des einundzwanzigsten Januar! Am andern Tage gab der Kaiser von Oesterreich seinen Gästen, wie den Diplomaten und der hohen Aristokratie ein neues, ein glänzendes Fest. Zur Erholung von der Trauerfeierlichkeit fand an demselben Abend ein Ball in den Redoutensälen, bei welchem alle Fürsten erschienen, und am Tage darauf eine Schlittenfahrt statt. Mehr denn vierhundert mit Gold, Seide und Sammet drapirter Schlitten führten die auserlesene Gesellschaft, die Damen in der reichsten, prachtvollsten Wintertoilette, hinaus nach Schönbrunn. Dort, auf dem blitzenden Eis des Teiches, vergnügte man sich mit Schlittschuhlaufen, fuhren die Cavaliere auf prächtigen, goldstarrenden Handschlitten die Damen, führte man Ballets und Nationaltänze auf. Dann fand im Schloß von

Schönbrunn ein glänzendes Diner ſtatt, nach welchem man ſich alsdann in den Schauſpielſaal begab, um der Aufführung der Oper Cendrillon beizuwohnen, nachdem dieſe beendet, bei Fackelbeleuchtung die Rückfahrt nach Wien wieder anzutreten, und der armen, vergeſſenen Kaiſerin Marie Louiſe, welche ſich in die beiden einzigen, für ſie reſervirten Zimmer zurückgezogen hatte, zu geſtatten, wieder von ihrer Wohnung Beſitz zu nehmen.

Indeſſen einen Todesfall hatte der Congreß in den letzten Monaten des Jahres 1814 doch verſchuldet. Der Fürſt von Ligne war geſtorben, und ſehr wider ſeinen Willen hatte er eine glänzende Abwechſelung in die Reihe der Feſtlichkeiten gebracht, hatte er dem Congreß, dem von den verſchiedenartigſten Feſten ermatteten Wien ein neues Feſt gegeben: das Leichenbegängniß eines öſterreichiſchen Feldmarſchalls.

Es war dies in der That ein ſehr ſeltenes, ſehr prachtvolles Feſt, und man würde es vielleicht nicht ſo raſch vergeſſen haben, wenn nicht am Abend dieſes Tages die „Truppe der Kaiſerin," das heißt, die jungen Damen und Cavaliere, welche unter Anordnung der Kaiſerin Ludovica lebende Bilder ſtellten und Theatervorſtellungen gaben, einige reizende franzöſiſche Luſtſpiele aufgeführt, wenn nicht am nächſten Tage ein glän-

zendes Ballfeſt beim Fürſten Razumowsky ſtattgefunden hätte.

Der Congreß hatte den armen achtzigjährigen Fürſten Ligne getödtet mit ſeinen Feſten und ſeinen Bällen, aber das behinderte den Congreß nicht, ohne Gewiſſensbiſſe und ohne Reue weiter zu tanzen über dem Grabe des Fürſten Ligne, mit dem man den letzten Vertreter der Grazie, des Geiſtes, des Esprit und der Hofgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts begraben hatte!

Aber mitten unter all dieſen Feſten, dieſen glänzenden Zerſtreuungen ſchürzten die Hände der Diplomaten immer doch weiter an ihren Netzen, verfolgten ſie heimlich und in der Stille ihre Ziele und Pläne, und unter den Feſtgewändern und Blumen verbarg man geſchickt und bequem die diplomatiſchen Schlangenkünſte, welche Throne zu ſtürzen, und Throne zu erheben, Republiken zu vernichten, und Völker und Kronen zu verſchenken trachteten.

Während Jedermann glaubte, daß der Congreß nur ſich amüſirte, nur Feſte beging, hatten die Conferenzen ungeſtört ihren Fortgang, ſtritt, zankte und veruneinigte man ſich mehr und mehr.

Niemand war damit zufriedener, Niemand triumphirte

in der Stille mehr über dieſen allgemeinen politiſchen Hader, als der Vater aller Diplomaten, als Talleyrand. Wenn alle dieſe, vorher ſo eng gegen Frankreich verbündeten Mächte ſich jetzt nach und nach zu entzweien begannen, ſo konnte Frankreich nur dabei gewinnen. Wenn man ſich nicht darüber einigen konnte, wem man die frühern Eroberungen Frankreichs jetzt zuerkennen wollte, ſo mußten ſie doch jedenfalls ſo lange bei Frankreich verbleiben, und man konnte ſie vielleicht für daſſelbe erhalten.

Der große Diplomat war daher eifrig bemüht, die Zwiſtigkeiten des Congreſſes immer in Bewegung zu erhalten, ihnen immer neue Nahrung zuzuführen, und Dank ſeinen Bemühungen hatten ſich jetzt ſchon alle auf dem Congreß vertretenen Mächte entzweit.

Daran dachte Talleyrand, als er, eben von einer Congreßſitzung heimkehrend, mit langſamen Schritten, die Hände auf dem Rücken gefaltet, in ſeinem Cabinet auf und ab ging; er überlegte die heutige Sitzung, die vielen Kämpfe und Wirrniſſe, welche ſich an dem diplomatiſchen Horizont aufthürmten, und ein leiſes, ſarkaſtiſches Lächeln flog über ſein Antlitz hin.

Ungeſchickte Diplomaten ſind ſie Alle, ſagte er leiſe vor ſich hin, denken nur an die nächſte Stunde, haben

keinen weitſchauenden Blick, und meinen genug gethan zu haben, wenn ſie dem Chaos ein Fetzchen Land, ein paar Tauſend Seelen entriſſen haben. Sehen nicht, daß ſie auf einem Vulkan tanzen, und daß dieſer Congreß den Völkern eine Warnung ſein wird für künftige Zeiten. Sie werden nicht wieder mit ſo enthuſiaſtiſcher Bereitwilligkeit hinaus ziehen in den Krieg für die ſogenannte Freiheit, ſondern vorher ein wenig überlegen, was ſie von dem Krieg haben, und welchen Lohn man ihnen für ihr vergoſſenes Blut und ihre zerſchoſſenen Glieder geben wird. Ach, ach, ſie ſind arme Sünder, und wiſſen nicht, was ſie thun, ſie glauben, daß ſie Alle nur im Princip der Monarchie handeln, und arbeiten wider ihren Willen der Demokratie und den einſtigen Republiken in die Hände. Man muß immer genau wiſſen, was man will, und was man erreichen kann, und in der Gegenwart muß man immer die Zukunft im Auge behalten. Das wiſſen dieſe kleinen, ungeübten Diplomaten nicht, und deshalb —

Ein leiſes Klopfen an der Thür unterbrach ihn in ſeinem Selbſtgeſpräch. Der eintretende Kammerdiener meldete: der Herr Baron von Sahla wünſche Se. Durchlaucht zu ſprechen.

Sahla, ſagte Talleyrand ſinnend, ich meine, ich

hätte dieſen Namen ſchon irgendwo ſonſt gehört. Ja, — jetzt entſinne ich mich, rief er dann lebhaft. Laſſen Sie dieſen Herrn eintreten!

Der Kammerdiener öffnete die Thür, und die bleiche, ernſte Geſtalt des Calatravaritters erſchien auf der Schwelle.

Talleyrand winkte ihm näher zu treten, und ſeine kleinen, blitzenden Augen hafteten mit einem tiefen forſchenden Blick auf dem ſchwermuthsvollen Angeſicht Herrn von Sahla.

Ich glaube, mein Herr, ſagte er, ich habe ſchon früher einmal die Ehre gehabt, Sie zu ſehen, und wenn meine Erinnerungen mich nicht trügen, auch Sie zu ſprechen, und zwar unter ziemlich ernſten und eigenthümlichen Umſtänden.

Ihre Erinnerungen trügen Sie nicht, Herr Fürſt von Benevent, ſagte Sahla ruhig. Wir haben uns ſchon einmal geſehen und geſprochen, und die Umſtände waren ziemlich eigenthümlicher Art, denn man hatte mich beſchuldigt, daß ich einen Mordverſuch auf das Leben des Mannes, den Sie damals Ihren Kaiſer Napoleon nannten, beabſichtigt habe.

Ich habe mich alſo nicht getäuſcht, rief Talleyrand, bei Ihrem Namen tauchten dieſe alten Erinnerunge[illegible]

in mir auf. Es war zu Paris, nicht wahr? Man beſchuldigte Sie, daß Sie den Kaiſer beim Herausgehen aus dem Theater hätten erſchießen wollen, iſt es nicht ſo?

Ja, es iſt ſo, man beſchuldigte mich deſſen, man konnte mir aber nichts beweiſen, ſagte Herr von Sahla ruhig. Sie ſelber, Herr Fürſt von Talleyrand, leiteten mein Verhör, und Sie erklärten mich für unſchuldig, weil man mich nicht überführen konnte.

Und ſicher waren Sie auch unſchuldig, mein Herr, rief Talleyrand lächelnd. Sicher beabſichtigten Sie nicht eine ſo grauſenvolle That, einen Mord!

Im Gegentheil, ich beabſichtigte ihn, ſagte der Calatravaritter gelaſſen, ich hatte den feſten Entſchluß gefaßt, Bonaparte, dieſen Dämon der Hölle, von der Erde zu ſchaffen, und Deutſchland, der ganzen Welt, und vor allen Dingen meinem geliebten Vaterland, dem Königreich Sachſen, den Frieden wiederzugeben. Sie nennen das eine grauſenvolle That, wenn ſie aber gelungen, würden ſie dieſelbe vielleicht eine Heldenthat genannt haben! Ich wollte Napoleon allerdings bei der Abfahrt aus dem Theater tödten, ich hielt das geſpannte Taſchenpiſtol ſchon unter meinem Kleide verborgen bereit; der Wagen fuhr unter der bedeckten Halle hervor, ich

wollte das Piſtol herausziehen, aber neben Bonaparte erblickte ich den Bruder des Königs von Sachſen, meines geliebten Herrn. Das rettete Bonaparte, denn ich konnte den Prinzen treffen, ſtatt ſeiner! Dieſer Gedanke machte mich ſchaudern, ich ließ die Hand mit dem Piſtol ſinken, verließ haſtig das Gedränge, und warf mein Piſtol in den nahen Fluß. Das hatte man geſehen, deshalb verhaftete und verdächtigte man mich. Mein König, der jetzt durch Bonaparte ſo unglücklich geworden, mein König rettete ihn damals vor dem ſicherm Tode.

Sie ſcheinen Ihren König ſehr zu lieben? fragte Talleyrand lächelnd.

Ja, ich liebe ihn, rief Sahla glühend, und dieſe Liebe iſt es, die mich herführt. Ich komme Sie zu beſchwören, daß Sie Sich meines unglücklichen Vaterlandes erbarmen, daß Sie Ihre mächtige, einflußreiche Stimme noch eindringlicher, noch ſtärker, wie es bis jetzt geſchehen, für Sachſen erheben möchten. Ich komme Ihnen im Namen meines Königs zu danken für das, was Sie bisher gethan, Sie zu beſchwören, ihm zu ſeinem Recht, zu ſeiner Hülfe Ihren Beiſtand zu leihen.

Sie kommen wirklich im Auftrag Ihres Königs? fragte Talleyrand zweifelnd.

Ja, ich komme von ihm, rief Sahla, ich habe ihn zu Preßburg in ſeinem Elend geſehen, ich habe, vor ihm auf den Knieen liegend, mit ihm geweint über das Unglück Sachſens, welches man wie eine elende Waare verſchenken, verſchleudern will, ich komme jetzt im Namen meines Königs zu Ihnen, um Sie zu beſchwören, dieſen Seelenhandel nicht zu dulden, nicht zuzugeben, daß der Congreß, indem er moraliſche Reden über den Sclavenhandel hält, zugleich ſelber mit Völkern handelt, wie mit Sclaven, die ihm zum Verkauf übergeben worden!

Es iſt ſehr freundlich, daß Ihr König in ſeinem Unglück an mich gedacht hat, ſagte Talleyrand achſelzuckend, aber ich fürchte, daß meine Stimme nicht ſtark genug iſt, um Diejenigen zu übertönen, welche wider ihn ſchreien. Ich habe Anfangs laut genug für Sachſen geſprochen, aber man hat mich übertönt, und jetzt, da ich geſehen, daß ich mit meinen Proteſtationen nichts erreiche, jetzt, da ich allein ſtehe, da auch England Sachſen fallen läßt, und es den Wünſchen Preußens opfert, jetzt werde auch ich verſtummen müſſen, und geſchehen laſſen, was nicht mehr zu ändern iſt. Sachſen wird an Preußen fallen, denn Preußen beanſprucht das eroberte Sachſen als Entſchädigung für ſeine Opfer und ſeine Kriegs-

thaten. Die übrigen Mächte, welche Preußen keine andere Entschädigung zu bieten haben, fügen sich der Nothwendigkeit, und sind jetzt entschlossen, dem allgemeinen Weltfrieden Sachsen zum Opfer zu bringen; und um einen neuen Krieg zu vermeiden, auf dem Preußen, Rußland auf der einen, Frankreich, Oesterreich und England auf der andern Seite stehen würden, um Europa neue Qualen, neues Blutvergießen zu ersparen, wird man sich darein fügen, Sachsen an Preußen, und Polen an Rußland zu geben.

Aber Sie, und Sie allein können uns retten, rief Herr von Sahla dringend, denn Sie sind Frankreich, Sie sind Spanien, Sie sind der Gedanke der Legitimität. Sprechen Sie im Namen dieser Legitimität und Europa wird Ihre Stimme hören, und Oesterreich wird nicht wagen, diesen Ruf zu überhören, es wird sich mit Ihnen verbünden wider Preußen, es wird Preußen und Rußland zwingen, ihre Beute fahren zu lassen, und Sachsen seinem König zurückzugeben.

Sie sind ein liebenswürdiger Schwärmer, sagte Talleyrand mit einem mitleidigen Lächeln, aber die Wirklichkeit entspricht selten den Schwärmereien. Bringen Sie Ihrem König meine ergebensten Grüße, sagen Sie ihm, daß Frankreich ihn bedauert, daß aber —

Vollenden Sie nicht, rief Sahla, seine Hand feierlich ausstreckend und dem Fürsten mit einem flammenden Blick in's Antlitz starrend. Sie halten mich für einen Schwärmer, meinen König für einen armen Bettler, den man nur beklagen, aber dem man nicht helfen kann. Aber Sie irren, Herr Fürst von Benevent, ich bin kein Schwärmer, denn ich sehe mit hellem Auge in die Zukunft, und ich sehe, daß Sachsen nicht untergeht, daß Frankreich es erhalten wird! Und mein König ist kein Bettler, denn er wird Denjenigen königlich bezahlen, der ihm sein Land, seinen Thron errettet.

Bezahlen mit Versprechungen, sagte Talleyrand mit leisem Spott.

Nein, bezahlen mit Millionen, rief Sahla, seine düstern Augen mit einem triumphirenden Ausdruck auf Talleyrand heftend. Er sah sehr wohl, wie Talleyrand zusammenzuckte, wie eine plötzliche Röthe über sein Antlitz hinfuhr, und ein stolzes Lächeln glitt über Sahla's Angesicht hin. Ich werde ihn gewinnen, sagte er leise zu sich selbst, ich werde Sachsen erretten.

Millionen, rief Talleyrand zweifelnd, wenn man über Millionen zu verfügen hat, braucht man nicht zu

zittern für ein Königreich, denn mit Millionen kauft man es ſich.

Das will mein König auch, ſagte Sahla mit einem glücklichen Lächeln. Er hält drei Millionen Francs bereit, um ſie Demjenigen zu geben, der ihm ſein Königreich wiederbringt, der hier auf dem Congreß für ihn wirbt und wirkt, der ihm die Stimmen Oeſterreichs, Englands und der kleinen deutſchen Fürſten erobert, der nicht nachläßt in ſeinen Bemühungen, und Sachſen rettet, indem er es unter die Fahne der Legitimität, der bedroheten Fürſtenwürde ſtellt. Wenn Frankreich feſt und unerſchütterlich bei ſeiner Forderung der Erhaltung Sachſens bleibt, ſo iſt Sachſen gerettet! Oh, Heil über den, welcher Sachſen rettet, er wird mehr dadurch erwerben, als nur drei elende Millionen Francs, er wird den Segen und die Liebe von mehr als drei Millionen treuer Sachſenherzen gewinnen.

Drei Millionen, ſagte Talleyrand, das faßt ſich ſehr leicht in Worte, in Begriffe, aber ſie ſind ſehr ſchwer in Wirklichkeit zu ſetzen.

Nein, ſie ſind ſehr leicht in Wirklichkeit zu ſetzen. Wollen Sie mir erlauben, Ihnen das zu beweiſen?

Ich bitte Sie darum, ſagte Talleyrand, leiſe ſein Haupt neigend.

Herr von Sahla zog ſein Portefeuille hervor, und es öffnend nahm er aus demſelben mehrere zuſammengefaltete Papiere.

Erlauben Sie mir dieſelben zu beſſerer Anſicht auseinanderzulegen, ſagte er, und ohne eine Antwort abzuwarten, begann er mit geſchäftiger Eilfertigkeit ſeine Papiere auf einem naheſtehenden Tiſch auszubreiten. Talleyrand hinkte leiſe und geräuſchlos zu dieſem Tiſch hin, und ſchaute dem Calatravaritter zu, der jetzt eines neben dem andern in ſymmetriſcher Ordnung dieſe kleinen, ſchmalen, länglichten Streifen Papier hinlegte, auf denen ſich allerlei Zahlen und Zeichen geſchrieben und gedruckt fanden.

Ew. Durchlaucht kennen dieſe Papiere? fragte er, während ſeiner Beſchäftigung zu Talleyrand emporſehend.

Ja, ſagte Talleyrand lächelnd, ich kenne ſie ſehr wohl. Es ſind Banknoten, und wie ich ſehe, beläuft ſich jede dieſer Banknoten auf funfzigtauſend Francs.

Und ſehen Sie auch, Durchlaucht, wie viel ſolcher Banknoten ich hier auf den Tiſch gelegt habe?

Wie mir ſcheint, ſind es deren zwanzig.

Sehr richtig, Fürſt, und zwanzig Banknoten, jede zu funfzigtauſend Francs, das macht?

Ich glaube, das macht eine Million, ſagte Talleyrand lächelnd.

Ja, das macht eine Million, ſagte Herr von Sahla, ſich emporrichtend. Ew. Durchlaucht ſehen alſo, daß es nicht ſo gar ſchwer iſt, Millionen in Wirklichkeit zu ſetzen, denn ich habe in weniger als einer Viertelſtunde hier eine Million aufzählen können.

Aber, wenn ich nicht irre, ſprachen Sie von drei Millionen Francs? Drei Millionen möchten doch ſchwieriger aufzuzählen ſein.

Nicht im Mindeſten, ſagte Herr von Sahla, einige andere Papiere aus ſeinem Portefeuille nehmend. Erlauben Sie mir nur zuvor, Ihnen den Plan meines edlen und unglücklichen Königs auseinander zu ſetzen. Ich ſagte Ihnen vorher, daß der König Demjenigen, welcher hier auf dem Congreß für ihn wirken und ſprechen wolle, Demjenigen, welcher durch ſeinen Einfluß ihm ſeine Krone und ſein Land erhalten würde, eine Belohnung von drei Millionen Francs geben wolle. Aber es verſteht ſich, daß die Klugheit hierbei einige Vorſichtsmaßregeln erheiſcht, und daß mein König nicht belohnen kann, ehe das Ziel erreicht iſt, um das es ſich handelt. Ew. Durchlaucht wiſſen vielleicht, wie es der König Ludwig der Sechszehnte in einem

ähnlichen Fall mit dem Grafen Mirabeau gehalten hat?

Nein, mein Herr, ich gestehe zu meiner Beschämung, daß ich das nicht weiß.

Graf Mirabeau versprach auch dem König Ludwig dem Sechszehnten durch seinen Einfluß und seine Beredtsamkeit seinen Thron und seine Macht zu erhalten. Der König bezahlte dafür Mirabeau's Schulden, die sich auf mehr als zweimalhunderttausend Francs belaufen mochten, gab ihm eine monatliche Revenue von sechstausend Francs, und außerdem einige Wechsel, im Gesammtbetrage von einer Million, die der Graf Mirabeau, sobald das Ziel erreicht und der König wieder in den Besitz seiner Macht gesetzt sei, bei der königlichen Schatzkammer zu präsentiren hatte, um das Geld zu empfangen. *)

Oh, da hat der arme König also Frankreich eine Million gespart, sagte Talleyrand lächelnd, denn Mirabeau starb, ohne seinen Zweck erreicht zu haben. Und dieses Uebereinkommen zwischen Ludwig dem Sechszehnten und Mirabeau will Ihr König nachahmen?

---

*) Siehe: Theodor Mundt. Graf Mirabeau. Th. IV. S. 364.

Ja. Er giebt ſeinem Vertheidiger jetzt eine Million Francs, er giebt ihm außerdem Wechſel im Betrage von zwei Millionen Francs, Wechſel, welche indeß erſt in einem Jahre fällig ſind. Denn im Lauf eines Jahres muß doch jedenfalls Sachſen wieder hergeſtellt ſein als eigenes ſelbſtſtändiges Königreich, und iſt es dies, ſo hat der Inhaber dieſer Wechſel ſie nur beim königlichen Schatzamt zu präſentiren, und ſie werden ihm ausgezahlt werden. Iſt es unſern Feinden gelungen, das Königreich Sachſen aus der Reihe der ſelbſtſtändigen Staaten auszuſtreichen, ſo ſind die Wechſel natürlich ungültig, da es alsdann keinen König von Sachſen mehr giebt. Sehen Sie, mein Herr Herzog, hier ſind die Wechſel. Es ſind deren zehn. Jeder Wechſel auf zweimalhunderttauſend Francs. Sie tragen alle die Unterſchrift: „Der König von Sachſen, für mich und meinen Nachfolger gültig.“

Ich ſehe, ſagte Talleyrand, leiſe mit dem Kopf nickend, Sie haben mich wirklich überzeugt, mein Herr, daß es nicht ſo ſchwer iſt, drei Millionen Francs in Wirklichkeit zu ſetzen.

Und werden Sie, Herr Herzog, mir jetzt auch dafür den Beweis liefern, daß es auch nicht ſo ſchwer iſt, für dieſe drei Millionen Francs einen Vertheidiger

für Sachſen, und die Rechte des Königs von Sachſen ausfindig zu machen? fragte Herr von Sahla, indem er die Wechſel zu den Banknoten auf den Tiſch legte.

Talleyrand bemerkte das ſehr wohl, aber er ſagte kein Wort dazu, ſondern wandte ſich um, und ging langſam einige Male in ſeinem Cabinet auf und ab. Herr von Sahla ſchaute ihm nach mit blitzenden Augen, in athemloſer Erwartung.

II.

Wie man Geſchichte macht.

Mein Herr, ſagte Talleyrand nach einiger Zeit, indem er vor Sahla ſtehen blieb, Ihr König hat ſich durch Sie vertrauensvoll an mich gewandt und begehrt meinen Rath. Ich werde mit demſelben Vertrauen antworten, denn das ehrwürdige Haupt des Königs Friedrich Auguſt iſt doppelt geheiligt; geheiligt durch das Unglück und durch eine Krone. Ich beuge mich aber in Ehrfurcht vor ihm und weihe ihm meine lebhafteſten Sympathieen, und ich bin ihm vor allen Dingen die Wahrheit ſchuldig. Ich muß ihm daher geſtehen, daß Frankreich ſich lebhaft für das Schickſal des Königs von Sachſen intereſſirt, nicht ſowohl aus perſönlicher und verwandtſchaftlicher Zuneigung des Königs Ludwigs von Frankreich zu ſeinem Oheim, dem König von Sachſen, ſondern mehr noch, um einem heiligen,

großen und unzerſtörbaren Princip zu genügen. Dies iſt das Princip der Legitimität! Frankreich will für ſich ſelber nichts, es beanſprucht nichts. Ich bin daher nur hier, um die politiſchen Principien aufrecht zu erhalten, und um zu verhindern, daß man kein Attentat auf dieſelben unternehme. *) Preußen aber will ein Attentat auf unſere politiſchen Principien machen. Es will das Princip der Legitimität umſtürzen, es will einen König, der durch göttliches und menſchliches Recht Herr und Herrſcher der Erbſtaaten ſeines Hauſes, des Königreichs Sachſen, iſt, ſeines Thrones berauben, um ſich durch dieſe ſächſiſchen Lande bezahlt zu machen für ſeine Kriegsunkoſten. Es entſchuldigt ſich damit, daß es den König von Sachſen einen Verräther an Deutſchland nennt, weil er etwas länger und mit minderer Treuloſigkeit der Bundesgenoſſe Frankreichs geblieben, als dies Preußen, Oeſterreich und die andern deutſchen Staaten gethan. Aber dafür, daß der König von Sachſen ſeinem Bundesgenoſſen treu geblieben, auch noch dann, als dieſer ſchon im Unglück war, dafür darf man ihn nicht ſtrafen, indem man ihn ganz willkürlich ſeines Eigenthums beraubt. Hat der König von Sachſen

*) Talleyrand's eigene Worte. Siehe: Carl von Noſtitz. S. 133.

Strafe verdient, ſo überlaſſe man dieſe Strafe Gott und dem Volk, deſſen Stimme man die Stimme Gottes nennt. Möge die öffentliche Meinung, möge ſein Volk ihn richten, möge dieſes, wenn es keinen Herrſcher will, welcher die Intereſſen Deutſchlands ſeiner perſönlichen Zuneigung geopfert hat, möge es ſich alsdann erheben und dieſen Herrſcher verjagen, oder möge es jetzt laut und feierlich vor dem hier verſammelten Congreß, das heißt, vor Europa ſeine Stimme erheben und ſich losſagen von ſeinem König und ſich freiwillig unter die Krone Preußens ſtellen. Dann hätte, nach dem Sprichwort: vox populi, vox dei, Gott ſelber entſchieden! Aber das Volk, die Stimme Gottes, hat ſich in Sachſen für den König erklärt, das Volk hat an den hier tagenden Congreß eine Deputation geſandt, welche feierlich erklärt hat, daß Sachſen nicht einer fremden Krone ſich unterordnen, ſondern daß es ſeinen angebornen König wiederhaben will. Demzufolge haben die Menſchen nicht das Recht, einen König zu ſtrafen, den die Stimme Gottes nicht verurtheilt hat. Das Princip der Legitimität muß aufrecht erhalten werden, denn alle Throne Europa's würden bald ſchwanken und in Trümmer zerfallen, wenn dies nicht geſchähe! Frankreich, welches keine Eroberungen, keine Gebietsvergrößerungen, keine

Vortheile von dem Congreß beanſprucht, Frankreich beanſprucht aber von dem Congreß, daß er dieſes Princip aufrecht erhalte. Bis heute hat Frankreich verſucht, auf dem Wege der Ueberredung, der Vorſtellungen, ja ſogar der Bitten auf den Congreß für Sachſen einzuwirken, aber da es ſieht, daß alle ſeine friedlichen Bemühungen vergeblich ſind, wird es von heute ab eine andere Sprache führen. Statt zu bitten wird es drohen, ſtatt zu überreden wird es rüſten, und wenn es ihm nicht gelingt auf dem Wege der Verhandlungen Sachſen ſeinem angebornen König zu erhalten, Neapel ſeinem angebornen König wieder zu gewinnen, ſo wird es ſein Ziel auf dem Wege des Krieges zu erreichen ſuchen, und wir werden dann ſehen, ob Oeſterreich, England und Rußland wirklich ſo unverſtändig ſein wollen, ihre eigene Exiſtenz zu untergraben, indem ſie das Princip der Legitimität untergraben und Preußen und Joachim Murat unterſtützen. — Sagen Sie dies Alles Ihrem König, Herr Baron von Sahla, ſagen Sie, daß ich es für meine heilige Pflicht erachte, ſeine Intereſſen, welche die Intereſſen aller beſtehenden Throne ſind, zu unterſtützen, nicht um Goldes oder Vortheils, ſondern um der Ueberzeugungen willen, die allein während meines vielbewegten Lebens die Richtſchnur meiner Handlungen

geweſen! Sagen Sie ihm, daß Frankreich von heute an für Sachſen in die Schranken tritt, daß es alle Mittel in Bewegung ſetzen wird, um Sachſen, wenn auch vielleicht in engeren Grenzen, aber doch als ſelbſtſtändiges Königreich zu erhalten, und daß Frankreich entſchloſſen iſt, entweder Sachſen zu erhalten oder mit ihm unterzugehen! Sagen Sie Ihrem König dies Alles, und fragen Sie ihn dann, ob er glaubt, daß ich des Vertrauens würdig bin, das er in mich geſetzt, und ob er immer noch hofft, daß ich ihm nützlich ſein kann?

Er wird dieſe meine Frage mit einem lauten, freudigen Ja beantworten, rief Herr von Sahla mit ſtrahlendem Angeſicht. Er wird von heute an nicht mehr troſtlos in die Zukunft ſehen, denn er wird wiſſen, daß er einen Vertheidiger gefunden, der die Macht und den Willen hat, für ihn zu kämpfen, und der für ihn ſiegen wird! Segen über Sie, Fürſt, über Sie, den Freund, den Bundesgenoſſen meines Königs, meines Vaterlandes!

Ich werde wenigſtens verſuchen, mir Ihren Segen zu verdienen, ſagte Talleyrand mit einem ſanften Lächeln, Sahla ſeine Hand darreichend. Herr von Sahla drückte dieſe Hand feſt in der ſeinen und ſchaute mit einem

langen, durchdringenden Blick in das ruhige, unbewegliche Antlitz Talleyrands.

Ich ſchaue in Ihr Herz, ſagte er feierlich, und ich weiß jetzt, daß Ihre Lippen die Wahrheit geſprochen, daß es Ihnen heiliger Ernſt iſt mit der Erhaltung Sachſens. Gehen Sie alſo hin, Durchlaucht, und ſprechen und handeln Sie zum Wohle eines Volkes und eines Königs, die Beide zu Gott für Sie beten werden! Ich will gehen, die Thränen meines unglücklichen Königs zu trocknen, indem ich ihm ſage, daß Gott ihm einen Rächer, einen Vertheidiger geſandt hat!

Er verneigte ſich tief, und ſich dann umwendend, eilte er dem Ausgange zu.

Talleyrand ſchaute ihm mit einem ſeltſamen, ſcheuen Ausdruck nach. Jetzt hatte der Calatravaritter die Thür geöffnet, und war ſchon im Begriff hinauszugehen.

Herr Baron von Sahla, rief Talleyrand, kommen Sie doch. Sie haben ja hier noch die Papiere und Wechſel Ihres Königs vergeſſen!

Sie werden ihm dieſelben nach einem Jahr wiederbringen, Herr Fürſt von Benevent, ſagte Herr von Sahla lächelnd, indem er raſch hinaus trat, und die Thür hinter ſich zudrückte.*)

*) Dieſe Beſtechung Talleyrand's für und durch Sachſen iſt

Herr von Talleyrand war jetzt allein. Er heftete noch eine Zeitlang die Blicke forſchend und horchend nach der Thür hin, dann, als er ſah, daß dieſe Thür ſich nicht wieder öffnete, daß Herr von Sahla nicht zurückkam, die vergeſſenen Papiere zu holen, dann flog ein glänzender Ausdruck der Freude über ſein Antlitz hin. Er eilte, ſo raſch es ihm ſein hinkender Fuß er-

---

keine müßige Erfindung, ſondern ein hiſtoriſches Factum. Der Graf de la Garde ſpricht in ſeinen Memoiren über den Wiener Congreß ganz unbefangen darüber, daß Sachſen ſich durch ſeine Millionen auf dem Congreß vertreten ließ. Der gute König von Sachſen, ſagt er, hat jetzt die beſte Partie erwählt. Er hatte, in der Furcht vor unangenehmen Wechſelfällen und Verlegenheiten, Sorge getragen, ſich ein kleines Reſerve-Kapital zu ſichern. Jetzt hat er davon einige Millionen losgeriſſen, um ſie an zwei einflußreiche Perſonen des Congreſſes zu geben. Der Schlüſſel von Gold wird ihm die Pforten ſeines Königreichs weit raſcher und ſicherer öffnen als alle Protokolle des Congreſſes. Siehe: Comte de la Garde II. S. 112. Der Graf de la Garde iſt noch ſo discret, den Empfänger der Millionen nicht zu nennen, aber Chateaubriand iſt offenherziger. Er ſagt es geradezu, daß Talleyrand vom König von Sachſen für drei Millionen Francs gewonnen worden und daß er für dieſe Summe das wahre Beſte Frankreichs, welches lieber Sachſen als den Rhein in Preußens Macht zu geben rieth, verkauft und verrathen habe. Siehe: Chateaubriand: Mémoires d'outre tombe. Vol. VI. S. 441. Siehe auch: Pertz, Leben des Miniſters vom Stein. Th. IV. S. 119.

laubte, nach den beiden Thüren ſeines Cabinets hin, verriegelte ſie beide, und trat dann zu dem Tiſch, auf welchem die Banknoten und Wechſel lagen.

Drei Millionen Francs, ſagte er, ſeine Hand auf die Papiere legend, drei Millionen Francs, das heißt ein Vermögen, um allen Wechſelfällen des Schickſals Trotz bieten zu können. Drei Millionen! Hm, ich denke, ich habe in den letzten zwei Tagen ein ganz gutes Geſchäft gemacht, und meine Erben werden mit mir zufrieden ſein. Da drinnen in meinem Pult liegt ein Document von dem König von Sicilien, der mir das italieniſche Fürſtenthum Dino als mein Eigenthum verſchrieben und verbrieft hat, wenn ich ihm Neapel wieder verſchaffe. Hier auf dem Tiſch liegen drei Millionen Francs vom König von Sachſen. Ich werde alſo im Laufe eines Jahres Herzog von Dino ſein, und ich werde ein herzogliches Vermögen haben! Ah, wie gut und nützlich iſt es doch, wenn man mehr verſchweigt, als ſagt, wenn man ganz im Geheimen Politik macht. Wenn der König von Sachſen den geheimen Vertrag gekannt, den ich vor einigen Wochen mit Oeſterreich und England abgeſchloſſen habe, ſo würde er vielleicht geglaubt haben, ſein Königreich billiger erhalten zu können, und nur vielleicht eine Million dafür

ausgegeben haben.*) Denn da Oesterreich und England sich mit Frankreich zu gegenseitiger Hülfsleistung und Durchführung der von einer der drei Mächte gemachten Vorschläge verpflichtet haben, so werden wir wohl ohne allzugroße Anstrengungen im Stande sein, Sachsen und seinen König zu erhalten. Zum guten Glück sind die drei Mächte verschwiegen gewesen! Ah, wie wunderlich doch die Welt ist, und welch' eine feine Nase man haben muß, um ihre Wechselfälle und Wandelungen wittern zu können, und daher ihren Eventualitäten zuvor zu kommen. Als ich noch Bischof von Autun war, witterte ich die Revolution und ward Republikaner. Als Republikaner witterte ich das Kaiserreich, und ward daher thätig, aus dem ersten Consul einen Kaiser zu machen. Als wir das Kaiserreich hatten, da roch ich

*) Am 3. Januar 1815 schlossen Frankreich, Oesterreich und England einen geheimen Vertrag ab, durch welchen sie sich gegenseitig verpflichteten, im Einverständniß mit einander die Bestimmungen des Pariser Friedens aufrecht zu erhalten, das heißt, alle Mächte in ihren Rechten bestehen zu lassen und in keine Macht- und Gebietsvergrößerungen einzelner Staaten zu willigen. Ferner verpflichteten die drei Mächte sich, sich gegenseitig zu vertheidigen und mit ihren Armeen und ihrem Gold sich zu unterstützen, wenn man sie aus Haß gegen die von einer der drei Mächte gemachten Vorschläge angreifen sollte. Siehe: Pertz. Th. IV. S. 274.

ſchon den Geruch der Fäulniß aller unſerer Zuſtände, und arbeitete und wirkte als Miniſter des Kaiſerreichs für den Thron des Königs, der dem Kaiſer folgen mußte. Und jetzt, da ich Miniſter des Königreichs Frankreich bin, für wen arbeite ich jetzt, und was wittert meine Naſe? Nun, jedenfalls habe ich ein wenig für mich gearbeitet, und was auch die nächſte Aventure Frankreichs ſein mag, ich habe für mich ein Herzogthum und einige Millionen gewonnen. Dafür erhalte ich dem König von Sachſen zum Mindeſten ſeine Krone, ſeine Reſidenzſtadt Dresden, und einige Städte und Städtchen dazu! Dafür ſetze ich den König von Sicilien wieder auf den Thron von Neapel, und verjage Joachim Murat, meinen lieben Freund früherer Tage. Und das, ſeufzte Talleyrand, indem er die Millionen zuſammen packte, und ſie in ſeinem Schreibtiſch verſchloß, das nennt man Geſchichte machen, und für das Wohl der Völker thätig ſein!

III.

Touché.

Fürſt Metternich kehrte eben aus der Conferenz zurück in ſein Cabinet. Sein Antlitz, welches ſonſt immer ſo ruhig und lächelnd erſchien, war heute von Wolken beſchattet, und ſeine Augen, welche ſonſt in ſo heiterm Glanz ſtrahlten, ſchauten finſter drein. Es war heute eine ſehr ſtürmiſche Congreßſitzung geweſen, und der politiſche Horizont fing immer mehr an, ſich zu verdunkeln. Eine unerwartete Briſe hatte heute dieſe Wolken noch dichter zuſammen gezogen. Dieſe Briſe war von England herüber geweht. England, das bis jetzt in den ſächſiſchen und polniſchen Fragen im innigſten Einvernehmen mit Frankreich und Oeſterreich geweſen, England hatte plötzlich ſeine Meinung geändert, und Lord Caſtlereagh hatte heute in der Conferenz Metternich ganz offen geſtanden, daß die neueſten De-

peſchen des Regenten von England es ihm zur Pflicht machten, den Frieden zu erhalten, und ihm, wenn es ſein müßte, Sachſen zu opfern, das heißt, es zuzulaſſen, daß Preußen ſich in den Beſitz Sachſens ſetze.

Dieſe unerwartete Nachricht war es, welche die Stirn Metternichs verdüſtert hatte, und welche machte, daß er jetzt in ſeinem Cabinet gedankenvoll und in ernſte Betrachtungen verſenkt auf- und abging.

Ich ſehe da nichts als Verwickelungen, als Zwiſtigkeiten, ſagte er leiſe vor ſich hin. Alles iſt Unfrieden, Neid und Bosheit, und Alles wird aus einander platzen, wie eine überladene Bombe, die Alles in Brand ſteckt. Preußen beginnt ſchon zu drohen, und der Herr von Hardenberg hat mir heut in der Conferenz mit blitzenden Augen verſichert, daß Preußen nöthigenfalls mit den Waffen in der Hand ſeine Anſprüche auf Sachſen vertheidigen werde. Frankreich droht wiederum mit Waffengewalt, wenn Preußen ſeine Anſprüche auf Sachſen nicht aufgeben wolle, und läßt ſchon ſeine Truppen zuſammenziehen. Herr Talleyrand ſagte heute mit ſeinem ruhigen Lächeln zu Hardenberg, Frankreich habe bereits eine Armee von achtundſiebenzig tauſend Mann an ſeinen Grenzen aufgeſtellt, die kampfgerüſtet den Feind erwarte. Rußland wird auch immer ungeſtü-

mer, und Kaiſer Alexanders Augen ſchleudern Blitze auf mich, die jedenfalls geeignet wären, mich zu zerſchmettern, wenn er der Gott Zeus, und ich nichts weiter wäre, als ein zu ſeinen Füßen gefeſſelter Titan. Sein Herr Bruder Conſtantin hat ja ſchon einen Aufruf an die Polen erlaſſen, ſich zu erheben, die Waffen zu ergreifen, und bereit zu ſein, auf den Ruf ihres Königs, des Kaiſers Alexander, die Unabhängigkeit und Freiheit ihres Vaterlandes zu vertheidigen. Und wir ſelber, Wir, Oeſterreich? Sehen wir uns nicht auch genöthigt, zu drohen, zu rüſten, und auf einen neuen Krieg vorzubereiten? In Böhmen haben wir ſchon ein Heer zuſammengezogen, um nöthigenfalls Sachſen zu vertheidigen. Jetzt müſſen wir ein anderes Heer hierher ziehen, um Wien im Fall des Krieges gegen die Ruſſen zu decken. Und ein drittes Heer haben wir in Italien aufgeſtellt, für den guten Joachim Murat, der den Hochmuth hat, noch länger König von Neapel bleiben zu wollen. Nichts als Rüſtungen! Und das iſt der Erfolg davon, daß die Diplomaten Europa's hier ſeit fünf Monaten verſammelt ſind, um über den Weltfrieden zu berathen! Wahrhaftig, wenn die Sache nicht ſo abſcheuliche Folgen haben könnte, ſo müßte man darüber lachen. Seit fünf Monaten Friedens-Con-

ferenzen, und der Erfolg davon, — Krieg — Krieg auf allen Seiten!

Metternich lachte laut auf, und warf ſich auf den Divan, um ein wenig auszuruhen von den Anſtrengungen der Conferenz. Aber immer wieder führten ihn ſeine Gedanken zu derſelben zurück und beläſtigten ſeine Seele mit ihren Aufregungen und Verdrießlichkeiten.

Ah bah, ſagte Metternich, ſein Haupt ſchüttelnd, als wolle er die läſtigen Inſecten verjagen, die ihn beunruhigten, ah bah, vergeſſen wir doch dieſe Langweiligkeiten! Es iſt am beſten, ſich gar nicht mehr mit ihnen zu beſchäftigen, ſondern die Dinge gehen zu laſſen, wie ſie eben gehen! Ich will heute nichts mehr damit zu thun haben, ſondern will mich mit nützlicheren und angenehmeren Dingen beſchäftigen. Ich habe da vor allen Dingen die Arrangements und Einladungen zu dem Ballfeſt zu überlegen, das ich in acht Tagen geben will. Zuerſt alſo die Einladungen!

Er ging zu ſeinem Schreibtiſch, ſetzte ſich vor denſelben, und nahm Papier und Feder. Zuerſt alſo: die kaiſerliche Familie! ſagte er, dieſelbe aufſchreibend. Nun, die wird mir nicht fehlen! — Dann: der Kaiſer und die Kaiſerin von Rußland! Aber wird der Kaiſer kommen wollen? Darf ich ihn direct

einladen, ohne eine brusque, abſchlägige Antwort zu riskiren? Ich werde General Hardegg als meinen Abgeſandten zu ihm ſchicken! Weiter! Der König von — Nun, Jean, was giebt es? fragte er den eintretenden Kammerdiener.

Durchlaucht, es iſt im Vorſaal ein fremder Herr, der durchaus Ew. Durchlaucht, wie er ſagt, in dringenden Angelegenheiten, zu ſprechen wünſcht.

Hat er ſeinen Namen nicht genannt?

Nein, Durchlaucht. Er hat mir nur dies Papier gegeben.

Und er hielt dem Fürſten einen ſilbernen Teller dar, auf welchem ſich ein Streifchen Papier befand, mit allerlei ſeltſamen Zeichen und Strichen beſchrieben.

Metternich nahm das Papier ganz achtlos entgegen, dann, als er die Augen auf die Hieroglyphenſchrift des Papiers geheftet hatte, zuckte er zuſammen und betrachtete ſtaunend von allen Seiten die geheimnißvolle Schrift.

Laß dieſen Herrn ſogleich eintreten, ſagte er, haſtig nach der Thür deutend, und während Jean hinaus eilte, murmelte der Fürſt, indem er das Papier in kleine Stücke zerriß: es iſt unmöglich. Er kann es

nicht ſein! Er wird mir irgend einen ſeiner Agenten ſenden!

Der Kammerdiener öffnete die Thür und ein Fremder trat ein. Metternich heftete auf ihn ſeine großen, forſchenden Augen. Ich hatte Recht, ſagte er zu ſich ſelber, er iſt es nicht! Einer ſeiner Agenten, nichts weiter!

Er ſtand auf, und ging mit ernſter, ſtolzer Ruhe, und etwas zurückhaltendem Weſen dem Fremden entgegen, der raſch und ungezwungen ſich ihm näherte, und ihn lächelnd anſchauete.

Ew. Durchlaucht kennen mich nicht? fragte er, als Metternich ihn noch immer nicht willkommen hieß.

Der Fürſt zuckte leiſe die Achſeln. Ich habe leider nicht die Ehre, ſagte er.

Nun, ſagte der Fremde lächelnd, das beweiſt wenigſtens, daß Andere mich nicht erkennen werden, und daß meine Verkleidung gut war! Erlauben Sie, Durchlaucht!

Ohne eine Erlaubniß abzuwarten, drehte er ſich um, zog mit einem raſchen Griff die hellblonde Perücke, welche in einer Fülle köſtlicher Locken ſein Haupt ſchmückte, von demſelben fort, und mit ihr zugleich den vollen Backenbart, der ſein Geſicht wie ein ange-

nehmer winterlicher Fußſack umgab, und den untadelhaften Schnurrbart, der ſich wie ein breites undurchdringliches Schutzdach über ſeinem Munde wölbte. Alsdann richtete er die rechte Schulter, welche bis dahin tief geſenkt geweſen, empor, und wandte ſich in dieſer Metamorphoſe wieder dem Fürſten zu.

Fouché! rief dieſer erſchrocken. Sind Sie es wirklich!

Ah, Ew. Durchlaucht kennen mich alſo doch! rief Fouché lachend. Und jetzt, nicht wahr, Durchlaucht, jetzt heißen Sie mich willkommen?

Ja, von Herzen willkommen, Herr Herzog von Otranto, ſagte der Fürſt, ihm mit ſeinem verbindlichſten Lächeln die Hand darreichend. Aber, Sie werden mir verzeihen, wenn ich nichtsdeſtoweniger ſehr verwundert bin, den Herrn Polizeiminiſter des einſtigen Kaiſers Napoleon ſo unerwartet hier in Wien bei mir zu ſehen!

Sie ſind verwundert, rief Fouché, mein Gott, Fürſt, wie beneidenswerth Sie ſind, ſich noch über irgend Etwas wundern zu können. Ich meinestheils habe dieſe glückliche Eigenſchaft ganz und gar verloren. Ich wundere mich über nichts mehr! Aber ſagen Sie, Durchlaucht, wollen Sie mir eine Viertelſtunde ſchenken?

Nicht mehr, als eine Viertelſtunde! Ich bin mit Courierpferden, als mein eigener Courier, hierher gefahren, und werde als Courier mit den Depeſchen des Fürſten Talleyrand in einer Viertelſtunde wieder Wien verlaſſen, um nach Paris zurückzukehren.

Und Fürſt Talleyrand kennt den Courier nicht, er ahnt nicht, daß Sie es ſind, Herr Herzog?

Nein, er hat mich ſo wenig erkannt, wie Ew. Durchlaucht. Niemand darf ahnen, daß ich hier bin, weder in Wien noch in Paris. Selbſt den Späheraugen meiner frühern Polizeiſpione hoffe ich dies Geheimniß entziehen zu können. Ich bin bloß hierher gekommen, um eine Unterredung mit Ihnen zu haben. Wollen Sie mir dieſe bewilligen? Komme ich Ihnen nicht unbequem?

Ach, Herr Herzog, welche Frage! Mein ganzer Tag ſteht Ihnen zur Verfügung!

Ich ſagte Ew. Durchlaucht ſchon, daß ich nur eine Viertelſtunde beanſpruche! Aber wollen Sie die Gnade haben, Ordre zu geben, daß man uns nicht ſtört, daß Niemand hier eintritt? Meine Maskerade darf nur für Ew. Durchlaucht kenntlich ſein!

Sie haben Recht, wir wollen uns vor Störungen ſichern, ſagte Metternich und er eilte in den Vorſaal,

um Jean zu benachrichtigen, daß, ſo lange der Fremde bei ihm ſei, Niemand vorgelaſſen werde und keiner in das Cabinet eintreten dürfe.

Jetzt, ſagte er, zu Fouché zurückkehrend, jetzt wollen wir uns außerdem auch noch vor jedem böſen Zufall ſichern!

Er verſchloß die Thür des Vorſaals und die zweite in ſein Wohnzimmer führende Thür.

Herr Herzog, ſagte er dann, nun ſind wir vor jeder Störung geſichert, und wenn es Ew. Durchlaucht gefällig iſt, ſetzen wir uns.

Er führte den Herzog zu dem Divan hin und nahm ihm gegenüber auf dem Fauteuil Platz.

Und jetzt, Herr Herzog, ſagte er lächelnd, jetzt erlauben Sie mir, Ihnen zu geſtehen, daß ich auf Ihre Worte ſo geſpannt bin, wie ein junges Mädchen auf die erſte Liebeserklärung, die man ihr zu machen im Begriff iſt.

Nur daß es ſich bei meinen Erklärungen viel weniger um Liebe als um Haß handelt, Durchlaucht, rief Fouché. Ich komme, Ihnen zu geſtehen, daß ich rathlos bin, daß ich nicht mehr weiß, wohin wir gehen, noch was wir wollen.

Ah, mein Freund, ſagte Metternich achſelzuckend,

dann ſind Sie in Paris genau ſo weit, wie wir hier in Wien auch ſind. Wir befinden uns hier auch bereits in einem Chaos, aus dem uns ſchwerlich etwas Anderes herausziehen wird, als das Schwert!

Wir aber, ſagte Fouché ernſt, wir ſtehen am Vorabend einer Revolution, und ich komme hierher, Sie zu fragen, was geſchehen ſoll, wenn dieſe Revolution den König Ludwig den Achtzehnten geſtürzt hat?

Ach, Sie nehmen das als eine unumſtößliche Gewißheit an? rief Metternich.

Ja, es iſt eine Gewißheit, ſagte Fouché ernſt. Frankreich ſteht auf einem Vulkan, der in jeder Stunde ſeinen Krater öffnen und ſeine glühende Feuerlawa ausſtrömen kann. Der König iſt ein verlorner Mann, denn das Volk liebt ihn nicht, das Militair verabſcheut ihn, und die Legitimiſten ſelbſt zürnen ihm wegen der freiſinnigen Inſtitutionen, die er gegeben, und wegen der Nachſicht, die er den Bonapartiſten erzeigt. Frankreich iſt nur noch eine einzige große Verſchwörung. Ueberall gährt es, überall nimmt das Volk eine drohende Miene an, empört es ſich offen und geheim gegen die Regierung, welche nur noch ein reifes Geſchwür iſt, das Frankreich bei der erſten Gelegenheit abſtoßen wird.

Was für ein Pflaſter aber wird es dann auf

ſeine offene Wunde legen? fragte Metternich achſelzuckend.

Das iſt es eben, weshalb ich Sie um Rath fragen möchte, ſagte Fouché raſch. Ich glaube, Durchlaucht, Sie haben das Pflaſter, welches Frankreich alsdann bedürfen wird. Ach, dieſes arme Frankreich! Man hätte es retten, man hätte es den Bourbonen erhalten können, aber man hat es nicht gewollt! Dieſe Leute ſind blind mit ſehenden Augen. Sie rennen in ihr Verderben trotz aller Warnungen! Es iſt, als ob eine allgemeine Verblendung die Regierung und alle ihre Anhänger und Beamten befallen habe. Man conſpirirt öffentlich, an jeder Straßenecke, in jedem Hauſe! Selbſt die Frauen ſind von dem allgemeinen Schwindel ergriffen; die Herzogin von Baſſano wirbt ohne Scheu ihre Freundinnen dazu an, ihre Männer zu bekehren, daß ſie ſich den Conſpirationen anſchließen. Sie hat ſich jüngſt erſt der Marſchallin Augereau faſt zu Füßen geworfen und ſie mit Thränen beſchworen, den Marſchall zum Anſchluß an die große Napoleoniſche Verſchwörung zu bewegen. Die Marſchallin Augereau iſt loyal genug geweſen, dem Polizeiminiſter André dieſes Anſinnen der Herzogin von Baſſano mitzutheilen. Der Polizeiminiſter hat ihr gelaſſen zugehört und hat gelacht

über dieſe Klatſcherei ſchöner Frauen.*) Er hat auch gelacht, als der Präfect des Vardepartements ihm kürzlich berichtete, daß viel verdächtige Leute, anſcheinend von Elba kommend, an der Küſte der Provence landeten, ſich im Lande umhertrieben und für Napoleon würben. Herr André hat ihn ebenſowenig einer Antwort gewürdigt, als mir Herr Talleyrand geantwortet hat auf ein Schreiben, das ich vor vier Wochen an ihn richtete, und in welchem ich ihn warnte und ihm mittheilte, wie ich aus genauen Quellen wüßte, daß Joſeph Bonaparte in der Schweiz Mannſchaften ſammele und bewaffne, daß er verdächtige Umtriebe habe mit mehreren Generälen der Armee. Aber dieſe Leute wollen nicht hören! Sie haben auch Barras nicht gehört, als der zu Herrn von Blacas kam, um ihn vor einer gegen den König gerichteten Verſchwörung zu warnen, als er dem Miniſter vorſchlug, Napoleon auf Elba verhaften zu laſſen, als er ſich erbot, alsdann Murat zur freiwilligen Niederlegung ſeiner Krone zu bereden. Dieſe Leute wollen nicht hören. Sie haben auch ihren eigenen Kriegsminiſter Dupont nicht gehört, als der, erſchrocken über den bonapartiſtiſchen, aufwiegleriſchen Geiſt des

*) Pertz. IV. S. 369.

Heeres, dem König und Herrn von Blacas vorgeſchlagen hat, das Heer zu verringern und die Vertheidigung des Landes mehr der Nationalgarde anzuvertrauen. Dieſe Leute werden ſo lange taub ſein, bis der Donner der Revolution, das Krachen des über ihren Häuptern zuſammenbrechenden Gebäudes ſie zu ſpät aus ihrer Sorgloſigkeit aufſchreckt.

Und denken zu müſſen, daß ſie dies Alles vermeiden konnten, wenn ſie klug genug geweſen, ſich einen Polizeiminiſter, wie der Herzog von Otranto es war, zu ſichern, ſagte Metternich, einen raſchen, forſchenden Blick auf Fouché werfend.

Er ſah ſehr wohl das Aufblitzen ſeiner Augen, das düſtere Zuſammenziehen ſeiner Stirn. Sie bedurften Meiner nicht, ſagte Fouché mit einem verächtlichen Lächeln, ſie ließen mich unbeachtet, und in Unthätigkeit. Nun, mögen Sie jetzt die Früchte Ihrer Thaten ernten. Ich komme nicht hierher, um Sie, Herr Fürſt, zu beſchwören, die Regierung Frankreichs zu warnen, und ihren Fall zu verhindern. Ich komme nur, um Ihnen zu ſagen: die Regierung Frankreichs wird fallen! Um Sie ehrlich und offen zu fragen: was wird Oeſterreich thun, wenn ſie gefallen, wenn der König verjagt iſt? Wird es Ludwig den Achtzehnten vertheidigen?

Wird es Frankreich verhindern, seine Republik zu erneuern?

Das Alles sind ja innere Fragen Frankreichs, sagte Metternich achselzuckend, was kümmern die uns? Möge Frankreich seinen König absetzen, möge es die thörichte Comödie seiner Republik noch einmal durchspielen, wir werden es nicht verhindern, vorausgesetzt, daß Frankreich sich selber leitet und nicht von Andern verleitet wird. Was Ihren König Ludwig den Achtzehnten und die französischen Bourbonen anbetrifft, so kann Oesterreich Dem nur beistimmen, was vor einigen Tagen der Kaiser von Rußland sagte.

Und was sagte der, Durchlaucht?

Er sagte: „wir haben die Bourbonen wieder auf den Thron gesetzt, mögen sie sich darauf halten. Fallen sie abermals, so bin ich es ganz gewiß nicht, der ihnen wieder emporhilft.“*) Ich habe Ihnen jetzt ehrlich und offen Ihre Frage beantwortet. Jetzt, Herr Herzog, beantworten auch Sie mir mit derselben Ehrlichkeit und Offenheit eine Frage!

Fragen Sie, Durchlaucht.

Nun denn, Herr Herzog, sagen Sie mir: glauben

*) Ménéval: Mémoires. II. 116.

Sie, daß Frankreich in der That nur deshalb conſpirirt und revolutionirt, um ſich das Königthum abzuſtreifen zu Gunſten einer Republik?

Nein, Durchlaucht, das glaube ich ganz und gar nicht, ſagte Fouché mit einem feinen Lächeln.

Dieſes Lächeln fand einen Wiederſchein auf dem Angeſicht Metternichs. Glauben Sie alſo, fragte er leiſe, glauben Sie, daß Frankreich die Bourbonen verjagen will zu Gunſten der Bonapartiſten? Glauben Sie, daß es ſeine Regentin Marie Louiſe und den König von Rom in Frankreich willkommen heißen würde?

Ah, rief Fouché lebhaft, Sie ſprechen da das Wort aus, um deſſetwillen ich gekommen bin! Ja, Durchlaucht, ja, niemals iſt der Augenblick für die Wiederherſtellung der Regentſchaft in Frankreich ſo günſtig geweſen, wie eben jetzt. Die königliche Regierung hat alle Geiſter verſtimmt, ſie iſt es am meiſten geweſen, die Propaganda für den Bonapartismus gemacht hat. Ich ſage Ihnen, Durchlaucht, wenn jetzt in dieſer Zeit der Sohn des Kaiſers, von einem Bauer geführt, auf einem Eſel reitend, in Straßburg erſchiene, ſo würde das erſte beſte Regiment, dem er vorgeſtellt würde, ihn

ohne alle Hinderniſſe nach Paris bringen, und Ludwig vom Thron ſtürzen, um ihn darauf zu ſetzen.*)

Um ihn als Napoleon den Zweiten auszurufen, oder ihn nur ſo lange auf dem Thron zu halten, bis Napoleon der Erſte von Elba zurückgekommen?

Das hängt von den Umſtänden ab, Durchlaucht, und ich glaube, man muß den Umſtänden ein bischen zu Hülfe kommen. Die Rückkehr Napoleons wäre nicht blos für Frankreich, ſondern für ganz Europa ein Mißgeſchick, denn die Kriege würden ſich wieder erneuern, und neue Umwälzungen wären die Folge davon. Napoleon iſt eine Verlegenheit für Europa, und man müßte daher bemüht ſein, ſie zu beſeitigen.

Beſeitigen! Das iſt ein vieldeutiges Wort, ſagte Metternich. Ich hoffe, Sie denken dabei nicht an die Beſeitigungen, wie ſie die Bravi der Republik Venedig früher verſtanden?

Ich denke an eine Beſeitigung, wie ſie zum Beiſpiel Oeſterreich früher mit dem König Richard Löwenherz vornahm, den es auf lange Zeit in einen Thurm verſchwinden ließ.

Ah, und ich bin ſicher, Herzog, daß Sie alsdann

*) Fouché's eigene Worte. Siehe: Ménéval. Memoires. III. 98.

für dieſen zweiten Richard Löwenherz nicht die Rolle eines Blondel übernehmen würden! rief Metternich lachend. Aber das Beſeitigen iſt in dieſem Falle ſchwerer, als damals, denn Richard Löwenherz zog durch Oeſterreich, Napoleon aber horſtet auf Elba.

Man müßte ihn heimlich von ſeinem Horſt entführen. Man müßte ihn von Elba aufheben, ihn auf eins der vor Elba kreuzenden engliſchen Schiffe bringen, und ihn auf irgend einer wüſten Inſel abſetzen, ihn im Weltall entſchwinden laſſen. Es bedürfte dazu nur einiger weniger Männer, die muthig, entſchloſſen und treu ſind.

Kennen Sie ſolche Männer? fragte Metternich raſch.

Ja, Durchlaucht, ich kenne ſolche Männer, und ich ſtelle ſie Ew. Durchlaucht zur Verfügung!

Ah, nicht mir, rief Metternich faſt erſchrocken, ich will nichts zu thun haben mit dieſen Dingen! Ich wiederhole und ſage, was Talleyrand ſagte, als ihm Lord Caſtlereagh neulich den Vorſchlag machte, bei dem Congreß auf die Verhaftung und weitere Fortführung Napoleons anzutragen.

Was ſagte Talleyrand?

Er ſagte achſelzuckend: „Mylord, reden wir nicht mehr von Napoleon. Er iſt ein todter Menſch.“*)

Ah, rief Fouché verächtlich, dieſer ſchlaue Fuchs hat alſo ganz und gar die Witterung verloren, wie es ſcheint! Aber Sie, Durchlaucht, werden ihm nicht nachahmen wollen, Sie werden Napoleon nicht für einen todten Mann halten, ſondern Sie wiſſen, daß er lebt, und daß er das Triebrad aller dieſer Machinationen iſt, die jetzt Frankreich in Unruhe und Aufruhr verſetzen.

Ich geſtehe, daß ich darin Ihre Anſicht theile, Herr Herzog.

Aber Sie wollen dennoch nicht die Verantwortung für die Entführung Bonaparte's übernehmen, Durchlaucht? Doch Sie würden es zufrieden ſein, wenn die Sache geſchähe, und würden keinen Groll hegen gegen Den, der ſie veranlaßt hätte?

Groll gegen Den, der den Frieden Europa's geſichert hätte?

Sie würden dem Entführer alſo dankbar ſein?

Wenn die Entführung erſt ein fait accompli iſt, ſo würde Oeſterreich den heimlichen Veranſtalter die-

*) Pertz. Leben des Miniſters vom Stein. IV. S. 369.

ſer Entführung unterſtützen und fördern, ſo viel es in ſeinen Kräften ſtände.

Es würde ihm zum Beiſpiel die Stelle eines Regentſchaftspräſidenten des kleinen Kaiſers Napoleon des Zweiten bewilligen, und die Kaiſerin Mutter, Marie Louiſe, veranlaſſen, daß ſie ihn als ihren erſten Miniſter und Rathgeber betrachte?

Oeſterreich würde dies als die erſte Pflicht ſeiner Dankbarkeit betrachten, vorzüglich wenn der kühne Mann, der Bonaparte von Elba verſchwinden ließe, der den König von Rom als Kaiſer auf den Thron Frankreichs ſetzte, wenn dieſer kühne Mann der Herzog von Otranto, der große Fouché wäre!

Durchlaucht, rief Fouché lächelnd, dem Fürſten ſeine Hand darreichend, Durchlaucht, wir ſind alſo einig. In vier Wochen wird Napoleon von Elba entführt, und der König von Rom zum Kaiſer von Frankreich erklärt ſein, mit ſeinem Regentſchaftsrath neben ſich.

Aber Oeſterreich darf ſich nicht als Partei in dieſer Sache hinſtellen, ſagte Metternich, es darf Ihnen nicht freiwillig und zuvorkommend den König von Rom entgegenführen.

Nein, wir werden ihn entführen, und Oeſterreich wird nur die Güte haben, ſeine Flucht und Entführung

erſt dann zu bemerken, wenn wir die franzöſiſche Grenze überſchritten haben! Wir entführen Vater und Sohn! Den Erſtern, um ihn verſchwinden zu laſſen, den Letztern, um ihn auf den Thron zu ſetzen.

Aber nur unter der Bedingung, daß Fouché der Präſident ſeines Regentſchaftsrathes ſei.

Sie garantiren mir Oeſterreichs Zuſtimmung?

Ich garantire ſie!

Durchlaucht, die Sache iſt alſo abgemacht, und meine Viertelſtunde iſt um! Leben Sie wohl! Bald werden die Sterbeglocken des Königs, und die Krönungsglocken des Kaiſers von Frankreich läuten! Leben Sie wohl! Sie müſſen mir ſchon zuvor noch erlauben, in Ihrer Gegenwart meine Toilette zu machen!

Ah, Herr Herzog, laſſen Sie mich dabei Ihr Kammerdiener ſein!

Einige Minuten ſpäter verließ Fouché, wieder vollkommen unkenntlich und verwandelt, das Cabinet des Fürſten Metternich. Dieſer ſchauete mit einem eigenthümlichen Lächeln dem Enteilenden nach, und horchte auf ſeine verhallenden Schritte.

Und dieſer Menſch glaubt, daß wir auf ſeine Straßenräuberpolitik eingehen werden, flüſterte er achſelzuckend. Er hält es für möglich, daß Oeſterreich mit

ihm ein Complott mache, und die Aventure des französischen Kaiserthums durch den eigenen Enkel des österreichischen Kaisers noch werde fortspielen lassen. Ah, man muß eben Jacobiner und Conventsmitglied gewesen sein, um solche Monstruositäten für möglich zu halten! Aber um seine Pläne durchschauen zu können, mußte ich schon auf dieselben eingehen. Jetzt liegt es an mir, sie entweder zu vernichten, oder sie je nach den Umständen zu fördern und zu benutzen. Frankreich, das ist klar, Frankreich geht einer neuen Revolution entgegen, und das muß man benutzen zur Förderung des Congresses und unserer Interessen! Sobald die Empörung in Frankreich ausgebrochen ist, müssen wir sie zu einem politischen Handstreich benutzen, und durch denselben müssen die brennenden Fragen des Congresses, an denen er fünf Monate lang brütet, auf Einen Schlag entschieden werden. Dieser Coup de main muß Oesterreich die Lombardei und Venedig bringen, Rußland befriedigen durch den Besitz Polens, dem König von Sachsen sein Königreich wiedergeben, und den Erbfeind Oesterreichs, das ehrgeizige Preußen isoliren!

Aber um das zu bewirken, fuhr er nach einer Pause fort, um den Coup de main vorzubereiten, muß

Oeſterreich vor allen Dingen ſich mit Rußland einigen, und eine Trennung Rußlands von Preußen zu Stande bringen. Ah, jetzt iſt es Zeit, von der Denkſchrift Hardenbergs Gebrauch zu machen! Ich werde dieſelbe noch heute dem Kaiſer von Rußland übergeben! —

IV.

Intriguen.

Während Fürſt Metternich ſo in ſeinem Cabinet die Vortheile überlegte, welche die nahende Revolution Frankreichs für Oeſterreich haben ſolle, war Fouché noch immer eifrig damit beſchäftigt, die Dinge, welche ſich in Frankreich begeben ſollten, vorzubereiten.

Das Palais des Fürſten Metternich verlaſſend, ſchritt er eilig über die ihm von vielfachem Aufenthalt her wohlbekannten Straßen Wiens dahin. Jetzt trat er in eine kleine Nebengaſſe ein, und blieb vor einem niedrigen, unſcheinbaren Häuschen ſtehen.

Mit ſorgſamen, prüfenden Augen betrachtete er das Haus, und las die über der Thür angebrachte, halb von der Sonne und Staub verwiſchte Hausnummer.

Ja, es iſt richtig, ſagte er. Hier werde ich mit dem Bonapartiſten ein Rendezvous haben.

Er klopfte drei Mal haſtig und leiſe an die Thür. Dieſe öffnete ſich und Fouché trat ein. Eine alte Frau ſtand auf dem Flur und fragte ihn mit mißtrauiſchen Blicken nach ſeinem Begehr.

Ich bin hierher berufen, um den Maler Leſtocq zu friſiren, ſagte Fouché. Er wohnt doch hier im Hauſe?

Ja wohl, er wohnt hier, ſagte die Alte, und er hat mir auch geſagt, daß er einen Friſeur erwartet. Gehen Sie alſo nur die Treppe hinauf, und klopfen Sie da oben an die Thür. Man wird Ihnen aufmachen!

Fouché war ſchon beſchäftigt, die düſtere ſchmale Treppe hinauf zu klimmen, und ſtand jetzt vor der einzigen auf dem obern Flur befindlichen Thür. Wieder klopfte er drei Mal.

Jenſeits der Thür vernahm man jetzt annähernde Schritte, und eine Stimme fragte: Sind Sie die Lilie, oder der Adler?

Ich bin der Adler, ſagte Fouché.

Sofort ward die Thür geöffnet, und auf der Schwelle derſelben erſchien die hohe ſchlanke Geſtalt des Grafen Montbrun.

Treten Sie ein, Herr Herzog, ſagte er leiſe, Sie ſehen, ich erwartete Sie!

Sie haben alſo die Botſchaft erhalten, Herr Graf,

die ich Ihnen vor drei Tagen ſandte? fragte Fouché, in das kleine, ganz als das Atelier eines Malers eingerichtete Gemach eintretend.

Ich habe ſie erhalten, Herr Herzog, ſagte Montbrun, indem er mit einer leichten Handbewegung nach dem Divan hindeutete. Fouché ſetzte ſich und heftete dann ſeine großen, blitzenden Augen mit einem forſchenden Ausdruck auf das bleiche edle Angeſicht des Grafen, der ſeinem Anſchauen mit einem feſten Blick begegnete.

Ich bin ſehr glücklich, daß ich endlich den Mann von Angeſicht zu Angeſicht ſehe, auf deſſen Treue, wie ich weiß, der Kaiſer mit ſo zuverſichtlichem Vertrauen rechnet, ſagte Fouché nach einer Pauſe.

Graf Montbrun lächelte. Ich bedauere, Herr Herzog, Ihr Compliment nicht erwiedern zu können, ſagte er, aber ich verſichere, daß ich auch glücklich ſein würde, Sie von Angeſicht zu Angeſicht ſehen zu können.

Ah, Sie ſehen alſo, daß ich Incognito hier bin? rief Fouché lächelnd.

Ja, und ich warte, daß Sie die Güte haben wollen, dies Incognito aufzuheben, um mir dadurch zu beweiſen, daß Sie mir vertrauen!

Fouché ließ einen ſchnellen, forſchenden Blick durch das Zimmer ſchweifen, und erſt, als er ſich überzeugt

hatte, daß kein Meuble, kein Vorhang ſei, hinter dem irgend ein Lauſcher ſich verborgen halten könne, legte er die Perücke und den Bart ab.

Jetzt, Herr Herzog, heiße ich Sie von Herzen willkommen, ſagte Montbrun, ſich tief verneigend. Ich heiße Sie um ſo mehr willkommen, da Ihr Hierſein mir beweiſt, daß die Stunde der Entſcheidung naht.

Sie freuen ſich deſſen? Sie lieben alſo den Kaiſer ſehr?

Er weiß, daß ich ihm mit Leib und Seele ergeben bin!

Ja, ja, er kennt Ihre Anhänglichkeit, rief Fouché, und er hat mir oft von Ihnen erzählt. Seltſam, daß wir uns niemals begegnet ſind.

Ich war immer im Dienſt des Kaiſers auf Reiſen, ſagte Montbrun lächelnd, ich war in Italien, in Spanien, in Deutſchland und Rußland, je nach den Befehlen und Inſtructionen, die der Kaiſer mir ſandte.

Und ich war im Dienſt des Kaiſers faſt immer in Paris, rief Fouché, ſo iſt es gekommen, daß die beiden ergebenſten und treueſten Anhänger und Diener des Kaiſers ſich niemals begegnet ſind.

Graf Montbrun verneigte ſich ſchweigend.

Ich hoffe doch, ſagte Fouché, daß Sie an mei-

ner Treue und Anhänglichkeit für den Kaiser nicht zweifeln?

Ich würde es nicht wagen, an Ihren Worten zu zweifeln, sagte Montbrun scharf betonend.

Ah, ich verstehe, Sie wünschen aber auch meine Thaten in Uebereinstimmung mit meinen Worten zu sehen, rief Fouché. Sie werden das sehen, Herr Graf. Setzen Sie sich zu mir, und lassen Sie uns offen mit einander reden.

Graf Montbrun nahm einen Stuhl und setzte sich dem Herzog gegenüber.

Sie wissen wohl, Herr Herzog, sagte er, daß ich Ihnen nichts zu verschweigen beabsichtige. Ich bin freilich hier in Wien, gleich Ihnen, in einer Verkleidung, und man hält mich für einen unschädlichen Abenteurier, für einen heruntergekommenen Marquis, der, Dank seinem altadlichen Namen, von der Gnade der Bourbonen die Wiederherstellung seines Reichthums erhofft, und bis dahin sich in den Antichambres unserer Gesandten, und den Spielsälen der hier aus allen Ländern der Welt zusammengeströmten Spieler von Fach umhertreibt. Aber Ihnen gegenüber, Herr Herzog, verberge ich mich nicht. Sie haben mir vor einigen Tagen durch eine vertraute Mittelsperson ein Memorial

geſandt, in welchem Sie die Güte hatten, mir ausführlich und genau die Zuſtände unſeres gemeinſamen Vaterlandes, das wir Beide gleich ſehr lieben, auseinander zu ſetzen. Ich habe dies Memorial mehr als Einmal mit der größten Aufmerkſamkeit geleſen, und es hat mich überzeugt, daß jetzt die Stunde gekommen iſt, welche wir ſo lange vorbereitet und erſehnt haben, die Stunde, in welcher der Kaiſer nach Frankreich, das ihm ſeine Arme entgegenbreitet, zurückkehren muß.

Sie haben Recht, rief Fouché lebhaft, der Kaiſer muß zurückkehren. Frankreich bedarf Seiner, und ihm ſelber droht Gefahr, wenn er länger auf Elba bleibt.

Sie ſind alſo der Meinung, daß die Herren vom Congreß endlich doch ihre Worte und Drohungen in Thaten umſetzen. Daß ſie endlich den Antrag des Lord Caſtlereagh und des Grafen Pozzo di Borgo annehmen werden? Daß ſie es wagen werden, den Kaiſer auf Elba zu verhaften, und ihn heimlich von dort zu entführen?

Ja, ſie werden es wagen, ſagte Fouché. Meine hieſigen Kundſchafter und Freunde haben mir die beſtimmteſten und unzweifelhafteſten Nachrichten gegeben: der Congreß hat Furcht vor dem gefeſſelten Löwen, und er will daher ſeinen Kerker noch weiter ab in das

Weltmeer entrücken. Es ist daher nothwendig, den Herren Diplomaten zuvorzukommen, und den Löwen zu befreien.

Und Sie sind überzeugt, Herr Herzog, daß Frankreich bereit ist, ihn wieder auf den Thron zu setzen?

Ich bin davon überzeugt. Ich habe meine Verbindungen in allen Regimentern der Armee. Ich unterhandle und verkehre mit allen napoleonischen Generälen, welche der Unverstand Ludwigs des Achtzehnten bei der Armee belassen hat. Sie sind alle bereit, den Kaiser mit ihren Regimentern willkommen zu heißen.

Aber sind sie auch bereit, zuvor mit ihren Regimentern den König zu stürzen und zu verjagen?

Das wird nicht vorher, sondern zur selben Zeit geschehen, sagte Fouché. Wenn das Gewitter gerade über uns steht, folgt Blitz und Donner unmittelbar auf einander. Der einschlagende Blitz, das wird der Kaiser sein, und der rollende Donner wird von dem fortbrausenden Wagen des entfliehenden Königs herrühren. Jetzt kommt es nur darauf an, daß Jeder von uns seine Rolle bei dem großen Drama, das Frankreich dem staunenden Europa vorspielen will, richtig durchführt, und sein Stichwort nicht verfehlt. Wir müssen

uns alſo darüber verſtändigen, was wir gethan haben, und was uns noch zu thun übrig bleibt.

Was wir gethan haben, ſagte Montbrun, das iſt in kurzen Worten zuſammen zu faſſen: wir haben conſpirirt. Was uns zu thun übrig bleibt, iſt: den Kaiſer wiſſen zu laſſen, daß Frankreich ihn erwartet, und ihm die Gemahlin und den Sohn wieder zuzuführen.

Ah, wenn der Kaiſer erſt wieder in Frankreich iſt, rief Fouché ſorglos, wenn er erſt ſeinen Thron wieder eingenommen hat, dann wird Oeſterreich ſich beeilen, ihm Beide wieder zuzuführen, und ſich zu verrühmen, daß es dem Kaiſer dieſe Pfänder von Oeſterreichs Liebe getreulich bewahrt hat.

Nein, Herr Herzog, ſagte Montbrun ernſt, Oeſterreich wird niemals einwilligen, die Kaiſerin, welche man hier nur noch die Erzherzogin Marie Louiſe nennt, den König von Rom, welcher hier keinen andern Rang hat, als den, daß er der Sohn ſeiner Mutter iſt, wieder nach Frankreich gehen zu laſſen. Oeſterreich wird Beide als Geißeln hier behalten, und als Beweis vor ganz Europa, daß der Kaiſer Franz nicht geſonnen iſt, Napoleon jemals wieder als ſeinen Schwiegerſohn anzuerkennen. Ich habe auch meine Freunde und

Agenten auf dem Congreß, und in den Hofkreisen, und sie sind einflußreich und mächtig genug, um die Wahrheit erforschen zu können. Wenn wir die Kaiserin und den Sohn des Kaisers nach Frankreich zurückführen wollen, müssen wir sie Beide mit Gewalt entführen.

Wollen Sie diese schwierige Aufgabe übernehmen, Herr Graf? fragte Fouché hastig. Wollen Sie, der Sie hier mit den Localitäten, den Persönlichkeiten bekannt und vertraut sind, die Rolle des Entführers der Gemahlin und des Sohnes unsers Kaisers übernehmen?

Ja, Herr Herzog, sagte Montbrun, ich will diese Rolle übernehmen. Ich will die Kaiserin und den König von Rom dem Kaiser zuführen, ich schwöre das bei dem Allen, was mir heilig und theuer ist.

Sie werden Ihr Ziel erreichen, davon bin ich überzeugt, sagte Fouché. Sie sind besonnen, tapfer, klug und verschwiegen, und Sie haben die Begeisterung Ihrer politischen Ueberzeugung und Ihrer Liebe zu dem Kaiser.

Ich werde mein Ziel erreichen, oder ich werde sterben, sagte Montbrun feierlich.

Aber wann, fragte Fouché, aufstehend und sich zum Gehen anschickend, indem er seine Verkleidung wieder

anlegte, wann werden Sie das Werk beginnen, und die Entführung unternehmen?

Wenn ich durch unsern Agenten von Elba die Nachricht erhalten habe, daß der Kaiser Elba verlassen wird.

Noch Eins, sagte Fouché. Ich bin freilich hauptsächlich hierher gekommen, um Sie zu sprechen, theuerster Graf, aber meine Reise hatte auch einen kleinen Nebenzweck. Es ist nicht genug, daß wir für den Kaiser arbeiten und wirken, sondern wir müssen auch darauf bedacht sein, den Kaiser zu warnen. Ich weiß, daß der Congreß schon seine geheimen Agenten ausgesandt hat, die den Kaiser beobachten, den Moment erspähen sollen, um ihn zu überfallen, und auf ein bereit liegendes englisches Schiff zu bringen. Ich habe das hier in Wien erfahren, und es ist daher nöthig, daß wir sogleich sichere Agenten nach Elba senden, welche den Kaiser beschwören, auf seiner Hut zu sein, und nicht, wie er das zu thun pflegt, einsame Spazierritte am Ufer des Meers zu unternehmen. Haben Sie irgend einen sichern, zuverlässigen Mann, den Sie entsenden können?

Ich werde wenigstens noch heute einen solchen ermitteln, und er wird in dieser Nacht noch abreisen, sagte Montbrun.

Und Gott gebe, daß er zu rechter Zeit auf Elba anlangt, um den Kaiſer zu warnen. Leben Sie wohl, Herr Graf, der Zweck meiner Hierherreiſe iſt erreicht. Ich habe Sie kennen gelernt, ich weiß, daß Sie mit tapferem Arm und offenem Auge bereit ſind, zur rechten Stunde die Kaiſerin und den König von Rom nach Frankreich zurückzuführen, und daß Sie dem Kaiſer einen warnenden Boten zuſenden werden. Jetzt kehre ich nach Paris zurück, um den Tag der Heimkehr vorzubereiten, und dem Kaiſer die Wege zu bahnen. Haben damals bei der Heimkehr der Bourbonen die Legitimiſten die Lilien und weißen Cocarden bereit gehalten, und dem König einen würdigen Empfang bereitet, ſo iſt es jetzt die Pflicht der Bonapartiſten, die Veilchen und die Tricoloren bereit zu halten, und dem Kaiſer auch einen würdigen Empfang zu bereiten. Ich übernehme es, dem heimkehrenden Kaiſer Paris im Feſtſchmuck und Jubel zu zeigen! Noch einmal Lebewohl, und Gott ſei mit uns Allen!

Er eilte der Thür zu, aber ſchon im Begriff hinaus zu gehen, wandte er ſich noch einmal um. Sagen Sie gefälligſt, Herr Graf, ſagte er, kennen Sie hier einen gewiſſen Baron Brandon? Er hat ſich durch einen unſerer Vertrauten an mich gewandt, und

mir ſeine Dienſte angeboten. Er nennt ſich einen treuen und ergebenen Anhänger des Kaiſers. Darf man ihm vertrauen?

Nein, Herr Herzog, ſagte Graf Montbrun eifrig, man darf ihm nicht vertrauen, ſondern man muß ſich ſorgſam vor ihm hüten. Dieſer Baron Brandon iſt ein treuloſer Verräther, ein Spion im Solde von Jedermann, der ihn bezahlt, ein verwegener Spadaſſin und Abenteurer, der ſich bei mir und meinen Freunden einzuſchleichen verſuchte, um unſere Geheimniſſe zu erlauſchen, und ſie an die Wiener Polizei, an das franzöſiſche Geſandtſchaftshôtel und Gott weiß an wen ſonſt noch zu verrathen. Wir waren auf unſerer Hut; um ihn zu erproben, theilten wir ihm einige falſche Nachrichten mit, und wir hatten nachher die Beweiſe, daß er ſie verkauft hatte. Trauen Sie ihm alſo nicht, Herr Herzog, denn das würde heißen, Ihre Geheimniſſe an einen Feind, an einen enragirten Legitimiſten zu verrathen.

Ich danke Ihnen für die Warnung, Herr Graf, ſagte Fouché, und ich werde mich vor dem Spion zu hüten wiſſen!

Er reichte Montbrun zum Abſchied die Hand dar und ging hinaus. Der Graf begleitete ihn bis zur

Treppe und kehrte dann in sein Gemach zurück. Mit hastigem Schritt durcheilte er dasselbe, stieß das Fenster auf, und schaute vorsichtig spähend hinaus.

Er sah Fouché, welcher eben das Haus verließ, und er sah den zerlumpten Bettler, der drüben an dem gegenüberliegenden Hause lehnte, und in halber Trunkenheit sich ein Liedchen zu summen schien. Aber seine Trunkenheit verhinderte ihn doch nicht, zu sehen, daß Graf Montbrun ihm mit der Hand einen Wink gab, und hindeutete auf Fouché, welcher nachdenklich und langsam die Straße hinunter schritt.

Der Bettler nickte leise mit dem Kopf, und ging singend gleichfalls die Straße hinunter.

Jetzt, sagte Montbrun, sein Fenster wieder schließend, jetzt werden wir ja sehen, ob der schlaue Fuchs in die Falle geht, die wir ihm aufgestellt! —

Fouché wanderte indessen immer weiter durch die Straßen dahin, und immer weiter auf der andern Seite der Straße ging auch der Bettler dahin. Nun hatte er aufgehört zu singen und seine Augen verriethen nichts mehr von Trunkenheit. Sie waren mit scharfen, beobachtenden Blicken immer wieder hinüber gerichtet auf Fouché. So ging es dahin über Straßen und Plätze, aus der innern Stadt hinaus nach der Land-

ſtraßen Vorſtadt. Jetzt blieb Fouché vor einem ſtattlichen Hauſe ſtehen und zog an der Hausklingel. In dieſem Moment ſchlüpfte der Bettler quer über die Straße zu ihm heran und hielt Fouché ſeine Hand entgegen, ihn um eine Gabe anſprechend. Aber ehe Fouché noch Zeit hatte, ſeine Börſe zu ziehen, ward die Hausthür geöffnet, und das fragende Geſicht des Portiers erſchien in derſelben.

Herr Baron Brandon zu Hauſe? fragte Fouché.

Ja, mein Herr, er iſt zu Hauſe.

Fouché trat in das Haus ein, deſſen Thür ſich hinter ihm ſchloß.

Er iſt in die Falle gegangen, murmelte der Bettler lächelnd vor ſich hin. Heute Abend beim Grafen Aldini in der General-Verſammlung wird Brandon uns berichten, was für ſaubere Aufträge man ihm gegeben hat. —

Fouché ſchritt indeſſen die Treppen hinauf, und blieb vor der, von dem Portier ihm bezeichneten Thür ſtehen, um die an derſelben befeſtigte Viſitenkarte zu leſen.

„Baron de Brandon“ ſtand mit großen Lettern auf derſelben.

Mit dieſem werde ich nicht viele Umſtände machen,

ſagte Fouché, der Graf Montbrun hat ihn mir zu warm empfohlen, als daß ich Grund hätte, ihm zu mißtrauen. Ich werde ihn bezahlen, das iſt Alles! —

Er klopfte, und auf das laute von Innen erſchallende Herein öffnete Fouché die Thür. — Das Gemach, in welches er eintrat, war glänzend ausgeſtattet, und in ſeiner prachtvollen Einrichtung ganz ſeines Bewohners würdig, dieſes ſchlanken ſchönen Herrn, der da in einem koſtbaren türkiſchen Schlafrock auf dem Divan lag, und ſich damit amüſirte, die Brillantringe, mit welchen er alle Finger geſchmückt hatte, in der Sonne ſpielen zu laſſen.

Von dieſer Beſchäftigung warf er einen gleichgültigen Blick hinüber nach dem Eintretenden, den er für irgend einen Bittſteller, oder ſonſtigen untergeordneten Menſchen halten mochte, denn er erhob ſich nicht aus ſeiner ruhenden Stellung, ſondern fragte nur mit vornehmer Nachläſſigkeit: was wünſchen Sie, mein Freund?

Ich wünſche nichts weiter, ſagte Fouché mit dem Hut auf dem Kopf gerade auf ihn zuſchreitend, nichts weiter, als den Herrn Baron Brandon zu benachrichtigen, daß ich ſeine demüthigen Bittgeſuche empfangen habe, und daß ich Willens bin ihn zu beſchäftigen.

Und mit vollkommener Gelaſſenheit ſich auf einen

Fauteuil hinſtreckend, nahm er ſeine Verkleidungsſtücke ab, und warf ſie nachläſſig auf den Tiſch hin.

Der Herzog von Otranto! rief der junge Mann, entſetzt von dem Divan emporſchnellend.

Still, nicht ſo laut! ſagte Fouché. Es iſt nicht nöthig, daß irgend Jemand außer Ihnen erfahre wer ich bin. Schließen Sie die Thür, und dann kommen Sie hierher, und laſſen Sie uns plaudern.

Der Baron gehorchte, und kehrte dann mit einem verlegenen und beſchämten Geſicht zu Fouché zurück.

Gnädiger Herr, bat er mit flehender Stimme, ich beſchwöre Sie, mir zu verzeihen, daß ich Sie nicht ſofort erkannte. Aber wer hätte auch ahnen können, daß Sie ſelbſt in eigener hoher Perſon hier in Wien anweſend ſind, und daß Sie mir die Ehre eines Beſuches würden gönnen wollen.

Machen wir keine Redensarten, ſondern kommen wir zur Sache, Herr Baron, ſagte Fouché ungeduldig. Sie haben mir Ihre Hülfe angeboten im Dienſt Bonaparte's und der Umſturzpartei, welche jetzt in Frankreich ihr wühleriſches Weſen treibt. Sie haben ſich mir als einen eifrigen Bonapartiſten angeprieſen, und meinen hieſigen Freunden und Agenten ſich auch

ſo vorgeſtellt. Indeſſen, ich kenne Sie beſſer, und ich weiß, daß Sie ein eifriger Legitimiſt ſind.

Herr Herzog, ich verſichere Sie —

Still! Wollen Sie es etwa leugnen? Wollen Sie etwa alles Ernſtes, und verſtehen Sie mich wohl, auf Ihre Gefahr hin, mich glauben machen, daß Sie zu dieſen Revolutionairen und Wühlern gehören, die jetzt, indem ſie die Maske des Bonapartismus vor ihr Antlitz legen, und ſich den Anſchein geben, nur im Dienſte Anderer zu handeln, doch nur ihre eigenen und eigenſüchtigen Zwecke verfolgen, und Frankreich nur in neue Unruhen, in ein neues Chaos ſtürzen wollen, weil ſie meinen, dann am ſicherſten aus dieſem Chaos für ſich Ehrenſtellen, Titel, Würden, und vor allen Dingen Gold und Schätze zu retten? Ich, mein Herr, ich gehöre nicht zu dieſen Leuten, und wenn Sie wirklich mich zu denſelben zählten, ſo ſage ich Ihnen ehrlich und offen, daß Sie Sich in mir geirrt haben. Ich bin ein treuer und ergebener Anhänger des Königthums, und wünſche nichts ſehnlicher, als dem König dienen zu können zur Erhaltung der Ruhe, zur Sicherung des Thrones und der Monarchie. Jetzt, mein Herr, kennen Sie meine Anſichten, und ich bin begierig zu erfahren, ob Sie noch ferner Luſt haben, mir Ihre Dienſte anzubieten?

Ja, Herr Herzog, ſagte der Baron eifrig und ehrerbietig, ja, jetzt erſt biete ich Ihnen in Wahrheit und Freudigkeit meine Dienſte an, jetzt erſt kann ich Ew. Durchlaucht in voller hingebender Wahrheit ſagen, daß ich bereit bin, Alles zu thun, was Ew. Durchlaucht mir befehlen werden, bereit für den König, für die heilige Sache der Bourbonen mein Leben zu wagen. Denn auch ich liebe meinen König, auch ich wünſche nichts ſehnlicher, als zur Erhaltung ſeines Throns beitragen zu können. Ich bekenne Ew. Durchlaucht demüthigſt und reuevoll, daß ich vor Ihnen eine Rolle geſpielt habe, und zum Beweiſe, daß ich es jetzt ehrlich meine, ſage ich Ew. Durchlaucht, daß man Ihnen in Paris höheren Ortes mißtrauet, daß man alle Ihre Schritte überwacht, und daß ich den Befehl erhielt, mich in Ihr Vertrauen zu drängen, um Ihre Pläne zu erforſchen, und davon Anzeige zu machen, daß ich ferner den Befehl erhielt, hierher nach Wien zu gehen, um hier die Bonapartiſten, welche, da ſie hoffen, hier weniger ſcharf überwacht zu werden, wie in Frankreich, als der Troß des Congreſſes ſich hier niedergelaſſen haben.

Und die hieſigen Bonapartiſten vertrauen Ihnen?

Ich glaube, ſagte der Baron mit einem feinen Lä-

cheln, ich glaube, daß Sie mir eben ſo ſehr vertrauen, als dem Herrn Herzog von Otranto.

Nun, deſto beſſer können wir Beide uns trauen, Herr Baron, rief Fouché, und ich will Ihnen geſtehen, daß mich der Polizeiminiſter des Königs, Herr Baron André, an Sie gewieſen hat. Es gilt, dem König, der Sache der Ordnung, Frankreichs und des Friedens einen wichtigen Dienſt zu leiſten. Sind Sie bereit dazu?

Ich ſagte ſchon, daß ich dem König mit Leib und Leben ergeben bin.

Beide können bei dem, was ich Ihnen vorzuſchlagen habe, gefährdet werden. Fürchten Sie ſich?

Nein, aber im Fall des Gelingens —

Wünſchen Sie, für die überſtandenen Gefahren ſich belohnt zu ſehen, unterbrach ihn Fouché. Ich finde das ſehr natürlich, und wir ſprechen nachher darüber. Zuerſt ſagen Sie mir, haben Sie vier bis fünf tapfere Männer, die bereit ſind, einen kühnen Handſtreich zu wagen?

Ich habe deren mehr als fünf.

Vier genügen ſchon. Nun hören Sie! Mit dieſen vier Gefährten werden Sie, unter dem Schein, eifrige Anhänger des Kaiſers zu ſein, ſich nach Elba begeben.

Um Bonaparte zu beobachten?

Nein, um ihn gefangen zu nehmen, um ihn zu entführen. Ah, Sie entsetzen sich! Der Plan scheint Ihnen zu gefährlich? Sie treten zurück?

Der Plan ist gefährlich, aber ich trete nicht zurück, sagte Brandon nach kurzem Besinnen.

Wenn der Plan gelingt, so harrt Ihrer nicht blos eine Belohnung von hunderttausend Francs, sondern man wird auch gar leicht den Baron in einen Grafen, den Grafen mit der Zeit in einen Herzog verwandeln können.

Der Baron verneigte sich. Vorläufig indessen, sagte er, muß ich Reisegeld für mich und meine vier Gefährten haben.

Hier ist es, sagte Fouché, einige Banknoten aus seinem Portefeuille nehmend, und sie dem Baron darreichend. Es sind zwanzigtausend Francs in Banknoten. Genügt das?

Es genügt, Herr Herzog. Wollen Sie mir jetzt Ihre Instructionen ertheilen?

Ich habe sie hier aufgezeichnet, damit Sie genau nach denselben handeln können, sagte Fouché, ihm einige beschriebene Blätter übergebend. Es ist ein detaillirter Plan, der Ihnen genau angiebt, wie Sie Napoleon ver-

haften, ihn unter einer Verkleidung auf eins der engliſchen Schiffe bringen, das dann mit ihm die Anker lichtet. Sie laſſen ſich von dem Schiff an der Südküſte Frankreichs an's Land ſetzen, kommen mit Courierpferden nach Paris, um mir das glückliche Gelingen zu melden, und Ihre weitern achtzigtauſend Francs zu empfangen.

Ich werde kommen, Ew. Durchlaucht das glückliche Gelingen unſeres Plans zu melden, oder ich werde bei der Ausführung deſſelben umgekommen ſein!

Aber Eine Bedingung noch! Sie werden in vier Stunden mit Ihren Gefährten von hier abreiſen. Alles was Sie bedürfen zu Ihrem Unternehmen, finden Sie in Livorno bereit, von wo Sie ſich nach Porto Ferrajo einſchiffen.

Ich werde in vier Stunden abreiſen, ſagte der Baron ruhig.

Alsdann ſind wir zu Ende, ſagte Fouché, indem er ſich zum Gehen vorbereitete. Eilen Sie an's Werk! Seien Sie vorſichtig, beſonnen, tapfer, und vor allen Dingen, ſeien Sie treu! Vergeſſen Sie nicht, daß man Sie beobachtet, daß man den muthigen Getreuen belohnen, den Verräther aber beſtrafen wird! —

Und jetzt, ſagte Fouché, als er den Baron ver-

laſſen hatte, und wieder dem beſcheidenen, kleinen Gaſthof zuwanderte, in welchem er abgeſtiegen war, jetzt glaube ich gegen alle Wechſelfälle geſichert zu ſein und ruhig den Dingen, welche da kommen, zuſchauen zu können. Ich habe die Zuſtimmung des Fürſten Metternich, daß Oeſterreich die Entführung des Königs von Rom nicht hindern, die Regentſchaft aber anerkennen wird. Ich habe einen eifrigen bonapartiſtiſchen Parteigänger zu der Entführung der Kaiſerin und des Königs von Rom gewonnen. Dieſer ſelbe Parteigänger, dem Bonaparte vollſtändig vertraut, hat von mir den Auftrag, einen ſichern Mann nach Elba zu ſchicken, um den Kaiſer zu warnen vor den Umtrieben und Plänen ſeiner Feinde, die damit umgehen, ihn von Elba nach einer weitentlegenen wüſten Inſel zu entführen. Dieſer Warner wird aber erſt morgen früh abreiſen, während Derjenige, der Bonaparte entführen ſoll, mit ſeinen Leuten ſchon heute abreiſt, und alſo zehn Stunden vor dem Andern voraus hat. Gelingt die Entführung und Verhaftung Bonaparte's, ſo bedarf es keiner Entſchuldigung und die Thatſachen werden für mich bei König Ludwig ſprechen. Mißlingt das Unternehmen, ſo wird der Warner einige Stunden ſpäter in Elba anlangen, und er wird Bonaparte ſagen, daß ich es bin, der ihn

warnen läßt. Kehrt der Kaiſer alsdann zurück, ſo wird er mich als einen Getreuen willkommen heißen, und Meiner nicht entbehren wollen. Kehrt er nicht zurück, mißlingen alle Pläne, und Ludwig bleibt König von Frankreich, ſo werde ich ihm beweiſen können, daß ich es war, der Bonaparte verhaften ließ, der ſchon vorher Talleyrand warnte, der ſelber nach Wien reiſte, um den Umtrieben der Bonapartiſten überall nachzuſpüren. Kurz, das Reſultat aller meiner Pläne wird ſein, daß ich wieder aus meinem Dunkel und aus meiner Unthätigkeit hervorgehen werde, und daß die Zukunft mir gehört! —

Als der Abend dunkelte, beſtieg Fouché ſeinen Reiſewagen und verließ Wien, um nach Paris zurückzukehren.

In derſelben Stunde verließ auch der Baron Brandon Wien, um ſich nach Elba zu begeben. Aber nicht als der Diener und Helfershelfer Fouché's, nicht um den Kaiſer zu entführen, ſondern als der Abgeſandte Montbrun's, um den Kaiſer zu warnen. *)

*) Ueber dieſe Intriguen Fouché's und ſeine zweideutigen Pläne ſiehe Rovigo Mémoires VII. S. 338.

V.

Die Anklage.

König Friedrich Wilhelm ging in heftiger Erregung in ſeinem Gemach auf und ab. Sein ſonſt ſo ſtilles und ernſtes Antlitz war jetzt flammend in düſterm Zorn. Zuweilen warf er einen raſchen, finſtern Blick hinüber nach dem Staatskanzler von Hardenberg, der drüben in der Fenſterniſche neben dem dort befindlichen, mit Papieren und Actenſtücken beladenen Tiſch ſtand, dann ſetzte er ſein heftiges Auf- und Abgehen wieder fort, ſchweigend, in ſich zuſammen genommen, als wolle er ſeine Aufregung erſt niederkämpfen, bevor er das Geſpräch mit dem Staatskanzler wieder anknüpfe.

Hardenberg ſchien dieſen Moment mit vollkommener Ruhe und Gelaſſenheit zu erwarten. Sein edles Angeſicht zeigte keine Spur von Aufregung oder Furcht, ſeine Stirn war klar und heiter, wie immer, und ſei-

nen feingeſchnittenen ſchönen Mund umſpielte das gewohnte anmuthige und feine Lächeln.

Es iſt alſo richtig doch Alles ſo gekommen, wie ich geſagt habe, rief der König endlich, nicht länger im Stande, ſeinen Unmuth zu bekämpfen. Warum warteten wir nicht die Entſcheidung ab? Wozu iſt der Congreß anders zuſammengekommen, als um zu entſcheiden über die Länder und Völker, welche entſchädigt oder beſtraft werden ſollten? Warum hatten wir alſo nicht Beſonnenheit genug, in ruhiger Würde den Congreß über unſere Rechtsanſprüche auf Sachſen entſcheiden zu laſſen? Aber da wollte man wie immer ſelbſt handeln und entſcheiden, wollte ſich gleich im Voraus ſichern. Ließ die ruſſiſche Beſatzung Sachſens abziehen, und nahm feierlich in meinem Namen von Sachſen Beſitz. Hab's gleich von Anfang her geſagt, daß es ein unüberlegter Schritt geweſen, aber Sie wollten ja Alle klüger ſein, meine Herren Diplomaten! Nun iſt die Proſtitution fertig, nun werden wir wieder mit Schimpf und Schande abziehen müſſen. Es geſchieht gar nichts Kluges und Verſtändiges mehr, aber es ſoll immer Alles ſo ausſehen. *) Jetzt iſt das Ridicule fertig,

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Carl von Noſtiz. S. 165.

und es bleibt uns nichts weiter übrig, als Ordre zu geben, daß unſere Truppen und Beamte Sachſen verlaſſen.

Da ſei Gott vor, daß wir dies thun ſollen, ſagte Hardenberg lebhaft. Nein, Majeſtät, Preußen muß ſeine Anſprüche aufrecht erhalten. Es muß ſie vertheidigen auf jede Weiſe.

Das heißt, wir müſſen einen Krieg mit Sachſen anfangen, rief der König heftig. Wir wollen Europa das Schauſpiel geben, zu ſehen, daß wir nicht minder ländergierig und eroberungsſüchtig ſind als der Mann, den wir eben mit der Hülfe Gottes und unſerer Heere von ſeinem angemaßten Thron verjagt haben, weil er ſich nicht genügen ließ an dem Thron von Frankreich, ſondern ſeine ehrgeizigen Hände ausſtreckte nach fremden Thronen und nach fremden Kronen. Will keine Aehnlichkeit haben mit dem Bonaparte. Es ſoll nicht von mir geſagt werden, daß ich mein unglückliches Volk abermals, da es kaum ſeine Todten begraben, und noch nicht einmal von ſeinen Wunden geneſen, wieder zu unſeligem Blutvergießen hinausjage. Nein, nein, ſage ich! Ich bin kein eroberungsſüchtiger Mann, und ich will keinen neuen Krieg! Ich will nicht den Fluch meines Volkes auf mich laden, blos um meine Grenzen zu erweitern.

Und doch, Majeſtät, würde in dieſer Erweiterung der Grenzen Ihres Landes, Ihrem Volk Glück und Wohlſtand erblühen, und Ihr Volk würde Sie dafür ſegnen, ſagte Hardenberg innig. Es iſt wahr, die Dinge haben ſich verwirrt, und für den Augenblick iſt der politiſche Horizont bewölkt. Aber dieſe Wolken werden und müſſen vorübergehen, und Preußens gerechte Sache wird den Sieg davon tragen über die Eiferſucht Oeſterreichs und die Händelſucht Frankreichs. Preußen kann und darf nicht aus dieſem ſchrecklichen Kampfe, worin es ſo große und edle Anſtrengungen gemacht hat, in einem beſchämenden Zuſtand von Schwäche hervorgehen. Preußen kann nicht zuſehen, wie ſie ſich hier Alle, Alle vergrößern, abrunden, Sicherheit gewinnen und zwar größtentheils doch nur durch ſeine Anſtrengungen. Man kann Preußen doch nicht mit irgend einem Schatten von Recht zumuthen, daß es ganz allein ſo ſchmerzliche Opfer bringe, bloß zur Satisfaction der Andern! Nein, dies können, dies dürfen Ew. Majeſtät nicht zugeben, und lieber müſſen Sie Alles Andere auf's Spiel ſetzen.*)

*) Hardenbergs eigene Worte. Siehe: Pertz, Leben Stein's. IV. S. 229.

Das heißt, lieber muß ich mein eigenes Land, das was ich jetzt beſitze, auf's Spiel ſetzen, ſagte der König heftig. Denn in dieſem Krieg, den ich unternehmen ſoll, würde nicht allein Oeſterreich und Frankreich mir gegenüber ſtehen, ſondern auch Baiern, Würtemberg und die Herzogthümer Sachſen.

Aber Rußland wird zu Ihnen halten, Majeſtät, und es wäre überdies nicht das erſte Mal, daß Preußen dem ganzen Deutſchland und Frankreich gegenüber ſtände. Friedrich der Große hatte ganz Europa gegen ſich, und er ſiegte über alle ſeine Feinde.

Aber ich habe durchaus nicht die Vermeſſenheit, mich mit Friedrich dem Großen vergleichen zu wollen, rief der König. Ueberdies, als Friedrich ſeinen Krieg um Schleſien begann, waren ſeine Heere nicht erſchöpft von jahrelangen Kriegen, ſeine Kaſſen nicht erſchöpft von jahrelangen, ſeinen Unterdrückern gezahlten Steuern, der Enthuſiasmus ſeines Volkes nicht erſchöpft durch jahrelange Schlachten und Großthaten. Auch hatte Friedrich auf Schleſien begründete Rechtsanſprüche, er konnte aus alten Erbverträgen unſeres Hauſes beweiſen, daß Schleſien der Krone Preußens zugefallen, und wenn er auch Deutſchlands Heere gegen ſich hatte, ſo hatte er doch Deutſchlands öffentliche Meinung faſt ganz

und gar für ſich. Die öffentliche Meinung iſt ein ſehr mächtiger Bundesgenoſſe, und er fehlt uns bei unſern Anſprüchen auf Sachſen.

Nein, Majeſtät, er fehlt uns nicht, der Bundesgenoſſe der öffentlichen Meinung ſteht viel mehr auf unſerer Seite, als auf der des Königs von Sachſen. Der Sächſiſche Staat iſt von Preußen und ſeinen Bundesgenoſſen ganz und gar erobert worden, der König Friedrich Auguſt ſelbſt iſt zum Gefangenen gemacht. Die Erwerbung Sachſens durch das Eroberungsrecht iſt daher unbeſtreitbar. Ganz Deutſchland hat das politiſche Betragen des Königs von Sachſen während des Jahres 1813 gemißbilligt, denn es war die Quelle der größten Unglücksfälle und aller der Gefahren, denen die große Sache Europa's damals ausgeſetzt war. Er lehnte alle Aufforderungen Eurer Majeſtät, ſich mit Preußen zur Vertheidigung des gemeinſamen Vaterlandes zu vereinigen, nicht allein ab, ſondern blieb der Bundesgenoſſe des Bedrückers des Vaterlandes, und ſtand im Kriege als Feind Preußen gegenüber, und als Feind eroberte Preußen das Land ſeines Feindes, des Königs von Sachſen. Das von dem Völkerrechte zugelaſſene Recht der Eroberung ſpricht Preußen das eroberte Königreich Sachſen zu, und kraft

des Rechtes des Eroberers hat sich Preußen das Königreich Sachsen gewonnen. — Es ist ihm überdies in dem Bündniß von 1814 von Oesterreich, Rußland und England feierlichst zugesagt worden, daß es wiederhergestellt werden solle nach seiner Größe und seinen Grenzen von achtzehnhundert und fünf. Preußen hat aber seitdem seine Besitzungen in Polen verloren, und diese werden jetzt von dem Kaiser von Rußland beansprucht, ferner seine Besitzungen in Franken, denn es hat die Markgrafenthümer Anspach und Baireuth an Baiern abtreten müssen, es hat ferner in Niedersachsen und Westphalen einen Länderdistrict mit dreimalhunderttausend Seelen verloren. Zusammengenommen hat es seit 1805 Länderdistricte mit zwei und einer halben Million Seelen verloren, und es muß dafür laut den bestehenden Verträgen entschädigt werden. Dazu genügt Sachsen noch nicht einmal, denn das Königreich Sachsen faßt nur zwei Millionen Seelen, und deshalb beansprucht Preußen außer Sachsen noch eine weitere Entschädigung durch das linke Rheinufer und das Herzogthum Berg. *)

Nun ja, das klingt Alles recht schön und verstän-

*) Pertz. Leben des Freiherrn vom Stein. IV. S. 234.

dig, ſagte der König milder geſtimmt, wäre auch vortheilhaft für Preußen, und ſcheint auch gerecht. Aber man muß über ſeinem Vortheil nicht der Mäßigung vergeſſen. Können uns ja genügen laſſen an einem Stück von Sachſen, können dem Herrn Friedrich Auguſt eine Ecke von Sachſen belaſſen, wo er ſeinen Thron hinſtellen und König ſpielen kann. Wenn wir uns damit zufrieden erklären, würde die Sache ſchnell abgethan ſein, denn unſere Verbündeten und alle Schreier des Congreſſes würden dadurch zum Schweigen gebracht, und man könnte uns nicht den Vorwurf machen, daß wir das Princip der Legitimität, das ſie hier jetzt Alle auf ihre Fahnen gehoben, verletzt haben, und eigenſinnig auf unſere Wünſche beſtehen.

Aber es wäre ein eben ſo großer politiſcher Fehler, Majeſtät, als ihn Oeſterreich beging, indem es Baiern beſtehen ließ. Dies kleine zerſtückelte Sachſen würde immer eine Preußen feindliche Macht ſein, ein unzufriedener, grollender Nachbar, der immer den Moment zu erſpähen ſuchen würde, um ſeine verlorenen Provinzen wieder zu erobern, der immer bereit ſein würde, ſich mit Preußens Feinden zu verbünden, und ihm ſo viel Schaden als möglich zuzufügen.*) Außerdem würde

*) Aus der Denkſchrift Stein's über die Theilung von Sachſen.

ein kleines unbedeutendes geſchwächtes Königreich Sachſen, welches man dem König Friedrich Auguſt zur Erhaltung des Princips der Legitimität belaſſen wollte, dem Lande ſelbſt nur Unheil und Verderben bringen, denn dem in ſeiner Macht und ſeinen Einkünften geſchwächten König von Sachſen würden die Mittel fehlen, für die Verbeſſerung ſeines Landes, für die Unterſtützung ſeiner Unterthanen Genügendes zu thun, und allgemach würde alſo das kleine Königreich Sachſen in Trümmer zerfallen und zu Grunde gehen.

Wenn das Alles ſo klar und unumſtößlich wäre, wie Sie es da hinſtellen, rief der König, ſo würde Jedermann mit uns übereinſtimmen müſſen, und Niemanden könnte es in den Sinn kommen, unſere Beſitznahme Sachſens zu tadeln, und unſer Recht auf daſſelbe anzweifeln zu wollen. Es geſchieht dies aber, wie Sie wiſſen, ſehr viel, nicht blos mit geſprochenen Worten, ſondern auch mit gedruckten, und ich habe da auf meinem Tiſch wenigſtens zehn Broſchüren, welche im heftigſten und beleidigendſten Ton wider Preußens Anmaßung und Eroberungsſucht eifern, und die Rache des Himmels und der Völker wider uns anrufen.

Aber, ſagte Hardenberg, indem er ſich über den Tiſch neigte, und die Druckſchriften muſterte, ich ſehe

da zu meiner Freude auch drei bis vier Broschüren, welche die Berechtigung Preußens zu der Einnahme Sachsens beweisen, und diese Broschüren haben den Vorzug, daß sie in sehr klarer und ruhiger Sprache geschrieben sind. Da sind die vortrefflichen Schriften von Niebuhr und Eichhorn, die eben so klar als würdevoll die Ansprüche auf Sachsen vertheidigen, und da sind noch einige andere, von ungenannten Autoren, aber durchaus gerüstet, unseren Angreifern gegenüber zu treten.

Und wollen Sie mir nicht etwa noch als zur Vertheidigung unserer Ansprüche dienlich jenes Gedicht da vorrechnen, das ich gestern zugesandt erhielt, und das, wie ich weiß, auch die beiden Kaiser und alle Diplomaten des Congresses erhalten haben?

Majestät verzeihen, sagte Hardenberg, nicht alle Diplomaten. Ich zum Beispiel kann mich nicht rühmen, eine poetische Anerkennung unserer Ansprüche auf Sachsen erhalten zu haben.

Es ist auch das nicht, rief der König achselzuckend, es ist blos ein wilder Kriegsruf, eine dieser hochtrabenden Versklingeleien, mit denen man in den letzten Jahren meine Ohren bis zum Uebermaß betäubt hat! Lesen Sie einmal diese kühne Herausforderung, welche irgend ein zahmer Dichter an seinem Schreibtisch zu-

ſammengereimt hat, und die ganz dazu geeignet iſt, alle Welt glauben zu machen, daß Preußen nichts ſehnlicher begehrt, als den Krieg auf's Neue zu beginnen. Da, nehmen Sie jenes Papier dort und leſen Sie laut.

Der Staatskanzler nahm das vom König ihm bezeichnete Papier und las:

Die Fahne Brandenburgs, mein Lied,
Die ſchwinge noch einmal,
Und noch einmal, erzürnt Gemüth,
Ergreif' den tapfern Stahl.

Denn dort ein feiger Mameluk
Und hier ein Jeſuit,
Das grinſt uns an, weil uns ein Schmuck
Von Ehren reich umglüht.

Das hängt an unſer Hochgeſims
Pechkranzes brennend Reis,
Und hetzt' die Hund' auf uns voll Grimms,
Und mehr noch voll Geſchrei's.

Die Hunde Frankreichs, noch nicht heil
Von Wunden unſ'rer Jagd,
Auf Kugelnblitz, auf Lanzenpfeil
Die Hunde wollen Schlacht.

Sie haben ſie! Geſchoß Apoll's,
Verkünd' es durch die Gau'n!
Was ſie geſchürzt, das Eiſen ſoll's
Auf ihrem Kopf zerhau'n. *)

*) Dies Gedicht, das man dem Herrn von Stägemann zu-

Ich bitte um Gnade, Sire, rief hinter dem König eine ſanfte Stimme, und wie Friedrich Wilhelm entſetzt ſich umſchaute, gewahrte er da in der offenen Thür den Kaiſer Alexander, der ihn mit einem ſanften Lächeln begrüßte. Ich wiederhole, Sire, ich bitte um Gnade, ſagte der Kaiſer, weiter vorſchreitend und dem König ſeine beiden Hände darreichend. Einmal um Gnade für meinen armen Kopf, der das Zerſchlagen des geſchürzten Eiſens durchaus nicht zu ertragen vermöchte, und dann um Gnade, weil ich es gewagt habe, hier ohne alle Anmeldung und Erlaubniß einzutreten. Aber wir haben uns einmal während unſers hieſigen Aufenthaltes das ſchöne Verſprechen gegeben, nicht wie fürſtliche, von der Etiquette bewachte, ſondern wie bürgerliche Freunde und Brüder miteinander zu verkehren und jedes Mal ganz unangemeldet und ohne Ceremoniell zu einander einzutreten. Ich machte alſo ganz einfach nur von meinem Recht Gebrauch, indem ich hier unangemeldet eintrat.

Und Ew. Majeſtät iſt, wie immer, hoch willkommen,

ſchrieb, circulirte in hunderten von Abſchriften auf dem Wiener Congreß, und machte wegen ſeines kriegeriſchen Tons und ſeiner Begeiſterung ungeheures Aufſehen bei den Herren des Congreſſes.

ſagte Friedrich Wilhelm, die dargereichte Hand des Kaiſers in der ſeinen drückend. Gerade dieſes herzliche und zwangloſe Hierherkommen Ew. Majeſtät beweiſt mir ja, daß Sie noch in unveränderter, gütiger und freundſchaftlicher Geſinnung mir zugethan ſind, und daß Ew. Majeſtät nicht einſtimmen in das allgemeine Geſchrei, das ſich gegen Preußen hier erhebt.

Während die Monarchen freundlich und lächelnd ſich begrüßten, hatte der Staatskanzler geräuſchlos und ſtill einige der auf dem Arbeitstiſch befindlichen Papiere zuſammengepackt, und unter den Arm nehmend ging er leiſe mit denſelben nach der Thür hin.

Das Auge Alexanders war ihm indeſſen gefolgt, und jetzt, da der Staatskanzler eben im Begriff war, die Thür zu öffnen und hinauszugehen, rief der Kaiſer haſtig: bleiben Sie, Herr Staatskanzler von Hardenberg, bleiben Sie, denn es iſt um Ihretwillen, daß ich hierher gekommen bin.

Um meinetwillen, Sire? fragte Hardenberg mit einem ungläubigen Lächeln.

Ja, um Ihretwillen, Herr Staatskanzler von Hardenberg, ſagte der Kaiſer ernſt, und ſich an den König wendend, fuhr er fort: ich bin gekommen, Sire, um bei Ihnen den Herrn Staatskanzler zu verklagen, und

ihn in Ihrem Beiſein zur Rechenſchaft zu ziehen. Ew. Majeſtät haben die Güte meine Klage anzunehmen?

Ich nehme ſie an, Sire, obwohl es mir leid thut, daß mein erſter und angeſehenſter Staatsminiſter Ew. Majeſtät zu einer Klage ſollte Veranlaſſung gegeben haben.

Und Sie werden dem Staatskanzler erlauben, hier in Ihrem Beiſein den Verſuch ſeiner Rechtfertigung zu machen?

Ich erlaube es ihm und werde froh ſein, wenn ihm dieſer Verſuch gelingen möchte.

Nun denn, Herr Staatskanzler von Hardenberg, ſagte der Kaiſer feierlich und ernſt, ich klage Sie an, daß Sie beſtrebt geweſen, zwiſchen mir und dem König von Preußen Haß und Unfrieden ſtiften zu wollen, ich klage Sie an, daß Sie es ſind, welcher heimlich meinen Plan auf den Beſitz von Polen untergräbt, ſich eifrig bemüht, mir Feinde zu ſchaffen, und die Mitglieder des Congreſſes gegen das, was Sie meine Eroberungspläne nennen, mißtrauiſch zu machen. Ich klage Sie an, daß Sie gegen mich intriguiren, und unter dem Deckmantel der Freundſchaft heimlich bemüht ſind Preußen zu rüſten, zu einem baldigen Krieg gegen Rußland.

Das iſt eine ſehr ſtarke und ſehr energiſche Anklage, Sire, ſagte Hardenberg gelaſſen, aber es genügt zu der Begründung derſelben nicht bloß die Beſchuldigung, ſondern es bedarf der Beweiſe, — um dieſe bitte ich jetzt Ew. Majeſtät.

Beweiſe! rief Alexander lebhaft. Sire, wollen Sie mir erlauben, noch einmal in kurzen Umriſſen die Begebenheiten der letzten Tage Ihnen vorzuführen?

Ich bitte Ew. Majeſtät darum, wenn das zum Verſtändniß dieſer Sache nöthig iſt, ſagte Friedrich Wilhelm, denn ich geſtehe Ew. Majeſtät, ich bin ſo verwirrt und betäubt von Ihren Worten, daß ich mich kaum aller Details erinnern würde.

Nun denn, ſagte Alexander ernſt, ich erinnere alſo Ew. Majeſtät daran, daß ich während der ganzen Dauer des Congreſſes immer Ihnen als Freund zur Seite geſtanden bin, immer mit Aufrichtigkeit und Treue Preußens Anſprüche auf Sachſen unterſtützt habe, obwohl ich mich nicht verrühmen kann, daß Preußen in gleich freundlicher Geſinnung meine Anſprüche auf Polen unterſtützt hätte. Ich blieb meiner Zuneigung getreu und wie ſehr Oeſterreich mich auch zu verlocken ſuchte, wie ſehr es auch bemüht war mir die Geſinnungen Preußens zu verdächtigen, ſo glaubte ich ihm

nicht, und hielt treu zu meinem Bundesgenoſſen. Preußen verlangte zu ſeiner Entſchädigung das Königreich Sachſen, und ganz Europa, alle Diplomaten des Congreſſes ſchrieen Zeter über dieſes Verlangen. Ich allein unterſtützte Preußens Anforderungen, obwohl der Fürſt Metternich mich mehr als Ein Mal beſchwor, mit Preußen zu brechen, obwohl er mir zwei Mal mit feierlichen Worten gelobte, daß Oeſterreich in meine Beſitznahme Polens willigen werde, wenn ich ihm dafür Preußen opfern, und mich mit Oeſterreich, Frankreich und England verbünden würde, um Sachſen zu erhalten. Ich opferte meinem Lieblingsplan indeſſen den Freund, den Bundesgenoſſen nicht auf, ich entſagte der öſterreichiſchen Zuſtimmung zu meiner Beſitznahme Polens, und blieb an Preußens Seite. Indeſſen ward die Aufregung auf dem Congreß immer lauter, alle Stimmen erhoben ſich gegen Preußen, und vor einigen Tagen mußte Preußen zu ſeiner Ueberraſchung inne werden, daß auch Oeſterreich, auf deſſen Zuſtimmung es im Geheimen immer gerechnet hatte, ſich gegen ſeine Anſprüche erhöbe. Fürſt Metternich erklärte in einer Note, die er an alle Vertreter der Mächte ſandte, daß er nicht in die preußiſche Beſitznahme Sachſens willigen könne, daß man wenigſtens

Preußen nur einen sehr geringen Theil desselben bewilligen könne, und bedacht sein müsse, Preußen anderweitig zu entschädigen. *) Alle Welt freuete sich dieser offenen, mannhaften Erklärung Metternich's, ich allein bekämpfte sie, und wandte mich dem Bundesgenossen nicht ab. Ich glaubte an die Treue und Aufrichtigkeit Preußens, ich glaubte an ihm einen ehrlichen Bundesgenossen zu haben. Heute morgen indessen bin ich eines Andern belehrt. Fürst Metternich ist zu mir gekommen, und er hat mir, um mir zu beweisen, wie sehr ich mich in Preußen irre, wie wenig Veranlassung ich hätte, demselben zu vertrauen, diese Papiere übergeben. Eine Denkschrift des preußischen Staatskanzlers von Hardenberg, in welcher derselbe den Fürsten Metternich auffordert, mit ihm zusammen gegen Rußland zu stehen; in welcher er zu beweisen sucht, welche unermeßliche Gefahren für Deutschland aus der wachsenden Macht Rußlands entstehen würden, und wie nothwendig es daher sei, Rußland nicht weiter in Polen vordringen zu lassen, sondern es in seine Grenzen zurückzudrängen.

Hier ist diese Denkschrift, fuhr der Kaiser fort, einige Papiere aus seinem Busen ziehend,

*) Pertz. IV. S. 245.

ſehen Sie dieſelben an, Herr Staatskanzler, und ſagen Sie mir, ob Sie dieſelbe wirklich geſchrieben, oder ob, wie ich hoffe und glaube, der Fürſt Metternich, in der Abſicht, Preußen und Rußland zu trennen und zu entzweien, Sie nur fälſchlich der Autorſchaft beſchuldigt hat?

Hardenberg nahm die dargereichten Papiere, und ſchlug ſie auseinander. Die Blicke Alexander's und Friedrich Wilhelm's waren feſt und ſcharf auf ihn gerichtet, in lebhafter Spannung beobachteten Beide das Antlitz des Staatskanzlers. Aber keine Miene deſſelben veränderte ſich, kein Zug verrieth, daß er Furcht oder Schrecken empfinde, vielmehr war der Ausdruck ſeines Geſichtes ruhig, heiter und edel, wie immer.

Eine Pauſe trat ein, dann reichte Hardenberg die Papiere wieder dem Kaiſer dar.

Sire, ſagte er mit feſter klarer Stimme, Sire, der Fürſt Metternich hat Ew. Majeſtät die Wahrheit geſagt. Ich habe dieſe Denkſchrift geſchrieben!

Der König zuckte leiſe zuſammen, und ſich abwendend, trat er in die nahe Fenſterniſche, als wolle er Niemand die lebhafte Unruhe und Bewegung ſeines Angeſichts ſehen laſſen.

VI.

Diplomatiſche Doppelzüngigkeit.

Sie geſtehen es alſo? rief Alexander. Sie verleugnen dieſe Schrift nicht, in welcher Sie Rußland als den gefährlichſten Feind Deutſchlands bezeichnen?

Ich verleugne ſie nicht, ſagte Hardenberg, denn ich habe niemals meine Ueberzeugungen verleugnet, und es iſt auch ſelten, daß ich meine Ueberzeugungen geändert habe. Ja, es iſt meine Ueberzeugung, die ich nie verleugnen werde: Rußland's wachſende Macht iſt eine Gefahr für Deutſchland, und ein Tag wird kommen, wo der ruſſiſche Adler mit ſchwerem Flügelſchlag über Deutſchland daher rauſchen und die deutſche Unabhängigkeit in ſeinen Fängen ertödten wird, wenn Deutſchland nicht zu rechter Zeit dem ruſſiſchen Eroberungsgeiſt Grenzen zieht, wenn es nicht eine Mauer aufrichtet gegen die hereinbrechenden Sturmeswogen Rußlands. Dieſe Mauer hat aber

die Geſchichte und der Weltgeiſt ſelber zwiſchen Rußland und Deutſchland aufgerichtet. Dieſe Mauer, das iſt Polen! — Dies war es, was ich dem Fürſten Metternich in jener Denkſchrift geſagt habe, und dies darf ich auch jetzt nimmermehr verleugnen. Sire, wäre ich ein Ruſſe, ſo würde ich mit Begeiſterung den vorwärts ſtrebenden Plänen Ew. Majeſtät folgen, ſo würde ich ſagen: Rußland hat die himmliſche Kraft der Jugend, und es muß ſeine Jugend gebrauchen, es muß lernen, ſtudiren, ſich bilden, und wenn es ein Mann geworden, ſo muß es erobern, denn Europa und Aſien ſind da, um von ihm erobert zu werden. Ich will Ew. Majeſtät helfen, Ihr junges Rußland zum Manne zu erziehen, und es würdig zu machen, daß es einſt die Welt ſich erobern könne! — Aber ich bin ein Deutſcher, und als Deutſcher rufe ich es laut allen deutſchen Fürſten zu: Rußland iſt das Meer, welches ſich aufbäumt, um in Deutſchland herein zu fluthen. Rußland iſt des Damokles Schwert, welches über Deutſchland ſchwebt, und bereit iſt, herniederzufallen auf unſere Freiheiten, unſere Selbſtſtändigkeit, unſere Unabhängigkeit. Dieſes Schwert hängt nur noch an einem Faden! Beeilt Euch, aus dieſem Faden eine Schnur, aus der Schnur ein Tau, aus dem Tau eine Kette zu machen,

damit Ihr das Schwert bändigt und feſſelt, auf daß es nicht herunterfallen kann auf Deutſchland, auf daß es an ſeinen eigenen Ketten gehalten wird!

Und wäre ich ein Deutſcher, rief Alexander glühend, ja, wäre ich ein Deutſcher, wie Sie, ſo würde ich ſprechen und handeln wie Sie!

Sire, rief Hardenberg erſtaunt, Sie vergeben mir alſo, Sie —

Ich vergebe Ihnen nicht, ſondern ich danke Ihnen, rief der Kaiſer, indem er mit der ganzen Lebhaftigkeit ſeines Naturells auf Hardenberg zuſchritt, ihn innig umarmte und einen Kuß auf ſeine Stirn drückte. Ja, ich danke Ihnen, daß Sie mich die Stirn eines wahren, eines echten Mannes haben küſſen laſſen. Ach, es iſt ſo ſelten, daß man einem Mann begegnet, und ich muß leider geſtehen, daß das hier auf dem Congreß auch eine Seltenheit iſt. Sie, Hardenberg, Sie ſind ein Mann, und ich bin glücklich, daß Sie Sich mir ſo gezeigt haben, daß Sie immer noch der trotzige, unverzagte, begeiſterte deutſche Mann ſind, als welcher Sie Sich Ihrem König bewährt haben in den ſchlimmen, wie in den guten Tagen! Ich kam hierher, um Sie zu prüfen, um zu ſehen, ob Sie auch nur ein Diplomat ſind wie alle Andern, heimtückiſch, intriguant, händelſüchtig und doch

feigherzig, wenn ſie von einer Gefahr bedroht werden. Deshalb klagte ich Sie an, deshalb wollte ich ſehen, ob Sie den Muth hätten, Ihre gegen mich gerichtete Schrift anzuerkennen.

Sire, meine Schrift war nicht gegen Ew. Majeſtät gerichtet, ſondern nur gegen Rußland, ſagte Hardenberg. Ach, wenn wir gewiß ſein könnten, in Rußland immer Herrſcher zu haben, welche Ew. Majeſtät gleichen und nacheifern, ſo würden wir von Rußland nichts zu fürchten haben, denn der edle, loyale, hochherzige Sinn Eurer Majeſtät würde niemals einen Angriff auf die Freiheit und Unabhängigkeit Deutſchlands unternehmen wollen. Aber Ihre Nachfolger können eroberungsſüchtiger, eigennütziger ſein, ſie können in ihrer Ländergier die Rechte Anderer überſehen, und da ſie die Macht haben, Deutſchland zu ſchaden, ſo können ſie auch den Willen dazu haben. Das war es, was ich in jener Denkſchrift auseinandergeſetzt habe. Ueberdies ſchrieb ich dieſelbe beim Beginn des Congreſſes, und damals ſchon übergab ich ſie dem Fürſten Metternich, der ſie jetzt als eine Waffe gegen mich benutzen will.

Aber es ſoll ihm nicht gelingen, ſagte Alexander. Ich durchſchaue ſehr wohl das Betragen Metternich's, der immer nur beſtrebt iſt, mich von Preußen zu trennen

und Unfrieden zwiſchen uns auszuſtreuen. Jetzt, da ſein räuberiſcher Falkenblick in der Luft irgend eine nahende Gefahr für Oeſterreich erkannt haben mag, jetzt wollte er verſuchen, an Rußland einen Bundesgenoſſen zu gewinnen, und deshalb ſpielte er ſeinen letzten großen Trumpf aus und brachte mir Ihre Denkſchrift, indem er hinzufügte, er habe noch mehrere derartige Schreiben von Ihnen, von denen er aber keinen Gebrauch machen könne, da ſie die Geheimniſſe eines Dritten ſeien.*) Aber dieſe Perfidie Metternich's gegen Sie hat bei mir gerade das Gegentheil bewirkt von dem, was er beabſichtigte, ſie hat mich erkennen gelehrt, daß Metternich ein gefährlicher und treuloſer Mann iſt, der ſeine Freunde von geſtern heute preisgiebt und hinopfert, wenn das ſeinem Vortheil und ſeinen Intereſſen bequem iſt. Ich will daher nichts mit ihm zu thun haben, und ich bin gekommen, um Sie, Herr Staatskanzler, vor Ihrem treuloſen Freunde zu warnen, indem ich Ihnen Ihre Denkſchrift wiederbringe, und um mit Ihnen, Majeſtät, zu überlegen, was wir zu thun haben, um uns dieſes zweideutigen Vermittlers zwiſchen uns und dem Kaiſer Franz zu entledigen und ſelber und unmittelbar mit dem Kaiſer zu verhandeln.

*) Pertz. IV. S. 248.

Sire, Sie ſprechen da einen Wunſch aus, den ich ſchon lange im Stillen gehegt habe, ſagte der König raſch. Kaiſer Franz iſt ein biederer, ehrlicher Mann, der, wie ich glaube, die Zweideutigkeiten ſeines Staatskanzlers nicht kennt, ſonſt würde er ſie nicht dulden.

Wollen die Majeſtäten mir erlauben, daß ich, bevor ich mich ehrerbietigſt zurückziehe, noch einige Worte in Bezug auf die vorher gegen mich gerichtete Anklage erwidern darf? fragte Hardenberg.

Ich bitte, ſprechen Sie, rief Alexander, das heißt, wenn mein königlicher Freund nichts dagegen hat!

Der König gab durch einen Wink mit der Hand und ein haſtiges Kopfnicken ſeine Zuſtimmung zu erkennen.

Sire, ſagte Hardenberg, ſich an den Kaiſer wendend, es waren in jener drohenden Anklage, welche Ew. Majeſtät vorher gegen mich richteten, zwei Punkte, auf welche ich mir erlaube zurückzukommen. Ew. Majeſtät ſagten, daß der Fürſt Metternich Ihnen mehrmals zugeſichert habe, Oeſterreich werde Ihnen ſeine Stimme für Polen geben, wenn Ew. Majeſtät dafür Preußen nicht in ſeinen Anforderungen auf Sachſen unterſtützten. Ich habe dies wenigſtens ſo verſtanden,

und ich bitte Ew. Majeſtät mich gnädigſt zu berichtigen, wenn ich darin irren ſollte.

Nein, nein, es iſt ſo, rief Alexander, mehr als Ein Mal hat mir Metternich Polen angeboten, wenn ich dafür Preußen hindern wollte, Sachſen zu erwerben.

Ich werde mir erlauben, ſpäter auf dieſe Worte Ew. Majeſtät zurückzukommen, ſagte Hardenberg, ſich verneigend. Zuvor aber wollte ich nur ſagen, daß Fürſt Metternich mir mehrmals mit feierlichen Betheuerungen ſeiner Freundſchaft für Preußen das Königreich Sachſen angeboten hat, wenn Preußen dafür Rußland hindern wolle, Polen in Beſitz zu nehmen.

Alexander lachte laut auf. Ah, rief er, immer noch lachend, das iſt wie der Fuchs in der Fabel, der dem Marder und dem Iltis jedem in's Geheim daſſelbe Huhn verſpricht, und es nachher für ſich allein verſpeiſt.

Haben Sie aber auch Beweiſe für Ihre Behauptung, Herr Staatskanzler? fragte der König ernſt.

Geruhen Ew. Majeſtät ſich zu erinnern, daß ich, um mich über mein politiſches Verhalten zu rechtfertigen, und zu beweiſen, daß Fürſt Metternich bis zu dieſem Augenblick wegen Sachſen mit uns im vollen Einverſtändniß geweſen, hierherkam, um Ew. Majeſtät einige zu meiner

Rechtfertigung bestimmte Papiere zu überbringen. Diese Papiere habe ich dort auf dem Schreibtisch niedergelegt. Wollen Ew. Majestät mir erlauben, zwei derselben Sr. Majestät dem Kaiser vorzulegen?

Thun Sie das, sagte der König. Fürst Metternich hat Sie angeklagt, es ist daher sehr natürlich, daß Sie Sich zu rechtfertigen suchen.

Hardenberg eilte zu dem Tisch hin, und unter den Papieren suchend wählte er unter denselben zwei Briefe aus, mit denen er zu den Monarchen zurückkehrte.

Sire, sagte er, dem Kaiser einen der Briefe darreichend, hier ist ein vertrauliches Handbillet des Fürsten Metternich, in welchem er Preußen unumwunden Sachsen verspricht, wenn Preußen sich mit ihm gegen Rußland verbinde.

Alexander überflog das Papier mit raschen Blicken und reichte es dann dem König dar.

Es ist Metternich's eigene Handschrift, sagte er, und seine Worte sind unzweideutig. Er verspricht Ihnen Sachsen. Ah, wir wollen ihn beim Wort halten! Und was, fuhr der Kaiser fort, sich wieder an Hardenberg wendend, was enthält jenes Papier, das Sie da noch in der Hand halten?

Sire, für dieſes Papier muß ich um Verzeihung bitten, daß ich wage, es Ew. Majeſtät vorzulegen. Aber, wie mein königlicher Herr die Gnade hatte, zu ſagen, Fürſt Metternich hat mich angegriffen, ich muß mich alſo zu vertheidigen ſuchen. Ew. Majeſtät haben mir vorher feierlich verſichert, daß Fürſt Metternich Ew. Majeſtät Polen angeboten hätte, wenn dafür Ew. Majeſtät ſich verpflichteten, Preußens Anſprüche auf Sachſen nicht zu unterſtützen. Dieſe Worte Ew. Majeſtät überraſchten mich nicht, denn Ew. Majeſtät hatten ſchon vor einigen Wochen Daſſelbe dem Herrn von Stein erzählt, und dieſer, um mich zu warnen, hatte die Güte gehabt, mir die Erzählung Ew. Majeſtät zu wiederholen. Ich fand mich dadurch veranlaßt, an den Fürſten Metternich zu ſchreiben, ihn von den mir zugekommenen Erzählungen zu benachrichtigen, und bei ihm förmlich anzufragen, ob er wirklich Ew. Majeſtät ſolche Verſprechungen gemacht habe.

Und Metternich hat Ihnen auf Ihre Anfrage geantwortet? fragte Alexander raſch.

Ja, Sire, ſagte Hardenberg feierlich, ja, er hat mir geantwortet. Sire, hier iſt die Antwort des Fürſten Metternich.

Der Kaiſer riß das Papier ungeſtüm an ſich, und

wie er es dann überlas, erblaßte er, und seine sonst so heitere Stirn legte sich in düstere Falten.

Er leugnet es ab, rief er mit zorniger Stimme. Hören Sie, Majestät, Metternich wagt es, mich der Lüge zu zeihen. Er schreibt hier mit klaren, einfachen Worten, es sei nicht wahr, daß er mir solche Anerbietungen gemacht habe. Er giebt die bestimmte Versicherung, daß Kaiser Franz in die Abtretung Sachsens an Preußen eingewilligt habe.*)

Und jetzt, rief der König empört, jetzt erläßt der Fürst Metternich im Widerspruch mit jener schriftlichen Versicherung eine Note, in welcher er erklärt, Oesterreich könne nicht in die Einverleibung Sachsens in Preußen willigen, „weil die Grundsätze des Kaisers, die Familienbande, und die Grenz- und Nachbarverhältnisse sich entgegenstellten.“**)

Er ist ein zweideutiger und unzuverlässiger Mann! rief der Kaiser. Er hat es überdies gewagt, mich der Lüge zu zeihen. Hätte ich das Glück ein Privatmann

---

*) Diese Erklärung Metternich's ist vom 7. November, und findet sich in Pertz: Leben des Freiherrn vom Stein. IV. S. 201.

**) Worte aus jener Note Metternich's. Siehe: Pertz. IV. S. 245.

zu ſein, würde ich ihn dafür mit der Piſtole in der Hand zur Rechenſchaft ziehen. Aber da meine Verhältniſſe mir dies verbieten, ſo will ich ihn wenigſtens nicht mehr ſehen.*)

Aber Ew. Majeſtät werden dies ebenſo wenig als ich vermeiden können, ſagte der König achſelzuckend. Er iſt das Organ, durch welches Kaiſer Franz mit den andern Mächten unterhandelt, die Stimme, welche die Gedanken des Kaiſers in Worte überſetzt.

Der Kaiſer wird hinfort die Güte haben müſſen, mit ſeiner eigenen Stimme zu uns zu ſprechen, rief Alexander heftig. Ich werde wenigſtens keine andere Stimme mehr hören. Vereinigen wir uns, Sire, zu einem feſten und entſchiedenen Kampf gegen Metternich, enthüllen wir dem Kaiſer Franz alle die Intriguen, Zweideutigkeiten und Hinterliſte ſeines Miniſters und fordern wir von ihm feſt und unabweislich, daß er unmittelbar und perſönlich mit uns unterhandele! Wollen Sie das?

Ja, ich will es, ſagte der König. Ich bin bereit, mich allen Ihren Schritten in dieſer Sache anzuſchließen.

---

*) Des Kaiſers eigene Worte. Siehe: Pertz. IV. S. 278.

So kommen Sie, Sire, rief der Kaiser hastig. Lassen Sie uns sogleich aufbrechen!

Wohin, Sire?

Zum Kaiser Franz von Oesterreich, um bei ihm seinen Minister anzuklagen, um ihm zu erklären, daß wir Beide nur unmittelbar mit dem Kaiser selbst unterhandeln wollen, und uns die Einmischung des Fürsten Metternich entschieden verbitten.*)

Wohlan, lassen Sie uns gehen, sagte der König, und um unsern Worten gleich die Beweise hinzuzufügen, wollen wir die Papiere, welche mir der Staatskanzler gebracht hat, zur Einsicht des Kaisers Franz mitnehmen.

Thun wir das! Auch ich habe Papiere, welche den Kaiser von der Zweideutigkeit seines Ministers überzeugen, und unsern Antrag rechtfertigen werden. Fahren wir also, wenn es Ew. Majestät gefällig ist, bei mir vor, und dann zum Kaiser Franz. Ah, wir wollen doch einmal sehen, ob die diplomatische Falschheit und Hinterlist über unser gerades und offenes Handeln den Sieg davon tragen wird.

---

*) Historisch. Siehe: Pertz. IV. S. 248.

VII.

Der Ballabend des Fürſten Metternich.

Der ſeit acht Tagen ſchon angekündigte Ball im Hôtel des Fürſten Metternich ſollte heute ſtattfinden. Alle Räume waren ſchon in den Morgenſtunden dieſes feſtlichen Tages glänzend geſchmückt und von den Decorateuren und Gärtnern auf das Herrlichſte und Geſchmackvollſte hergeſtellt worden.

Fürſt Metternich war ſo eben von einer Conferenz, zu welcher ihn ſein Kaiſer plötzlich und ganz unerwartet hatte einladen laſſen, zurückgekehrt, und durchwanderte jetzt die Reihe der glänzenden Säle, um ſich durch eigenes Anſchauen zu überzeugen, daß alle ſeine Befehle ausgeführt worden, daß nirgends etwas an den Ausſchmückungen verſehen und vernachläſſigt worden ſei.

Wie er eben, ganz vertieft in dieſe Prüfung der Feſtanordnungen, durch den Empfangsſaal dahin ging,

ward die Thür des Vorſaals haſtig geöffnet und Hofrath von Gentz trat ein.

Der Fürſt ſchritt ihm lächelnd entgegen, und reichte ihm zur Begrüßung ſeine Hand dar.

Gut, daß Sie kommen, ſagte er. Sie können mich auf meiner Wanderung durch die Säle begleiten. Sie verſtehen Sich ja auf Feſt-Arrangements und haben einen feinen geläuterten Geſchmack. Kommen Sie, geben Sie mir alſo Ihren Arm, laſſen Sie uns die Säle durchwandern, und gewinnen Sie es über ſich, mir ohne alle diplomatiſche Umſchreibungen Ihre wahrhaftige Meinung zu ſagen: ob Sie finden, daß die Arrangements gut, ob ſie der hohen fürſtlichen Gäſte würdig ſind, die ich heute hier empfangen werde.

Ich geſtehe Ew. Durchlaucht, daß mir zu dieſen Betrachtungen heute ganz und gar die Stimmung fehlt, ſagte Gentz, und ich beſchwöre Ew. Durchlaucht, daß Sie die Güte haben, ſtatt Ihre Aufmerkſamkeit dem Zimmerſchmuck zu ſchenken, ſie lieber mir zuzuwenden. Ich habe durchaus, und ganz nothwendig mit Ihnen zu ſprechen, und ich bin deshalb ganz eilig, kaum dem Bett entſtiegen, und ohne erſt meine Taſſe Bouillon getrunken zu haben, hierher gekommen.

Ah, Ihre berühmte, aus ſechs Pfund Rindfleiſch bereitete

Taſſe Bouillon, ſagte Metternich lächelnd. Nun freilich, wenn Sie dieſe merkwürdige Taſſe Bouillon dem Wunſch einer Unterredung mit mir geopfert haben, ſo müſſen Sie mir etwas ſehr Ernſtes vorzutragen haben.

Es iſt auch in der That etwas ſehr Ernſtes und Wichtiges, rief Gentz eifrig.

Um ſo mehr iſt es nothwendig, daß ich vorher mit der Beſichtigung der Feſt-Arrangements zu Ende bin, ſagte Metternich gelaſſen, denn wenn ich erſt Ihre ernſten und wichtigen Nachrichten erfahren habe, möchte mir der Sinn und Geſchmack dazu fehlen. Kommen Sie alſo, laſſen Sie uns Alles mit prüfenden Kennermienen betrachten.

Ich beſchwöre Ew. Durchlaucht, laſſen Sie uns in Ihr Cabinet gehen; ich habe —

Sie haben durchaus eine unbezwingliche Luſt, Ihre großmächtigen Neuigkeiten aus Ihrer Bruſt zu entlaſſen, unterbrach ihn Metternich. Mein Gott, immer noch der heißblütige Feuerkopf, der immer ſtürmt, immer exaltirt iſt, nichts mit Ruhe erwarten, nichts mit Beſonnenheit vertagen kann! Der Himmel wird nicht zuſammenfallen, die Sonne wird ſich nicht verfinſtern, wenn ich auch Ihre Nachrichten erſt in einer Viertelſtunde erhalte!

Aber Ihre Feſt-Arrengements werden vielleicht zuſammenfallen, die Kerzen Ihrer Kronleuchter werden vielleicht heute Abend gar nicht zum Leuchten und Brennen kommen, wenn Sie erfahren haben, was ich Ihnen ſagen will!

Ah, welch ein großes Kind Sie ſind, und was für Mährchen Sie ſich aufbinden laſſen. Mein Haus ſteht auf feſtem Grunde, und wird nicht zuſammenſtürzen bei dem erſten beſten Sturmwind; die Kerzen meiner Kronleuchter ſind von ſolidem Wachs und werden nicht gleich erlöſchen vor dem Athem Ihres Mundes. Kommen Sie! Wenn Sie wollen, daß ich Sie nachher in mein Cabinet begleiten ſoll, ſo ſträuben Sie ſich nicht länger, ſondern kommen Sie.

Gut, ſeufzte Gentz, ich komme. Aber verſprechen mir Ew. Durchlaucht wenigſtens, daß wir uns beeilen wollen mit der Beſichtigung dieſer Feſt-Arrengements.

Ich verſpreche es Ihnen!

Er nahm den Arm, den Gentz ihm ſeufzend darbot, und wanderte plaudernd, lächelnd, Alles beſichtigend, Alles prüfend durch die Säle dahin.

Zum guten Glück für den ungeduldigen Hofrath Gentz waren alle Anordnungen genau den Befehlen des Fürſten entſprechend, gemacht worden, und es fand

daher in keinem der Säle ein Aufenthalt, eine Verzögerung statt. Es genügte, sie zu durchwandern, um sich befriedigt und erfreut zu fühlen von ihrer Einrichtung voll wahrhaft fürstlicher Pracht.

Jetzt, sagte der Fürst, als sie eben vor der Thür seines Cabinets angelangt waren, jetzt müßte ich eigentlich nothwendiger Weise erst eine Viertelstunde hinüber gehen zu meiner Tochter, bei welcher sich eben ihr Tanzmeister befindet, um ihr einen russischen Tanz einzuüben, den sie heute Abend mit dem jungen Grafen Narischkin vor den russischen Majestäten tanzen soll. Ich habe meiner Tochter versprochen, heute der letzten Tanzprobe beizuwohnen, und —

Ich beschwöre Ew. Durchlaucht, rief Gentz mit fast weinerlicher Stimme, wollen Sie mich nicht länger martern, wollen Sie mir erlauben, Ihnen jetzt sogleich meinen Vortrag zu halten.

Nun denn, es sei, sagte Metternich lächelnd, ich sehe schon, daß ich Sie Ihrer Neuigkeiten entladen muß, wenn ich nicht will, daß Sie davon wie eine Bombe auseinander platzen!

Er öffnete die Thür seines Cabinets, und trat, gefolgt von Gentz in dasselbe ein.

Vor allen Dingen setzen wir uns! sagte der Fürst,

indem er sich auf den Divan niedergleiten ließ, und für Gentz auf einen Fauteuil hindeutete. Und nun lassen Sie mich Ihre ungeheuerlichen Nachrichten erfahren, mein armer Freund, der Sie mir fast an dieser Neuigkeitsindigestion erstickt wären. Was giebt es denn?

Durchlaucht, sagte Gentz feierlich, es giebt eine Verschwörung gegen Sie, gegen Oesterreich, gegen uns Alle. Wenn Sie Ihren Feinden nicht zuvorkommen, wenn Sie nicht sogleich, heute noch, energische Maßregeln ergreifen, so sind Sie verloren, und mit Ihnen ist es Oesterreich, mit Ihnen ist es Deutschland! Denn Sie vertreten Oesterreich, und Oesterreich vertritt auf diesem Congreß die Ordnung, die Gesetzlichkeit, die Rechte der Fürsten, der Reichsunmittelbaren, der Bevorzugten gegen die Wühlereien, gegen die neumodischen Umsturzfürsten, die, um sich populär zu machen, mit freisinnigen Redensarten, wie mit Spielbällen umher werfen, und um die Völker anzuziehen, mit liberalen Ideen allerlei Jongleurkünste treiben. Deutschland geht, wenn diese Umsturzfürsten die Oberhand gewinnen, nicht blos einem neuen Kriege, sondern seinem völligen Untergang entgegen, denn mit freisinnigen Redensarten werden die Völker nicht in Banden gehalten, und mit lieberalen Ideen läßt sich nicht regieren. Ew. Durchlaucht haben also

die Verpflichtung, ſich Oeſterreich, ſich Deutſchland zu erhalten, und Alles zu thun, um die Intriguen und Pläne, die Ihre Feinde gegen Sie ſchmieden, zu vernichten.

Wer ſind denn aber vor allen Dingen dieſe Feinde? fragte Metternich mit ſeinem ruhigen Lächeln.

Es ſind der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen. Seit geſtern Mittag courſiren die wunderbarſten Gerüchte in allen Salons. Jeder raunt es verſtohlen dem Andern in's Ohr: „Fürſt Metternich iſt in Ungnade gefallen. Die Monarchen von Rußland und Preußen haben ſich geſtern Mittag zu Kaiſer Franz begeben, und von ihm begehrt, daß er den Fürſten entlaſſe, und haben erklärt, daß ſie Beide mit dem Fürſten keinen weitern Verkehr haben, ihn niemals wieder ſehen wollten.“ — Geſtern gegen Abend, als ich zur Herzogin von Sagan kam, um ſie, wie wir das verabredet hatten, zur Soirée bei der Kaiſerin Ludovica zu begleiten, kam die Herzogin mir ganz bleich und aufgeregt entgegen, und ſagte mir, Kaiſer Alexander ſei eben bei ihr geweſen, habe ſich in den bitterſten und heftigſten Ausdrücken über Ew. Durchlaucht beſchwert, habe geſagt, Sie hätten mit ihm und dem König von Preußen ein unwürdiges Spiel getrieben, hätten Sie

gegenseitig verfeinden und entzweien wollen, und seien sogar so weit gegangen, den Kaiser einer Unwahrheit zu zeihen.

Und diese Unwahrheit, deren ich ihn gezeiht haben soll, wäre natürlich die erste und einzigste Unwahrheit, die jemals über die Lippen des frommen und tugendhaften Kaisers gekommen, sagte Metternich achselzuckend. Die Freundschaftsbetheuerungen gegen Napoleon, die Umarmungen und Küsse in Erfurt, das Doppelspiel in Tilsit, wo Alexander dem König von Preußen ewige Freundschaft schwur und von Napoleon die preußischen Provinzen als Geschenk annahm, das Alles waren große, heilige Wahrheiten, welche vor den Augen der gottseligen Frau von Krüdener als Altarkerzen leuchten, und ihr Gelegenheit geben werden, in entzückte Krämpfe und Zuckungen zu verfallen, aus denen sie nur durch das Gebet des sogenannten Erzengels, des frommen Kaisers Alexander wird errettet werden können.

Ich beschwöre Ew. Durchlaucht, bleiben wir bei der Sache, flehte Gentz. Der Kaiser hat ferner der Herzogin von Sagan erzählt, er sei so eben mit dem König von Preußen bei Kaiser Franz gewesen, und Beide hätten sie Ew. Durchlaucht angeklagt. Der Kaiser sei auch ganz von Ihrer Schuld überzeugt wor-

den, höchſt aufgebracht auf Sie geweſen, und habe den Monarchen verſprochen, Sie zur Rechenſchaft zu ziehen, ja, Sie Ihres Amtes zu entlaſſen.

Und was ſagte die Herzogin von Sagan zu dieſen Neuigkeiten? fragte Metternich.

Sie war tief erſchüttert, Thränen glänzten in ihren Augen —

Aber ſie rollten hoffentlich nicht über ihre Wangen nieder und zerſtörten nicht die ſchöne Roſenmalerei ihrer Schminke? Sagen Sie doch, Freund, Sie halfen doch der Herzogin, ihre Thränen abtrocknen, ehe ſie ihren Augen entſtrömten?

Ich verſichere Ew. Durchlaucht, daß die Herzogin im vollen Ernſt tief bewegt und betrübt war, daß Sie wirklich an ihr eine treue und zuverläſſige Freundin haben, rief Gentz heftig. Sie war noch ganz traurig und kummervoll, als wir uns zur Soirée begaben, und ſie ging nur dorthin, weil ſie hoffte, Ew. Durchlaucht dort zu ſehen und Sie zu warnen.

Ach, hätte ich ahnen können, daß die liebenswürdige und ſchöne Herzogin von Sagan mich erwartete, ſo würde ich gewiß zur kaiſerlichen Soirée gekommen ſein, rief Metternich. Ich war aber bei Iſabey, der mich, wie Sie wiſſen, zu ſeinem großen Congreßbilde

malt, dann wohnte ich einer Probe der lebenden Bilder bei, in der meine Tochter morgen eine Rolle ſpielt, und da man ihr ein ſchlechtes Coſtüm gewählt hatte, mußte ich ſchon ſelber ihr ein beſſeres ausſuchen. So verging die Zeit, und es ward zu ſpät, um noch die Soirée beſuchen zu können.

Und doch wäre es ein Glück geweſen, wenn Ew. Durchlaucht, ob auch noch ſo ſpät, und ob auch nur Einen Moment gekommen wären. Denn Ihre Abweſenheit erſchien nun Allen als eine Beſtätigung der umlaufenden Gerüchte. Jedermann war überzeugt, daß Ew. Durchlaucht wirklich in Ungnade gefallen, und daß Sie nur deshalb nicht die Soirée der Kaiſerin beſuchen könnten. Man ſprach, nicht mehr leiſe, ſondern ziemlich laut und vernehmlich, von Ihrem Sturz, man wiederholte ſich mit hämiſcher Freude die heftigen Schelt-worte, mit denen Kaiſer Franz Ew. Durchlaucht entlaſſen habe. Man erzählte ſich, daß der Graf Neſſelrode von dem Kaiſer Alexander gleichfalls entlaſſen ſei, und nur aus dem einzigen Grunde, weil er mit Ihnen in nächſter Verbindung geſtanden. Nur die Herzogin von Sagan hatte den Muth, nicht in das allgemeine Anathem einzuſtimmen, und als der Kaiſer Alexander ſich ihr näherte, und wieder ganz laut und heftig gegen

Ew. Durchlaucht ſprach, war ſie kühn genug, Sie zu vertheidigen. Der Kaiſer ward dunkelroth vor Zorn, und —

Und rief, unterbrach ihn Metternich, und rief heftig: „Wie können Sie Sich nur mit ſo einem Schreiber einlaſſen, Herzogin?“*) Und er wandte ihr den Rücken und ſprach zu andern Perſonen laut und heftig gegen das, was er meine Ränkeſucht nennt. Später unterhielt er ſich mit der alten Fürſtin Metternich, meiner Mutter, und ganz laut ſagte er zu ihr: er könne Niemand achten, der nicht die Uniform trüge.**)

Ew. Durchlaucht wiſſen das ſchon? rief Gentz erſtaunt.

Ja, ſagte Metternich lächelnd, ich weiß das ſchon, denn wie es ſcheint, ſteht meine Mutter früher auf, als Sie. Ich weiß Alles, nur das weiß ich nicht, was Sie zu meiner Vertheidigung geſagt und gethan haben.

Ew. Durchlaucht, was hätte ich anders thun können, als ſchweigen und unglücklich ſein?

Sie hätten zum Beiſpiel alle Diejenigen, welche

---

*) Pertz. IV.

**) Ebendaſelbſt.

ſich erlaubten, mich zu verleumden, zum Duell fordern können.

Ich? Zum Duell fordern? rief Gentz entſetzt und tief erblaſſend. Aber Ew. Durchlaucht, ich, — mein Gott, Sie wiſſen, daß ich einen Abſcheu habe vor Waffen, und daß die einzige Waffe, welche ich zu führen verſtehe, die Feder iſt.

Sie vergeſſen die zweite Waffe, welche Ihnen wenigſtens noch zu Gebote ſteht, Ihre Zunge! Da Sie nicht für mich handeln konnten, hätten Sie mindeſtens für mich Ihre Zunge gebrauchen, für mich reden können.

Und was hätte ich ſagen können, da Ew. Durchlaucht nicht die Güte gehabt, mich in Ihr Vertrauen zu ziehen, und mir einige Inſtructionen über mein Verhalten zu geben?

Sie hätten ſagen können, daß man ſich in Bezug auf mich ganz falſcher Ausdrücke bediene, ſagte der Fürſt, deſſen Antlitz jetzt ſeinen lächelnden Ausdruck verloren, und ernſt und feierlich geworden war. Sie hätten ſagen können, daß ich nicht ein Günſtling und Favorit ſei, der je nach der Laune ſeines Herrn und gleich den Mignons weiland der Kaiſerin Katharina von Rußland, in Ungnade fallen könne, ſondern daß ich der erſte Miniſter des Kaiſers Franz ſei, und daß man wenig-

ſtens dem Kaiſer Franz ſo viel Achtung ſchuldig ſei, um ihn für unfähig zu halten, einen Mann, dem er ſeit vielen Jahren ſein Vertrauen geſchenkt, daſſelbe zu entziehen, bloß weil ſein Miniſter ſich dem Wunſch und Willen eines fremden Souverains nicht beugen wolle, und weil der Schreiber ohne Uniform nicht die Wünſche des Kaiſers von Rußland als Befehle hinnähme, ſondern weil er den Muth habe, ihn öffentlich zu bekämpfen, und des Kaiſers ehrgeizige und romantiſche Gelüſte auf Polen zu hintertreiben.

Das Alles habe ich auch geſagt, aber man hat mich nicht hören wollen, rief Gentz.

Vielleicht weil Sie ſo leiſe und in ſich hinein ſprachen, daß Niemand Sie hören konnte, ſagte Metternich. Aber ich bin Ihnen deshalb nicht gram, denn ich weiß, daß Ihr Naturell Ihnen nicht erlaubte lauter zu ſprechen, daß Sie aber tief in Ihrem Herzen über mich trauerten, und an Ihrem Schreibtiſch alle Mal den Muth finden würden, mich zu vertheidigen.

Ew. Durchlaucht laſſen mir nur Gerechtigkeit widerfahren, wenn Sie anerkennen, daß ich Sie liebe und verehre, rief Gentz. Ich halte Sie für den einzigen nothwendigen Mann, der jetzt lebt, für den Einzigen, der im Stande iſt die Principien der Ordnung und

der Fürstengewalt aufrecht zu halten gegen das wüste Freiheitsgeschrei des unsinnigen Volkes. Ich liebe und verehre Sie um Ihres edlen Herzens, Ihrer großen Seele und Ihres reichen Geistes willen, und wenn Sie untergingen, so würde ich es machen, wie es einem treuen Hunde gebührt, ich würde mich auf Ihr Grab legen und da Hungers sterben.

Ah, so weit wollen wir es indeß nicht kommen lassen, daß Sie um meinetwillen dem höchsten aller Ihrer Genüsse, dem Essen entsagen sollen, sagte Metternich lächelnd. Ich will versuchen, Sie ein wenig zu trösten, aber ich kann doch nicht verhehlen, daß die Sachen für mich in diesem Augenblicke ziemlich mißlich und bedenklich stehen.

Also doch, seufzte Gentz erschauernd, es ist also doch wahr, daß —

Daß Kaiser Alexander wüthend auf mich ist? Ja, das ist wahr! Und es ist auch wahr, daß er den König von Preußen auch gegen mich aufgehetzt hat, und daß Beide sich zum Kaiser Franz begeben haben, um mich bei ihm der Zweideutigkeit, Hinterlist, Falschheit, und was weiß ich sonst noch Alles anzuklagen.

Aber der Kaiser Franz hat ihnen nicht geglaubt,

und sie haben nichts beweisen können? fragte Gentz in athemloser Angst.

Doch, sagte Metternich ruhig, sie haben einige ihrer Anklagen beweisen können, denn, — ich will es Ihnen nur gestehen, ich hatte einen, für einen Diplomaten ganz unverzeihlichen Fehler begangen! Ich hatte mich nicht begnügt mit mündlichen Zusicherungen und Versprechungen, sondern ich hatte das gethan, was man niemals thun muß, wenn man eine Geliebte hat, die man verrathen, oder einen Nachbar, den man zum Bundesgenossen machen will, ich hatte schriftliche Versprechungen gemacht, und diese Schriftzüge mit ihrer nicht abzuleugnenden Wahrheit sprachen gegen mich. Ich habe einen Fehler begangen, und es ist daher ganz natürlich, daß ich ihn büßen muß.

Ew. Durchlaucht glauben also doch, daß Sie ihn werden büßen müssen? fragte Gentz kleinlaut.

Ja, ich werde ihn büßen müssen, sagte Metternich, und zwar in sehr empfindlicher Art, denn ich befürchte fast, daß heute das Aergste geschieht, daß —

Daß? fragte Gentz athemlos, als Metternich schwieg. Oh, ich beschwöre Ew. Durchlaucht, sagen Sie mir, was kann geschehen?

Es kann geschehen, daß in Folge dieser großen di-

plomatiſchen Streitigkeiten ein offenes Zerwürfniß ausbricht, und daß der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen eine fürchterliche Demonſtration gegen Oeſterreich und gegen mich machen.

Und worin könnte dieſe Demonſtration beſtehen? fragte Gentz mit zitternder Stimme und aſchfarbenem Geſicht.

Darin, daß die beiden Monarchen heute Abend nicht auf meinem Balle erſcheinen, ſagte Metternich vollkommen ernſthaft.

Ah, mein Gott, rief Gentz unwillig, Sie vermögen es noch zu ſcherzen.

Ich ſcherze gar nicht, ſagte Metternich, dies iſt wirklich die einzige Kriegserklärung, die Rußland und Preußen noch gegen mich machen können, nachdem ſie die andern beim Kaiſer Franz ſchon gemacht haben, und ich geſtehe, ſie iſt mir unangenehm genug, denn meine ſchöne Tochter Clementine käme dann um die Freude, heute Abend mit dem Grafen Nariſchkin ihren ruſſiſchen Tanz auszuführen.

Alſo die andere Kriegserklärung, die beim Kaiſer Franz, iſt den Monarchen doch mißlungen?

Ja, ſie iſt ihnen mißlungen. Die Herren Alexander und Friedrich Wilhelm haben ſich bitter über mich be-

ſchwert, Kaiſer Franz hat mich ein wenig verleugnet, hat ſich zur Großfürſtin Catharina begeben, um ſich auch vor den Damen zu vertheidigen, und auch dort mein Betragen zu mißbilligen und zu desavouiren.*) Aber das iſt Alles, was die Monarchen erlangen konnten! Kaiſer Franz hat mich getadelt, aber er denkt nicht daran, mich entlaſſen zu wollen, und ich will Ihnen auch ſagen, warum er das nicht thut!

Weil er Ew. Durchlaucht liebt, rief Gentz begeiſtert, weil er Ihre großen Eigenſchaften, Ihren edlen Geiſt kennt, weil —

Nein, ganz einfach, weil er nicht ſogleich Jemand weiß, der mich erſetzen könnte, und weil er fürchtet, daß er ſelber mehr arbeiten, ſchreiben, unterhandeln und conferiren müßte, alſo weniger Siegellack fabriciren, Schächtelchen ſchnitzen und Cello ſpielen könnte, wenn ich nicht mehr an ſeiner Seite wäre. Ich weiß nicht, ob er mich liebt, aber er weiß, daß ich ein guter Arbeiter bin.

Ew. Durchlaucht glauben nie an eine uneigennützige und wahre Liebe, ſeufzte Gentz.

Das wäre auch eine ſchwer zu verzeihende Thorheit

---

*) Pertz. IV. S. 248.

für Jemand, der, wie ich, die Welt und die Menschen kennt, sagte Metternich lachend. Ich werde also, trotz der Anfechtungen Alexanders und Friedrich Wilhelms an meiner Stelle bleiben, denn ich bin dem Kaiser nothwendig, und wenn die Monarchen dies sehen, so werden sie vielleicht daran denken, mir einige Zugeständnisse zu machen, so wie ich auch bemüht sein werde ihnen einige zu machen, und mir wenigstens Preußen zu versöhnen. Ich werde also heute noch einen Vertrauten an Hardenberg schicken, und ihm neue Vorschläge in Betreff Sachsens machen.

Wollen mich Ew. Durchlaucht mit diesem Auftrag beehren?

Ja, gehen Sie zu Hardenberg, machen Sie ihm folgende Vorschläge. Sagen Sie ihm, ein für alle Mal wolle Kaiser Franz nicht einwilligen, den König von Sachsen ganz und gar seines Landes zu berauben, sondern er bestehe darauf, daß ihm ein Theil desselben verbleibe. Dadurch würden alle Parteien befriedigt, Frankreich und England könnten sich alsdann nicht beschweren, daß das Princip der Legitimität verletzt werde, denn der König von Sachsen solle ja seinen Thron behalten; Preußen und Rußland könnten sich nicht beschweren, daß man dem Rechte der Eroberung nicht

Gehör gegeben, und daß Oesterreich sich eifersüchtig und feindlich gegen die Vergrößerung Preußens auflehne. Machen Sie also den Vorschlag, daß Preußen in eine angemessene Theilung Sachsens willige. Diese Theilung soll so eingerichtet werden, daß Preußen die ganze Vertheidigungslinie der Elbe erhält; Kaiser Franz erklärt sich bereit auch Torgau an Preußen gehen zu lassen, wenn dies dafür einwilligt, dem König von Sachsen seine Residenzstadt Dresden, und die Stadt Leipzig als seine beiden Hauptstädte zu lassen, und ihm außerdem einen Landstrich am rechten Ufer der Saale bis zur Oberlausitz und der Böhmischen Grenze mit anderthalb Millionen Seelen zurück zu geben.*) Dafür solle aber Preußen eine größere Entschädigung am Rhein und in Westphalen erhalten.

Nun, ich denke, Preußen wird, so ländergierig es immer sein mag, doch sich mit diesen Anerbietungen zufrieden erklären, rief Gentz.

Wenn es das ist, so wollen wir gleich in der nächsten Conferenz diese neuen Anträge den andern Mächten vorlegen, damit endlich diese unleidliche sächsische Frage zur Entscheidung komme, sagte Metternich.

---

*) Pertz. IV. 287.

Preußen wird wenigstens in den ihm von Ihnen gemachten Vorschlägen Oesterreichs guten Willen, den Frieden und die Eintracht zu erhalten, erkennen müssen. Sagen Sie dem Minister von Hardenberg, daß ich dies sehnlichst wünsche, und daß, wenn er mir auch einen Beweis seines guten Willens geben wolle, er den König von Preußen überreden möge, mir die Ehre zu erzeigen, heute Abend auf meinem Fest zu erscheinen. Wahrhaftig, ich dächte doch, für dreiviertel des schönen reichen Sachsenlandes könnte er mir diesen Wunsch schon erfüllen!

In diesem Augenblick ward die Thür der Antichambre geöffnet, und der Kammerdiener meldete den General von Hardegg.

Fürst Metternich ging ihm lebhaft entgegen. Nun, mein lieber General, sagte er, haben Sie die Güte gehabt, meine diplomatische Mission zu übernehmen? Waren Sie beim Kaiser Alexander?

Ja, Durchlaucht, ich war dort, sagte Hardegg ernst, ich fragte den Kaiser in Ihrem Namen, ob Sie auf die Erfüllung seines gnädig gegebenen Versprechens noch immer hoffen dürften, ob der Kaiser die Gnade haben würde, heute Abend auf Ihrem Ball zu erscheinen.

Und was antwortete Ihnen der Kaiser?

Er antwortete mir wörtlich: Hören Sie, Sie sind Soldat. Metternich hat mich der Unwahrheit gezeiht; wenn meine Verhältnisse es erlaubten, wüßte ich, was ich zu thun hätte, aber jetzt muß ich mich damit begnügen, Metternich nicht mehr zu sehen. Ich und meine ganze Familie werden daher heute Abend nicht auf seinem Ballfeste erscheinen. *)

Das heißt, es werden überhaupt auch alle Russen nicht erscheinen dürfen, murmelte Metternich leise vor sich hin. Ich werde zum Gespött dieser Menschen werden, und — ah bah, wir werden sehen, den Dingen eine möglichst günstige Seite abzugewinnen, rief er laut. Ich danke Ihnen, General, daß Sie die Mühe dieser Sendung für mich übernommen haben. Ich bitte Sie, Herr Hofrath von Gentz, daß Sie Sich sogleich mit Ihrer Sendung zum Herrn Staatskanzler von Hardenberg begeben, und was mich anbetrifft, so habe ich mir selbst auch noch eine Sendung gegeben, zu deren Ausführung ich sogleich schreiten werde. Leben Sie also wohl, meine Herren, heute Abend auf dem Ball sehen wir uns wieder!

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: La Garde III. und Pertz IV.

Der Fürſt begrüßte die beiden Herren zum Abſchied und begleitete ſie mit lächelnder Miene bis zur Thür. Aber kaum hatte ſich dieſe hinter ihnen geſchloſſen, als ſeine Züge einen düſtern Ausdruck annahmen.

Der Kaiſer Alexander will ſich auf eine kleinliche Weiſe an mir rächen, ſagte er, aber ich werde verſuchen, ſeiner Rache die Spitze abzubrechen. Möge er ſelbſt mit ſeiner Familie immerhin heute Abend fehlen, aber er ſoll mir meine Geſellſchaft nicht zerſtören, er ſoll die Ruſſen nicht durch ſein böſes Beiſpiel verführen. Wenn heute alle Ruſſen in meinem Salon fehlen, ſo würde das ſo ausſehen, als ob Oeſterreich und Rußland in offenem Kriegszuſtande lebten, und ganz Europa würde Zeter ſchreien. Es iſt aber noch zu früh dazu! Wir müſſen erſt ſehen, wie ſich die Dinge in Frankreich entwickeln. Ich will meine Ruſſen haben! Die Fürſtin Bagration muß ſie mir locken! Auf alſo, zu meiner Freundin Bagration!

Der Fürſt befahl ſeinen Wagen vorfahren zu laſſen, und rief ſeinen Kammerdiener, um ihm bei ſeiner Toilette behülflich zu ſein.

VIII.

Die Fürſtin Bagration.

Die Fürſtin Bagration befand ſich in ihrem Toilettenzimmer; ſie war in einem reizenden Negligée, und mit dem ernſthafteſten aller Gegenſtände, mit der Wahl ihrer Toilette beſchäftigt. Die glänzendſten Kleider, die herrlichſten Coiffüren, Spitzen und Blumen lagen auf den Stühlen und Tiſchen um ſie her, und daneben ſtanden die geöffneten Etuis mit den koſtbarſten und glänzendſten Schmuckſachen.

Indeß die Fürſtin hatte für alle dieſe Dinge, welche ſonſt ſo oft ihr Herz erfreuten, heute gar keinen Sinn. Sie ging langſam, die ſchönen Arme über der Bruſt gefalten, zwiſchen den Blumen, den Spitzen und Roben auf und ab, und blieb nachdenklich zuweilen vor der großen Pſyche ſtehen, die zwiſchen den Fenſterpfeilern ſtand. Dann ſchauete ſie mit einem ſeltſam ängſtlichen

und befangenen Ausdruck auf ihr Spiegelbild hin, ſchüttelte dann heftig ihr Haupt und flüſterte leiſe: „nein, ich unternehme es nicht,“ und entfernte ſich haſtig von dem Spiegel, um ihr Auf- und Abwandeln wieder von Neuem zu beginnen.

Noch einmal trat ſie zum Spiegel, prüfte ihr Angeſicht, prüfte es mit einem Ausdruck von Angſt, Entſetzen und Kummer. Dann trat ſie ſeufzend zurück, und wieder ſagte ſie: „nein, ich unternehme es nicht.“

Nun verließ ſie mit haſtigen Schritten, gleichſam, als habe ſie jetzt einen feſten Entſchluß gefaßt, das Toilettenzimmer, trat in ihr daneben belegenes Wohnzimmer, durchſchritt es raſch, und ſich vor ihrem Schreibtiſch niederlaſſend, begann ſie mit fliegender eiliger Hand zu ſchreiben. Dann faltete ſie das Billet zuſammen, ſiegelte und adreſſirte es, und klingelte heftig.

Sofort öffnete ſich die Thür des Vorzimmers und der Kammerdiener trat ein. Hier, tragen Sie dies Billet ſogleich zu dem Maler Iſabey, befahl die Fürſtin. Sagen Sie, daß meine Kammerfrau während Ihrer Abweſenheit im Vorzimmer bleiben und jeden Beſuch abweiſen ſoll. Ich bin leidend, ſehr leidend, das ſoll ſie Jedermann ſagen. Ich könne Niemand empfangen und — hören Sie, wenn Sie vom Baron von Iſabey

zurückkommen, ſo gehen Sie ſogleich in das Hôtel Metternich, und beſtellen Sie dort, ich ließe mich dem Fürſten und der Frau Fürſtin gehorſamſt empfehlen, und bedauere, heute Abend nicht erſcheinen zu können, da ich krank ſei und das Bett hüten müſſe!

Gott ſei Dank, daß ich mich mit meinen eigenen Augen vom Gegentheil überzeugen kann, rief eine Stimme hinter ihr, und wie die Fürſtin ſich umſchauete, gewahrte ſie da drüben in der geöffneten Thür des Vorzimmers denjenigen, den ſie heute zu vermeiden beſchloſſen.

Metternich! rief die Fürſtin erſchrocken. Unangemeldet?

Verzeihen Sie, Fürſtin, es war Niemand im Vorzimmer, der mich melden konnte, ſagte Metternich, indem er lächelnd vorwärts ſchritt. Ich ſtand und wartete auf irgend einen dienſtbaren Geiſt, da hörte ich hier durch die nur angelehnte Thür meinen Namen von Ihren ſchönen Lippen nennen. Ich glaubte, Sie riefen mich, und trat ein. So bin ich da, und erſpare dadurch Ihrem Kammerdiener einen Weg in mein Hôtel. Oder hatten Sie ihm noch ſchriftliche Botſchaft aufgetragen? Soll ich der glückliche Empfänger des Billets ſein, das er da in der Hand hat?

Nein, ſagte die Fürſtin, es iſt für Iſabey. Gehen Sie, Jean, tragen Sie das Billet zu dem Baron und kehren Sie dann ſchnell zurück, damit mein Vorzimmer nicht wieder ohne Aufſicht iſt.

Ach, das war ein grauſamer Ausfall auf mich, ſeufzte Metternich, als Jean das Zimmer verlaſſen hatte. Sie wollten ſogar Ihren Diener wiſſen laſſen, daß ich in Ungnade gefallen ſei, und nur ein Verſehen mir heute hier Einlaß gegönnt hat?

Die Fürſtin antwortete ihm nicht, ſie ſchien ſeine Anweſenheit gar nicht zu bemerken, ſondern ſtreckte ſich gemächlich auf dem Divan aus und lehnte das ſchöne Haupt langſam und ermattet zurück in die Kiſſen.

Metternich folgte ihr, und nicht einen Moment wich das Lächeln aus ſeinem Angeſicht. Mit vollkommener Gelaſſenheit rollte er einen Fauteuil dicht neben den Divan hin, und ſetzte ſich ſo, daß ſein Arm faſt das ruhende Haupt der Fürſtin berührte.

Ach, welch ein Glück, ſagte er aufathmend, welch ein Glück, endlich einmal wieder mit Ihnen allein zu ſein, Katharina. Und Sie wollten mir dieſen Genuß rauben, Sie wollten ſich mir heute entziehen! Grauſame, was that ich denn, um Ihren Zorn zu verdienen? Oh, ſprechen Sie wenigſtens, klagen Sie mich

an, zerſchmettern Sie mich, indem Sie das Verdammungsurtheil über mich ausſprechen, nur laſſen Sie mich den ſüßen Laut Ihrer Stimme hören!

Die Fürſtin ſchwieg immer noch, ſie ſtarrte zu der Decke des Zimmers empor, und leiſe mit den Fingern auf den Polſtern ſpielend, ſummte ſie halblaut die Melodie eines Liedes vor ſich hin.

Oh, welch einen göttlichen Humor meine ſchöne Katharina beſitzt, flüſterte Metternich. Sie iſt ſo leidend und krank, daß ſie ſogar den Getreueſten ihrer Getreuen nicht empfangen wollte, und dennoch, inmitten ihrer Schmerzen, lebt und klingt die ſüße Muſik der Engel in ihr weiter, und tönt leiſe, ihr ſelber unbewußt, von ihren Lippen.

Die Fürſtin ſang nicht mehr, ſie ſchloß die Augen, als ſei ſie im Begriff einzuſchlummern.

Schlafe, ſchlafe, meine ſchöne Katharina, Du letzter Traum meines Herzens, ſchlafe, flüſterte Metternich. Gönne mir das Glück, Deinen Schlummer zu bewachen. Ja, ich werde bei Dir bleiben, und wär's auch nur, damit die Vorübergehenden meine Equipage vor Deiner Thür ſtehen ſehen, und alſo wiſſen und erkennen, daß Du nicht biſt, wie die Andern, daß Du mich nicht verleugneſt und verſtößt, weil der Kaiſer Alexander für

einen Tag die Laune hat, ſich als meinen Feind zu betrachten. Nein, die edle, hochherzige Fürſtin Bagration, die iſt nicht feig und engherzig, wie es die Andern ſind, die wird es nicht machen, wie die Herzogin von Sagan, ſie wird den Freund nicht verleugnen in der Stunde der Verlegenheit.

Die Fürſtin Bagration ſchlief nicht mehr. Sie hatte ihre ſchönen Augen groß und weit geöffnet, und das Haupt ein wenig dem Fürſten zuwendend, ſchaute ſie ihn an mit fragenden, forſchenden Blicken.

Oh, ſagte Metternich gedankenvoll, und gleichſam nur zu ſich ſelber ſprechend, wie wird ſie ſich ärgern, wie wird ſie ſich beſchämt fühlen, dieſe ſtolze Herzogin, wenn ſie hört, daß Katharina Bagration den Muth hat, ihr zu trotzen, daß Katharina, größer, edler, ſelbſtſtändiger, wie die Herzogin, nicht achtet auf den Bannſpruch, den jene gegen mich geſchleudert. Ach, es wird der Herzogin, welche vermeint, daß ſie es iſt, die hier die tonangebende Puiſſance der Geſellſchaft iſt, es wird ihr ſeltſam imponiren, daß die Fürſtin Bagration den kühnen Muth hat, ihr zu trotzen, daß ſie den armen Fürſten Metternich empfängt, von dem die Herzogin geſtern Abend geſagt hat: „er iſt ein todter Mann, und ſelbſt die Bagration wird ihn nicht mehr auferwecken

dürfen. Selbſt die Bagration wird dies Mal meinem Beiſpiel folgen, und ſich mir unterordnen müſſen.

Das hat ſie geſagt? rief die Fürſtin, ſich raſch aufrichtend, und den Fürſten mit flammenden Blicken anſchauend. Wie? Sie hat behauptet, ich würde ihrem Beiſpiel folgen, ihr mich unterordnen müſſen? Was will ſie denn? Was iſt es denn, das ſie beabſichtigt?

Sie waren alſo geſtern nicht auf der Soirée? fragte Metternich, der es gar nicht zu beachten ſchien, daß er die Fürſtin beſiegt, daß er ſie doch endlich gezwungen hatte, ihm Antwort zu geben. Sie fehlten alſo gleich mir auf dieſer Soirée bei der Kaiſerin?

Nein, ich war dort, ſagte die Fürſtin haſtig, ich bekam auch meinen Theil von dem Ingrimm, den der Kaiſer Alexander auf Sie geworfen. Er beſchuldigte mich, daß ich eine heimliche Bonapartiſtin ſei, da ich mit Ihnen verkehre, und Sie ohne alle Frage mit Bonaparte auf Elba conſpirirten. Ich lachte dazu und vertheidigte ſie, und der Kaiſer wandte ſich achſelzuckend von mir ab. Aber was hat die Sagan mit allen dieſen Dingen zu thun? Was hat ſie von mir geſagt? Hinter meinem Rücken geſagt, wie ſie das zu

thun pflegt? Ich verließ die Soirée früher, als ſie, denn ich fühlte mich unwohl.

Nein, ſagte Metternich, ihre Hand nehmend und ſie an ſeine Lippen drückend, nein Sie fühlten ſich nicht unwohl, ſondern Ihr großmüthiges Herz wollte es nur nicht ertragen, daß man Denjenigen, welchen Sie Ihren Freund nannten, verläſterte und verhöhnte.

Aber was hat die Sagan geſagt? rief die Fürſtin ungeduldig.

Sie hat, nachdem der Kaiſer Alexander ſich eine Zeitlang leiſe und angelegentlich mit ihr unterhalten, ſich dem Kreiſe der Damen zugewandt, und zu allen ruſſiſchen Damen hingehend, hat ſie, laut genug, um auch von allen andern Damen verſtanden zu werden, geſagt: der Kaiſer hat mir eben geſagt, daß weder er, noch die Kaiſerin, noch irgend Jemand von der kaiſerlichen Familie morgen auf dem Ball des Fürſten Metternich erſcheinen werde. Es iſt daher für uns Alle eine Ehrenpflicht, der kaiſerlichen Familie nachzuahmen. Ich ſelber, ich, welche man die Freundin des Fürſten Metternich nennt, ich werde nicht auf den Ball des Fürſten erſcheinen, und ich denke, ſelbſt die Fürſtin Bagration wird nicht die Verwegenheit haben, dem Unwillen des Kaiſers trotzen zu wollen. Sie wird

meinem Beiſpiel folgen und ſich dem allgemeinen Anathem unterordnen müſſen.“

Unterordnen? Ich mich unterordnen! rief die Fürſtin. Ah, dieſe Frau Herzogin von Sagan, welche immer ihre Meinung abhängig macht von dem Wind, der von dem Kaiſerhof herüberweht, dieſe kluge Frau Herzogin, die vor lauter Klugheit immer feig und unſelbſtſtändig iſt, ſie ſoll ſich doch in mir geirrt haben! Sie ſoll zu ihrer Beſchämung erkennen müſſen, daß Katharina Bagration wirklich die Verwegenheit hat, dem Unwillen des Kaiſers zu trotzen, daß ihre Freundſchaft und Zuneigung nicht wechſelt, wie der Wind, ſondern, daß ſie dauernd und beſtändig iſt, wie ein Fels im Meer! — Es war meine Abſicht, heute nicht zu Ihrem Balle zu kommen, aber nicht, weil der Kaiſer Alexander Ihnen grollt, ſondern weil ich der Kaiſerin Ludowika beweiſen wollte, daß ich wirklich krank ſei, und daher morgen nicht Theil nehmen könne an der Darſtellung der lebenden Bilder. Aber jetzt komme ich, mein Freund. Ja, ich komme! Katharina Bagration wird die Verwegenheit haben, auf Ihrem Ball zu erſcheinen, und ſie wird mit Ihnen den erſten Tanz tanzen.

Ach, wie himmliſch Katharina Bagration da vor

mir ſteht, rief Metternich begeiſtert, wie eine Heldin iſt ſie anzuſchauen mit den kühnen, flammenden Augen und dem ſtolz wogenden Buſen. Aber ich unglücklicher, nüchterner Erdenmenſch muß meine heldenmüthige Jeanne d'Arc doch aus ihrer Begeiſterung wecken. Sie darf nicht für mich ſich in den Kampf ſtürzen, denn meine Feinde ſind ſtark und mächtig, und wie die Jeanne d'Arc des unglücklichen Königs von Frankreich von den Engländern verbrannt ward, ſo wird die Jeanne d'Arc des unglücklichen Fürſten Metternich von den Ruſſen auf den Scheiterhaufen gebracht werden.

Immerhin, rief die Fürſtin mit einem ſtolzen Lächeln, ich werde den Scheiterhaufen als meinen Thron betrachten, und wenn man Feuer an denſelben anlegt, nun ſo werde ich wie ein Phönix aus der Aſche emporſteigen. Ich komme heute Abend auf Ihren Ball.

Aber bedenken Sie, meine Heldin, daß Sie die einzige Ruſſin ſein werden! Die Herzogin von Sagan, voll glühenden Eifers dem Kaiſer Alexander zu dienen, damit er ihr wieder diene, und ihr ihre Beſitzungen in Kurland garantire, die Herzogin fährt heute Morgen bei allen ruſſiſchen Damen vor, und ermahnt ſie, dem Beiſpiel des Kaiſers und der Kaiſerin zu folgen, und heute nicht auf meinem Ball zu erſcheinen.

Ah, ich werde ſogleich Toilette machen, ich werde auch umherfahren, rief die Fürſtin. Ich werde meinen Landsmänninnen ſagen: „der Kaiſer erſcheint nicht auf dem Ball des Fürſten Metternich, weil er ſich perſönlich von ihm beleidigt fühlt; aber wir dürfen daraus nicht eine politiſche Demonſtration machen. Wir dürfen eine perſönliche Mißſtimmung des Kaiſers nicht zu einer Kriegserklärung Rußlands gegen Oeſterreich erheben, wir dürfen Europa nicht das Schauſpiel bereiten, daß die Mächte, welche ſich hier zum Friedens-Congreß verſammelt haben, nicht einmal im Stande ſind untereinander in Frieden zu leben. In einigen Tagen wird die Mißſtimmung des Kaiſers verflogen ſein, denn Metternich wird ſich vor ihm zu rechtfertigen wiſſen, und dann wird Alexander es uns Dank wiſſen, daß wir uns nicht haben fortreißen laſſen von ſeinem Zorn, daß wir ihm die Verſöhnung und das Einlenken nicht durch unſere Demonſtration noch erſchwert haben.“

Oh, wenn Sie ſo ſprechen, Katharina, mit dieſer edlen Ruhe, dieſem erhabenen Ausdruck, dann werden Alle ſich von Ihnen hingeriſſen fühlen, dann werden Alle die ſchlauen Worte der Herzogin vergeſſen, und Ihnen, nur Ihnen folgen!

Ah, ich will doch ſehen, wer hier mächtiger iſt, ſie

oder ich, ſagte die Fürſtin, indem ſie mit blitzenden Augen, mit glühenden Wangen, ganz Aufregung und Bewegung mit großen Schritten im Zimmer auf- und abging. Ich will doch ſehen, wer von uns Beiden endlich den Sieg davon tragen wird. Sie, welche niemals den Muth einer eigenen Meinung hat, oder ich, welche immer den Muth derſelben hat. Es iſt ewiger Kampf zwiſchen uns, nur daß ſie gegen mich mit tauſend Stecknadeln kämpft, und ich nur das einzige Schwert der Wahrheit in meinen Händen halte. Ueberall, ja überall iſt ſie meine Rivalin geweſen, in meinem Haß ſowohl, wie in meiner Liebe, und doch haßt ſie nichts, und doch liebt ſie nichts! Sie konnte lächeln, und heiter ſein in den Tagen unſeres Unglücks, ſie konnte Bonaparte einen großen Mann nennen, und ihn bewundern, weil ſie ſah, daß alle Welt ihm zu Füßen lag. Ich aber, ich haßte ihn auch damals, und als alle Welt ihn pries, da habe ich ihn immer noch laut und mit Thränen des Zorns verwünſcht! Jetzt freilich prahlt ſie mit ihrem Haß, jetzt giebt ſie ſich den Anſchein zu Bonapartes glühenden Feindinnen zu gehören, aber ſie thut es doch nur, weil ſie dem Kaiſer Alexander damit ſchmeicheln will, nicht, wie ich, aus dem tiefſten Inſtinct der Seele.

Katharina, ſagte Metternich, vor ihr, die immer noch heftig auf- und abging, ſich hinſtellend, und ſie ſo zwingend, einen Moment ſtill zu ſtehen, Katharina, Sie ſprachen von Ihrem gemeinſamen Haß. Wollen Sie nicht auch von Ihrer gemeinſamen Liebe ſprechen?

Nein, rief die Fürſtin glühend, nein, wir haben keine gemeinſame Liebe. Denn die Liebe geht bei ihr nicht tiefer wie der Haß. Sie tanzt bei ihr nur auf den Lippen, bei mir ruht ſie tief im Herzen. In der Stunde der Gefahr verläßt ſie Den, welchen ſie liebt, ich, ich ſuche ihn auf in der Stunde der Gefahr, um an ſeiner Seite zu bleiben. — Ich komme heute Abend zu Ihrem Ball, Clemens, und ich komme mit allen meinen Freundinnen und Freunden.

Fürſt Metternich ſank vor ihr auf die Kniee nieder und blickte mit einem Ausdruck ſtrahlenden Entzückens zu ihr empor.

Venus, meine Venus, ich danke Dir, flüſterte er.

Die Fürſtin brach in ein lautes fröhliches Lachen aus. Nein, ſagte ſie, ich bin nicht Venus, will nicht Venus ſein. Das iſt es ja eben, um was ich ſeit drei Tagen zanke und ſtreite, was die ganze Truppe der Kaiſerin in Verzweiflung bringt. Niemand will

Venus ſein. Aber ſtill, was iſt das für ein Geräuſch im Vorzimmer? Hören Sie nur!

Der Fürſt eilte nach der Thür hin und lauſchte. Es ſcheint ein Beſuch zu ſein, der ſich durchaus nicht will abweiſen laſſen, flüſterte er. Er ſagt, er müſſe die Fürſtin Bagration ſprechen. Die Kaiſerin Ludovica ſende ihn her.

Ach, ich erkenne die Stimme, rief die Fürſtin, es iſt Iſabey, der arme Iſabey, dem ich eben ein Abſagebillet geſandt habe. Nun, wenn er von der Kaiſerin kommt, muß ich ihn wohl annehmen, umſomehr, da er auch wahrſcheinlich vor meiner Thür Ihre verrätheriſche Equipage geſehen hat. Oeffnen Sie ihm alſo die Thür, wenn ich bitten darf.

Der Fürſt ſtieß raſch die Thür auf. Herr Baron Iſabey, ſagte er, die Frau Fürſtin erſucht Sie, einzutreten.

Gott ſei Dank, rief Iſabey, mit erhitztem Geſicht durch das Vorzimmer herbeiſtürzend. Ich habe alſo durch mein unanſtändiges Schreien und Poltern doch mein Ziel erreicht, die Frau Fürſtin hat mich gehört, und ihr Herz iſt gerührt worden.

Er näherte ſich der Fürſtin, und mit halb wehmü-

thigem, halb zürnendem Geſicht in ihr roſiges, lächelndes Antlitz ſchauend, rief er: Und Sie wollen behaupten, daß Sie nicht ſchön genug ſind? Sie wagen es, dieſes Antlitz ſo zu beleidigen, daß Sie ihm nachſagen, es ſei einer Venus nicht würdig? Ich bitte Sie, Fürſt Metternich, ſtehen Sie mir bei, helfen Sie mir die Frau Fürſtin zu überzeugen, daß ſie ſich ſelber verläſtert! Denken Sie nur, Durchlaucht, die Frau Fürſtin will keine Venus ſein? Was ſagen Sie dazu? Sie ſchlägt es aus, eine Venus zu ſein?

Die Fürſtin blickte mit einem ſchalkhaften Lächeln in Metternich's erſtauntes Angeſicht und brach dann in ein lautes, fröhliches Lachen aus.

Nein, rief ſie, ich will keine Venus ſein.

Oh, dieſer Olymp tödtet mich noch, ſeufzte Iſabey. Herr Fürſt, Sie ſehen in mir den unglückſeligſten aller Götterboten! Dieſe olympiſchen Götter bringen mich in Verzweiflung, und hiermit ſchwöre ich feierlich, daß, wenn die Fürſtin durchaus nicht Venus ſein will, ſo lege ich mein Amt nieder, und kümmere mich um den ganzen Olymp nicht mehr.

Aber ich bitte Sie, haben Sie Erbarmen mit mir, rief der Fürſt, was bedeutet denn dies Alles? Wo hat ſich denn der Olymp auf die Erde niedergelaſſen,

und seit wann hat er den Baron Isabey, den Maler des Congresses, zu seinem Götterboten ernannt?

Ach, seit die Kaiserin Ludovica sich die Gesellschaft der Troubadoure geschaffen, welche lebende Bilder aufführt, ächzte Isabey, und seit ich Unglücklicher die Kühnheit hatte, dem Wunsch der Kaiserin gemäß das Arrangement des Olymps zu übernehmen.

Ach, rief Metternich lächelnd, jetzt begreife ich. Es sollen morgen bei dem Hoffest lebende Bilder aufgeführt werden, nicht wahr? Und wir werden das Glück haben, den ganzen Olymp sich den Augen der Sterblichen enthüllen zu sehen?

Ja, Sie werden das Glück haben, seufzte Isabey, wenn nämlich die Göttin Eris nicht wieder einen neuen Zankapfel auf die Göttertafel rollt. Gestern war dieser Zankapfel ein Schnurrbart, heute ist es eine römische Nase.

Gestern war es ein Schnurrbart? fragte Metternich mit einem so erstaunten Gesicht, daß die Fürstin wieder ein lautes fröhliches Lachen anstimmte.

Ja, sagte sie, gestern und auch vorgestern schon war der olympische Zankapfel wirklich ein Schnurrbart, und nur das Machtwort einer Kaiserin konnte ihn

verſchwinden machen. Denken Sie nur, Fürſt, Graf Wrbna, der den Apollo darſtellen ſoll, hatte die Vermeſſenheit, ſeinen Apoll mit dem ſchönen und ſtattlichen Schnurrbart, der ſeine Oberlippe beſchattet, repräſentiren zu wollen. Denken Sie doch nur, Apollo mit einem Schnurrbart! Selbſt der Herzog von Coburg, der den Jupiter darſtellt, hat ſich ſeinen Bart abnehmen laſſen, obwohl es dem Gott der Götter doch am erſten erlaubt ſein könnte, einen Bart zu tragen. Auch Graf Zichy, der den Kriegsgott Mars repräſentirt, hat ſeinen Bart auf dem Altar der Götter niedergelegt. Und Apoll, der Gott der Künſte, der Jugend und der Schönheit, der machte die Prätenſion, ſeinen Schnurrbart conſerviren zu wollen.

Und mit einem Eigenſinn, der durch nichts, weder durch vernünftige Vorſtellungen, noch durch Schelten und Zürnen beſiegt werden konnte, ſeufzte Iſabey. Wahrhaftig, man hätte glauben ſollen, Graf Wrbna habe einen Schwur geleiſtet, ſich nur mit dem Leben von ſeinem Schnurrbart zu trennen. Apoll mit einem Schnurrbart! Sagen Sie, Durchlaucht, iſt das nicht ein Gedanke, ganz dazu geeignet, einen Künſtler in Verzweiflung zu bringen?

Ja wohl, ein fürchterlicher Gedanke, ſagte Metter-

nich lächelnd. Und wie ist es Ihnen denn gelungen, das Entsetzliche abzuwenden?

Wir haben uns endlich in unserer höchsten Noth an die Kaiserin Ludovica gewandt, rief die Fürstin. Wir mußten wohl zu diesem großen Mittel unsere Zuflucht nehmen! Und es half. Die Kaiserin ließ sich herab, die Vermittlerin zu machen, sie wußte den eigensinnigen Grafen Wrbna mit so liebenswürdigem Humor zu verspotten und zu verhöhnen, daß er, verführt von ihrem Lächeln und ihrem Spott, sich für überwunden erklären mußte. Er verließ den Salon und kehrte in einer halben Stunde mit einer Oberlippe, so weiß und zart, wie die eines jungen Mädchens, zurück. Die ganze Truppe der Troubadours, ja die Kaiserin selbst, empfing ihn mit lautem Beifallsjubel, und nie hat der Apollo der Alten einen schönern Sieg gefeiert, als dieser Apollo des Wiener Congresses. *)

Und jetzt, da wir endlich hofften am Ziel zu sein, alle Schwierigkeiten überwunden zu haben, jetzt will die Fürstin Bagration uns neue Hindernisse bereiten, klagte Isabey. Denken Sie, Durchlaucht, ich erhalte so eben ein Billet von der Fürstin, in welchem sie mir

*) Comte de la Garde. II. S. 18.

meldet, daß sie die Venus nicht übernehmen könne. Ihr Gesicht sei nicht geeignet dazu, sie habe eine römische Nase, und das gezieme sich nicht für eine Venus.

Ja, rief die Fürstin, eine Venus mit einer römischen Nase ist eine eben so große Unmöglichkeit wie Apoll mit einem Schnurrbart. Da ich mir aber meine Nase nicht, gleich dem Schnurrbart des Apoll abrasiren lassen kann, so bleibt es dabei, ich entsage der Venus.

Das heißt, sagte Metternich mit einem feinen Lächeln, Sie wollen sie nur nicht darstellen?

Nein, ich will sie nicht darstellen, rief die Fürstin. Ich will nicht die Medisance, die Bosheit meiner lieben Freundinnen hervorrufen. Ich bebe zurück vor der Vermessenheit, die Göttin der Schönheit darstellen zu wollen. Die Herzogin von Sagan würde mir das nie vergessen; um sich zu rächen, würde sie sagen, ich sei so alt wie Methusalem, und statt der Mutter des Amor könne ich lieber die Mutter aller Götter darstellen! Nein, nein, es bleibt dabei, ich übernehme die Venus nicht.

Gut, dann lege ich auch mein Amt als Ceremonienmeister der Götter nieder, sagte Isabey. Mag die Kaiserin sich einen andern Ceremonienmeister für ihren Olymp suchen. Ich bin es müde, den Göttern zu

dienen, und werde mich darauf beſchränken, den Congreß zu malen.

Ich kann nicht, nein, ich kann die Venus nicht übernehmen, ſagte die Fürſtin. Ich zittere vor der Kühnheit dieſes Unternehmens, und dann, ich geſtehe, es widerſtrebt meinem Stolz, ſo wie auf offenem Sclavenmarkt mein Antlitz Preis zu geben, Jedermann zu erlauben, ſeine Gloſſen zu machen, und mein Geſicht, wie eine Waare zu prüfen. Und dazu fordert die unglückliche Rolle der Venus heraus, es iſt eine provozirende Rolle, — ich übernehme ſie nicht.

Ich glaube, es gäbe ein Mittel, die Parteien zu verſöhnen, ſagte Metternich lächelnd.

Ein Mittel, rief Iſabey, oh, ich beſchwöre Sie, Durchlaucht, nennen Sie dies Mittel!

Ja, nennen Sie es, ſagte die Fürſtin, und ich gebe Ihnen mein Wort, wenn ich es vermag, will ich es annehmen.

Herr Baron Iſabey, ſagte Metternich, Sie haben Recht, Niemand iſt ſo berufen und ſo geeignet, die Venus darzuſtellen, als die Frau Fürſtin Bagration, und ſelbſt der wirkliche Olymp würde ſie mit freudigem Stolz als ſolche anerkannt haben. Frau Fürſtin Bagration, Sie haben Recht, es iſt provozirend, und einer wahren, hoheitsvollen, reinen Schönheit nicht ganz

würdig, gleichſam ihre Schönheit auszubieten, und ihr Geſicht, wie Sie ſagten, gleich einer Waare prüfen zu laſſen. Die Schönheit der Venus iſt über allen Vergleich erhaben, und man hat nicht nöthig, ihr Antlitz zu ſchauen, um ſie zu erkennen. Und Venus hat nicht nöthig, ihr Antlitz zu zeigen, um zu ſiegen. Zudem iſt ein ſchönes Geſicht nicht eine ſo gar große Seltenheit. Auch Juno, auch Minerva glänzen durch die Schönheit ihres Angeſichtes. Aber was die Venus über alle Göttinnen erhebt, das iſt die Schönheit der Geſtalt, das ſind die Götterformen! Ich habe alle die Statuen der Venus geſehen, welche das ſchöne Hellas uns überliefert hat, wollen Sie mir erlauben, Ihnen zu ſagen, welche von Allen mir am Schönſten erſchienen iſt? Die Venus von Milos, die Statue, deren größte Schönheit in ihrer herrlichen Geſtalt, in ihrem wundervollen Rücken ſich darſtellt. Ein ſchöner Rücken iſt aber die größte Seltenheit, viel ſeltener, als ein ſchönes Geſicht, und die Frau Fürſtin Bagration, glaube ich, beſitzt dieſe ſeltene Schönheit.

Ah, rief Iſabey, jetzt begreife ich. Sie meinen, wir ſollten etwas ganz Neues, wundervoll Pikantes unternehmen. Wir ſollten die Venus von der Rückſeite darſtellen?

Ja, das meine ich, ſagte Metternich. Sie wollen die Götter des Olymps bei ihren Tafelfreunden darſtellen. Sie werden es alſo nicht zu vermeiden haben, einige der an der Tafel Sitzenden von hinten darzuſtellen. Laſſen Sie alſo die Venus ſich darſtellen in der Attitude der Venus von Milos, mit entblößtem Rücken, die Hüften leicht umſchürzt von ſilberfunkelnden Gewändern, die nur im leichten Spiel der Bewegung von den Schultern niedergeſunken ſind. Machen Sie Ihre Arrangements ſo künſtleriſch und decent, wie Sie wollen, nur ſtellen Sie die Venus dar, die Göttin der Schönheit, welche nicht ihres Geſichtes bedarf, um zu ſiegen. Nun, Fürſtin, was ſagen Sie, nehmen Sie meinen Vorſchlag an?

Ich ſage, daß Sie der größte, der bewunderungswürdigſte, geſchickteſte aller Diplomaten ſind, rief die Fürſtin lachend. Ich ſage, daß ich nun nicht mehr zweifle, Sie werden auch die Streitigkeiten der Congreßherren ſchlichten, da es Ihnen ſchon gelungen, die Streitigkeiten der Götter zu verſöhnen. Ja, ich nehme Ihren Vorſchlag an. Ich bin bereit, die Rolle der Venus zu übernehmen, aber ich werde ſie von hinten darſtellen und der neugierigen Menſchenwelt nur ihren Rücken zeigen. *)

*) Méneval: Mémoires. Vol. III. S. 123.

Aber ich, flüſterte Metternich lächelnd, ich werde mich hinter die Göttertafel ſchleichen, um das Antlitz der Venus zu ſehen!

Gott ſei Dank, ſagte Iſabey aufathmend, Ew. Durchlaucht hat den Olymp gerettet. Aber nun, Fürſtin, wage ich, Sie daran zu erinnern, daß heute morgen in den Gemächern der Kaiſerin Probe iſt. In einer halben Stunde erwartet die Kaiſerin die Götter und Göttinnen.

Und die Venus ſoll ihr nicht fehlen, rief die Fürſtin. Ich werde eilen, meine Toilette zu machen. Nach der Probe, ſagte ſie leiſe zu Metternich, nach der Probe aber mache ich meine Beſuche und es wird mir ſchon gelingen, diejenigen, welche die Herzogin ſich angeworben, wieder in unſer Lager herüber zu ziehen.

Ich zweifle nicht daran, denn der Venus gelingt Alles, ſagte der Fürſt. Und heute Abend, Fürſtin?

Heute Abend erſcheine ich mit allen meinen Truppen bei Ihrem Feſt. — —

Am Abend ſtrahlten die Säle des Metternich'ſchen Hôtels im vollen Glanz der Kerzen und des reichen Schmucks der Verzierungen. Und in dieſen Sälen bewegte ſich eine glänzende Geſellſchaft, an deren Spitze der Kaiſer und die Kaiſerin von Oeſterreich mit allen

Erzherzogen und Erzherzoginnen ſich befanden. Auch der König von Baiern war da und alle die kleinen deutſchen Herzoge und Fürſten, und alle die berühmten und unberühmten Diplomaten des Congreſſes, und ſtrahlend von Schönheit, Hoheit und freudigem Stolz ſtellte ſich die Fürſtin Bagration dar. Aber das Gefolge ihrer Freunde und Freundinnen war nur gering. Selbſt der Ueberredungskunſt der Fürſtin hatte es nur bei wenigen ihrer ruſſiſchen Landsleute gelingen können, ſie zu ermuthigen, daß ſie dem Unwillen ihres Kaiſers Trotz zu bieten, und in einer Geſellſchaft zu erſcheinen wagten, welche das Stirnrunzeln und Mißfallen des Kaiſers erregt hatte.

Fürſt Metternich, ſtrahlend von Heiterkeit, allen ſeinen Gäſten der aufmerkſamſte, liebenswürdigſte Wirth, wanderte mit dem Ausdruck unendlicher Befriedigung und Freude durch die Reihen ſeiner Gäſte dahin und ſchien es faſt gar nicht zu bemerken, daß faſt alle die vornehmen ruſſiſchen Familien, gleich dem Kaiſer und der kaiſerlichen Familie auf ſeinem Feſte fehlten. Nicht einen Moment wich das Lächeln von ſeinen Lippen, und nur ganz leiſe ſagte er zu ſich ſelber: es iſt Alles gut ſo wie es iſt. Freilich fehlt mir hier Rußland! Aber Rußland wird mir ſchon wieder kehren, und dann

ſoll es mir den heutigen Abend theuer bezahlen! — Und während er das leiſe zu ſich ſelber ſagte, näherte er ſich der Fürſtin Bagration.

Venus, flüſterte er leiſe, ich danke Ihnen, daß Sie hier ſind. Was kümmert mich Jupiter mit ſeinem ganzen Olymp, wenn ich die Venus an meiner Seite habe?

Auch Jupiter wird Ihnen wiederkehren, ſagte die Fürſtin, Venus wird das Herz des Gottes der Götter zu wenden ſuchen! Ach, Venus iſt Ihnen ſo viel Dank ſchuldig! Der ganze Olymp war heute entzückt von der neuen pikanten Idee, die Venus von der Rückſeite darzuſtellen, und ich feierte mit meinem Nacken und Rücken einen größern Triumph, wie ihn nur je das ſchönſte Antlitz feiern kann.

Aber um des ſchönen Nackens willen dürfen wir doch Ihr ſchönes Götterantlitz nicht vergeſſen, flüſterte Metternich. Die kaiſerliche Truppe der Troubadours iſt nicht immer gut geſchminkt. Es ſcheint mir, Ihr Garderobenmeiſter legt zu wenig Werth darauf, und doch kann das ſchönſte Geſicht durch das falſche Auflegen der Schminke entſtellt werden. Wann iſt morgen die Generalprobe Ihres Olymps?

Um zwölf Uhr.

Darf ich vorher zu Ihnen kommen und Sie ſchminken?

Kommen Sie, Freund!

Gut, Theuerſte, ich komme, und ich werde das Glück haben, meine Venus erröthen zu machen. Niemand verſteht es beſſer als ich, den Damen die Schminke aufzutragen, und wahrhaftig, ich denke, das iſt eine Arbeit, ganz würdig eines Diplomaten. *)

*) Fürſt Metternich beſchäftigte ſich zur Zeit des Wiener Congreſſes in der That ſehr viel mit den Arrangements der Hoffeſte, und hielt es nicht unter ſeiner Würde, die Damen mit eigener hoher Hand zu ſchminken. Der Freiherr vom Stein ſchreibt darüber an ſeine Frau: „Metternich's Frivolität zeigt ſich ungeachtet der Criſis der großen Angelegenheiten unvermindert. Er beſchäftigt ſich mit Anordnung der Hoffeſte, lebenden Gemälden u. ſ. w. bis in die größten Kleinigkeiten, ſieht dem Tanz ſeiner Tochter zu, während Caſtlereagh und Humboldt zu einer Conferenz auf ihn warteten, legt den Damen, die bei den lebenden Bildern erſchienen, Roth auf u. ſ. w.“ Siehe: Pertz, Leben des Freiherrn vom Stein. IV. S. 258.

IX.

Der Mordverſuch.

Endlich jetzt, zu Ende des Monats Februar, begannen die Unterhandlungen des Congreſſes ſich ihrem Ziel zu nähern und eine Einigung unter den ſtreitenden Parteien ſchien endlich zu Stande kommen zu können.

Fürſt Metternich hatte, um die Aufregung Preußens über ſeine letzte widerſpruchsvolle Note zu beſchwichtigen, und um ſich durch Preußen vielleicht mit Rußland zu verſöhnen, es für nöthig erachtet, einige Zugeſtändniſſe zu machen und dem Staatskanzler von Hardenberg einen neuen Plan, behufs einer Theilung Sachſens, überſandt.

Preußen war im Weſentlichen mit dieſem Plan einverſtanden geweſen, und nachdem man in mehreren Conferenzen der vereinigten Diplomaten über denſelben unterhandelt hatte, war man endlich zu einer Art Einigung gelangt.

Preußen hatte ſich nachgiebig und bereit gezeigt, den Wünſchen und dem Begehr der übrigen Monarchen Gehör zu geben und den König von Sachſen nicht ganz und gar ſeines Thrones zu berauben. Es hatte ſogar eingewilligt, dem König Friedrich Auguſt ſeine Reſidenzſtadt Dresden nicht allein, ſondern auch ſeine Handelsſtadt Leipzig zu laſſen. Aber für dieſe Nachgiebigkeit war Preußen entſchädigt worden durch die Großmuth des Kaiſers Alexander, der dem König von Preußen die Stadt Thorn, welche Alexander bis dahin für ſein Königreich Polen beſtimmt hatte, abzutreten verſprach, wenn Friedrich Wilhelm dafür Leipzig aufgeben wolle. Preußen nahm dieſes Erbieten an und erklärte ſich mit der ihm zugeſtandenen Hälfte des Königreichs Sachſen, mit 855,000 Seelen, zufriedengeſtellt, da es ſeine andere Entſchädigungen an beiden Ufern des Rheins und durch Lauenburg erhalten ſollte, und ihm dieſelbe von allen Mitgliedern des Congreſſes feierlich zugeſagt worden war.

Auch die andern Steitigkeiten des Congreſſes begannen allgemach ſich zu ſchlichten, oder vielmehr, die Monarchen, des langen Haderns und Streitens müde, waren bereit den gordiſchen Knoten, den die gewandten Hände ihrer Diplomaten nicht zu entwirren vermochten, zu zerſchneiden, das heißt, allen Zwiſtigkeiten und

Hemmniſſen dadurch ein Ende zu machen, daß ſie, unbekümmert über das Zuſtimmen oder Ablehnen des Congreſſes, unbekümmert um das Wollen und Begehren der Völker, aus eigener Machtvollkommenheit ſich in Beſitz der Länder, Provinzen, Titel und Gerechtſame ſetzten, die ſie bis dahin vergeblich vom Congreß beanſprucht hatten.

Der Kaiſer von Rußland hatte alſo bereits mit feſter Entſchiedenheit erklärt, er werde, nicht achtend des allgemeinen Widerſpruchs, ein ſelbſtſtändiges, conſtitutionelles Königreich Polen errichten, und ſich zu dem König deſſelben erklären.

Der Kaiſer von Oeſterreich hatte eben ſo entſchieden und feierlich erklärt, er werde nicht allein die lombardiſchen Provinzen, welche früher ſchon dem Hauſe Oeſterreich unterthänig geweſen, wieder in Beſitz nehmen, ſondern er werde ſich auch Venedig zu Eigen geben.

Baiern hatte erklärt, daß es von Baden die Abtretung der Pfalz durchaus verlange, weil es doch einer Entſchädigung für die Provinzen bedürfe, welche Oeſterreich ihm zur Abrundung ſeiner militairiſchen Grenzen fortgenommen.

Hannover hatte bereits vom Congreß eine wichtige

Schenkung empfangen, es hatte die Städte Hildesheim und Goslar erhalten, dazu Ostfriesland, die Grafschaft Lingen und einen Theil des Eichsfeldes.

Auch ein neues Königreich hatte der Congreß jetzt schon geschaffen; das Königreich der Niederlande erhob sich aus dem Chaos der Conferenzen, und ward bei seiner Geburt beschenkt mit einem Theil von Westphalen, dem Bisthum Lüttich, den wichtigen Maasfestungen und einem Theil der gefürsteten Abteien Stablo und Malmedy, und der Fürst von Oranien durfte sich als König der Niederlande die von dem Congreß geschaffene Krone auf sein Haupt setzen.

Freilich hatte man bei diesem Zerreißen von Ländern und Provinzen, bei diesem Vertheilen der „Seelen" Diejenigen, welche in diesen Ländern und Provinzen wohnten, die Völker, welche man als Seelen verschenkte, gar nicht um ihre Einwilligung gefragt; genug daß man die Fürsten befriedigte, mochten diese es nachher versuchen, sich mit ihren neuerworbenen Unterthanen zu verständigen und zu einigen!

Auch den König von Sachsen hatte man bis jetzt noch nicht gefragt, ob er die Hälfte seines Königreichs aufgeben, mit der andern Hälfte desselben sich zufrieden erklären wolle.

Aber wo hätte der arme, gebeugte, unglückliche König von Sachſen, der zu Preßburg einſam klagte und weinte, wohl die Mittel und die Kraft hernehmen ſollen, dem Willen des Congreſſes zu widerſtehen? Wo hätte das unglückliche gebeugte ſächſiſche Volk, das um ſeinen König klagte, Gehör finden können, da der Congreß der deutſchen Fürſten es nicht hören wollte?

Das war es, was der Calatravaritter von Sahla ſich immer wieder fragte, das war es, was ihn mit Verzweiflung und finſterm Zorn erfüllte: Sachſen war verloren, denn Niemand war da, der es erretten wollte! Sachſen ſollte zerſtückelt, zerriſſen werden, die Hälfte des Volkes ſollte gezwungen werden, die beſchworne Treue gegen ſeinen angeſtammten König zu brechen, ſollte aufhören, ſich Sachſen nennen zu dürfen!

Dieſer Gedanke erfüllte ihn mit Wuth und Todespein. Er liebte ſein Vaterland, ſein Sachſen grenzenlos, er wäre freudig bereit geweſen, ſein Leben, ſein Blut für daſſelbe hinzugeben, und er konnte es doch nicht von ſeinem Unglück erretten, er konnte ſeinem König ſein Land nicht erhalten!

Aber, ſagte Sahla mit dumpfem Groll zu ſich ſelber, wenn ich Sachſen nicht erretten kann, ſo kann ich es doch rächen! Wenn ich für meinen König nicht

mein Blut hingeben kann, ſo kann ich ihm das Blut ſeines Feindes wenigſtens opfern!

Und nun ſchien er zu grübeln und zu brüten über finſtern Entſchlüſſen, und wilde Gedanken und Pläne ſchienen ſein Inneres zu durchtoben. Tagelang verbrachte er einſam, düſter vor ſich hinſtarrend in ſeinem Gemach. Seine verſchloſſene Thür öffnete ſich für Niemand, ſelbſt den einzigen Freund, den er in Wien gefunden, den jungen Grafen Roß, ließ er vergeblich vor ſeiner Thür um Einlaß flehen. Er hörte ſeine liebevollen Worte, aber er antwortete nicht auf dieſelben, und wie lange derſelbe auch vor ſeiner Thür ſtand, wie viel er auch bat und drohte, wie lange und heftig er auch an dem Schloß rüttelte, die Thür öffnete ſich nicht, und Sahla antwortete mit keinem Liebeswort auf die Beſchwörungen ſeines Freundes.

Aber nach drei Tagen finſtern Sinnens, gedankenvoller Schweigſamkeit ſchien Sahla endlich einen feſten Entſchluß gefaßt zu haben, endlich mit ſich einig geworden zu ſein, über das, was er zu thun habe.

Hatte er die finſtern Gedanken beſiegt, welche dieſe drei Tage her in ihm gekämpft? Oder hatte er von denſelben ſich beſiegen laſſen, ſie zu ſeinen Herrn an-

genommen, und ſich ihren unheilsvollen Befehlen unterworfen? —

Es ſei ſo! rief er mit lauter, machtvoller Stimme, gleichſam beſchwörend die Rechte gen Himmel erhebend, ich habe geſchworen, mein Vaterland und meinen König zu retten oder wenn mir dies verſagt iſt, ſie zu rächen!

Nun ſchien wieder Leben und Bewegung ihn zu durchglühen, nun ging er wieder geſchäftig in ſeinen Zimmern hin und her, verließ, in ſeinen Mantel dicht gehüllt das Haus, welches er bewohnte, und wanderte raſch und eilig durch die Straßen Wiens, hier und dort in einen Laden eintretend, und allerlei Einkäufe machend, die er dann eilig wieder in ſeine Wohnung trug und in ſeinen Koffern verſchloß.

Aber nicht blos in die Kaufläden ging er, ſondern auch in den Dom zu St. Stephan. Da knieete er nieder an den Stufen des Altars und betete lange und inbrünſtig, dann erhob er ſich, und ging in einen der Beichtſtühle, in welchem ein ehrwürdiger Prieſter bereit ſaß, die Beichte Derer, welche ihr Herz belaſtet fühlten, zu empfangen. Sahla kniete nieder, und das Haupt verhüllt mit der Kapuze ſeines langen ſchwarzen Mantels flüſterte er durch das Gitter die tiefverborgenen Geheimniſſe ſeiner Seele in das Ohr des Prieſters.

Es war eine lange Beichte, ein langes athemlos hingehauchtes Bekenntniß, das die bleichen Lippen des Verhüllten flüsterten, und je länger er sprach, desto bleicher ward das Antlitz des Priesters, desto kummervoller und ängstlicher seine Miene.

Die Abenddämmerung warf schon ihre langen Schatten durch den Dom, die hohen Hallen, deren Säulen wie schwarze Riesen emporragten, wurden leer von Andächtigen, und noch immer lag Sahla mit verhülltem Haupt auf seinen Knieen an dem Gitter des Beichtstuhls, und immer bleicher, schreckensvoller war das Antlitz des Priesters geworden, der, während der Andere sprach, den von seinem Gürtel herabhängenden Rosenkranz ergriff, und die Perlen desselben durch seine zitternden Finger gleiten ließ.

Jetzt endlich erhob sich Sahla von seinen Knieen, und durch die öde Stille des Doms hallte seine Stimme wie Geistergeflüster wieder in den Kreuzgängen und Kapellen.

Frommer Vater, sagte er, frommer Vater, gebt mir Eure Absolution.

Nein, rief der Priester, nein, die kann ich Dir nicht geben.

So gehe ich ohne dieselbe, rief Sahla, und er

ſprang aus dem Beichtſtuhl hervor. Aber ebenſo ſchnell trat auch der Prieſter aus demſelben heraus, und mit beiden Armen Sahla umklammernd, flüſterte er: bleibe, mein Sohn bleibe! Ich darf Dich nicht laſſen, denn das, was Du beabſichtigſt iſt ein Verbrechen! Bleibe, bleibe, ich kann Dir die Abſolution nicht geben, denn das hieße Gott läſtern, und ſeiner Gebote ſpotten!

So läſtere ich Gott, und ſo ſpotte ich ſeiner Gebote, rief Sahla; mit ungeſtümer Hand den greiſen Prieſter zurückſtoßend, machte er ſich von ſeinen Armen frei, und eilte den weiten Kreuzgang hinunter.

Halt, halt, rief der Prieſter mit angſtvoller Stimme.

Aber ſchon hatte Sahla die Ausgangsthür erreicht, ſchon war er jetzt draußen auf der Straße, und ſtürzte mit unaufhaltſamer Eile vorwärts, ſprang dann in einen daherkommenden Fiacre und ließ ſich nach dem Hauſe fahren, in welchem er wohnte.

Keine Abſolution! ſagte er leiſe vor ſich hin, indem er in ſein Zimmer trat. Nun wohl, ſo mögen mein Vaterland und mein König mich abſolviren, wenn es der Prieſter nicht thun will.

Er warf Hut und Mantel von ſich und begann in ſeinen Zimmern zu ordnen und aufzuräumen. Er

öffnete alle Kaſten und Schränke, und that die Dinge, welche ſie enthielten in ſeine beiden großen Reiſekoffer; es ſchien als bereite er ſich vor, eine Reiſe zu machen, und Wien zu verlaſſen, denn faſt nichts ließ er in den Käſten und Schränken zurück, Alles packte er ſorgfältig in die Koffer, dann verſchloß er dieſe, wickelte die Schlüſſel in ein Papier, und legte ſie auf den Tiſch.

Und jetzt zu meinem letzten Geſchäft, ſagte er. Jetzt bleibt mir nur noch übrig, mein Teſtament zu machen, und an meine Mutter zu ſchreiben!

Er ſetzte die ſechs Leuchter mit den dicken Wachskerzen, welche ſich in ſeinen beiden Zimmern befanden, alle zuſammen auf ſeinen Schreibtiſch, drei zu beiden Seiten, und zündete ſie an. Dieſe feierliche Beleuchtung des öden, ſtillen Zimmers hatte etwas Unheimliches, Schreckenerregendes, und Sahla-ſelber mochte das finden, denn mit einem ſeltſamen Lächeln flüſterte er: ich zünde die Kerzen an für mich, denn ich bin ja nur noch die Leiche Meiner ſelber!

Zwiſchen den Lichtern ſetzte er ſich jetzt nieder und ſchrieb. Schrieb die ganze Nacht hindurch, und zuweilen, während des Schreibens rollten zwei Thränen langſam aus ſeinen Augen nieder, und ein leiſes Aechzen und Stöhnen kam aus ſeiner Bruſt hervor.

Aber immer wieder bezwang er seine Schwäche, schüttelte die Thränen aus seinen Augen fort und schrieb weiter.

Als der Morgen dämmerte, hatte er sein Werk beendet, lagen zwei große gesiegelte und adressirte Briefe und ein kleines Billet vor ihm auf dem Tisch.

Jetzt bin ich zu Ende, sagte er leise vor sich hin, jetzt will ich meinen letzten Schlaf thun!

Er ging in sein Schlafzimmer, warf sich, ohne indessen sich zu entkleiden, auf sein Bett, und bald verkündeten seine lauten, gleichmäßigen Athemzüge, daß er in einen tiefen ruhigen Schlaf gefallen sei.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Sahla erwachte. Rasch richtete er sich vom Bett empor und sah nach der Uhr.

Zehn Uhr! sagte er erschrocken. Es ist die höchste Zeit!

Mit hastigen Schritten eilte er in sein Wohnzimmer, und ordnete vor dem Spiegel seinen Anzug und sein langes Haar.

Jetzt bin ich fertig, und jetzt ist es Zeit, sagte er dann, indem er mit, vielleicht vor Eile, zitternden Händen die unter dem Spiegel stehende Commode aufzog, und die einzigen Dinge, welche er in derselben gelassen,

und nicht in die Koffer gepackt, aus derselben hervor nahm.

Diese Dinge, das waren zwei Pistolen und ein Dolch.

Sahla untersuchte mit ruhigem, festem Blick die Pistolen, die er schon am Tage zuvor geladen hatte, zog den Dolch aus der Scheide und prüfte an den Fingern seine Schärfe und Spitze. Dann nahm er aus der Commode einen breiten, ledernen, zierlich gestickten Leibgurt hervor, schnallte ihn um seine Taille und schob die Pistolen und den Dolch hinein.

Jetzt auf zum letzten Gange, sagte er, den langen, schwarzen Mantel überwerfend und den Hut aufsetzend. Ich habe geschworen, mein Vaterland zu retten, oder es zu rächen! Auf also, auf!

Er stürzte zur Thür hin, schob den Riegel zurück und eilte mit hastigem Schritt die Treppe hinunter, über den Hausflur dahin. Plötzlich blieb er stehen.

Die Briefe! Er hatte die Briefe vergessen, die er, bevor er seinen letzten Gang antrat, in der Wohnung seines Freundes, des Grafen Roß abgeben und diesem zur Besorgung anvertrauen wollte.

Hastig kehrte er wieder um, eilte die Stiegen hinauf, und trat wieder in sein Zimmer, das er dies Mal

nicht hinter ſich verſchloß. Da auf dem Tiſch lagen ſie noch, die Briefe, die letzten Zeugniſſe ſeines Lebens, die letzten Grüße ſeiner Liebe.

Er nahm ſie empor, und ganz zufällig fiel ſein Auge auf die Adreſſe des einen der Briefe. An meine Mutter! flüſterte er. Oh, meine arme, geliebte Mutter! Trübſal wird mit dieſem Brief in Dein Haus einziehen, und Deine lieben Augen werden Bäche von Thränen vergießen! Oh, meine Mutter, meine Mutter, verzeihe mir den Kummer, den ich Dir bereiten muß, und nimm von dieſem Papier den letzten Kuß der Liebe, den ich jetzt auf daſſelbe preſſe!

Er drückte den Brief lange und inbrünſtig an ſeine Lippen, dann ſchob er ihn mit den beiden andern Briefen in ſeinen Buſen.

Und jetzt fort, fort, flüſterte er, ſorgfältig ſeinen Mantel wieder über der Bruſt zuſammen ziehend und ſich dann der Thür zuwendend.

Aber nun ſchreckte er zuſammen und ſtarrte nach der Thür hin, und eine dunkle Purpurgluth ſchoß einen Moment über ſeine fahlen Wangen hin.

In dieſer Thür ſtand eine männliche Geſtalt, das Antlitz ihm zugewandt, die forſchenden, großen Augen mit einem ernſten, faſt trotzigen Ausdruck auf Sahla gerichtet.

Graf Roß! murmelte Sahla in ſich hinein, und einen Moment ſtand er unſchlüſſig und geſenkten Hauptes da. Aber dann richtete er ſich wieder entſchloſſen empor, und gerade auf die Thür zuſchreitend, wollte er, als habe er den Freund, der da ſtand, gar nicht bemerkt, an ihm vorüber und zur Thür hinausgehen.

Aber Graf Roß legte ſeine Hand feſt und ſchwer auf ſeine Schulter und blickte ihn entſchloſſen an.

Herr von Sahla, fragte er, ſehen Sie mich nicht? Wollen Sie mir nicht zum Gruß die Hand reichen?

Sahla ſchüttelte unwillig das Haupt. Ich habe jetzt nicht Zeit zum Plaudern und zum Händedrücken, ſagte er haſtig. Ein wichtiges Geſchäft ruft mich von hinnen, und Tod und Leben hängt davon ab, daß ich zur rechten Zeit zur Stelle bin. Ich wollte aber an Ihrem Hauſe vorübergehen, einige Briefe bei Ihnen abgeben und Sie um deren Beſorgung bitten. Hier ſind ſie, der eine an meine Mutter, der andere an meinen Rechtsbeiſtand.

Er zog die beiden Briefe vorſichtig, bemüht den Mantel nicht zu öffnen, aus ſeinem Buſen hervor. Aber mit dieſen Briefen kam auch das kleinere, in Billetform zuſammengelegte Papier hervor, und fiel zur Erde nieder.

Da iſt noch ein dritter Brief, ſagte Graf Roß, ſich bückend und das Papier aufhebend, ſoll ich dieſen nicht auch beſorgen? Ah, dies Billet iſt an mich adreſſirt und —

Ja, dies Billet war an Sie, ſagte Sahla verwirrt, ich wollte es an Ihren Diener mit den andern Briefen abgeben, und ich bat Sie darin, dieſe Briefe zu beſorgen. Jetzt, da ich Sie ſelbſt geſprochen, bedarf es keiner ſchriftlichen Worte mehr, und ich bitte alſo, geben Sie mir das Billet zurück.

Ich bitte aber, es behalten zu dürfen, ſagte Graf Roß, den Freund mit prüfenden Blicken anſchauend. Dies Billet iſt an mich adreſſirt, und da ich es einmal in Händen halte, iſt es mein Eigenthum geworden.

Nun wohl, behalten Sie es denn, rief Sahla, aber jetzt bitte ich, geben Sie die Thür frei und laſſen Sie mich gehen, ich habe die höchſte Eile!

Er näherte ſich wieder der Thür, aber Graf Roß wehrte ihm den Ausgang.

Sagen Sie mir zuvor, wohin Sie gehen wollen? bat er mit eindringlicher, ernſter Stimme.

Ich bin Niemand Rechenſchaft ſchuldig über meine Wege, rief Sahla unwillig.

Doch, ſagte der Graf ernſt und feierlich, Sie ſind Gott über Ihre Wege Rechenſchaft ſchuldig. Glauben Sie, daß Sie vor ihm ſich zu rechtfertigen vermögen?

Ah, rief Sahla mit einem rauhen Lachen, Sie wollen die Rolle eines Beichtvaters übernehmen. Unnöthig, mein Freund, ich habe geſtern ſchon gebeichtet! Treten Sie zurück von der Thür, laſſen Sie mich hinaus!

Nein, ich laſſe Sie nicht! rief der Graf, und mit einer raſchen Bewegung ſchob er den Riegel vor die Thür, und ſtellte ſich mit gekreuzten Armen vor dieſelbe hin.

Sahla ſtieß einen Schrei der Wuth aus, und ſtürzte auf den Grafen hin. Ihn mit beiden Armen umſchlingend, verſuchte er, ihn von der Thür fortzuziehen.

Aber dieſer, ihm überlegen an Stärke, Kraft und Gewandtheit, wehrte ihn zurück. Schweigend, bleich Beide vor Aufregung und Zorn, ächzend und keuchend vor Anſtrengung rangen ſie mit einander, Sahla, immer bemüht den Grafen von der Thür fortzuziehen, dieſer, den Rücken an die Thür gelehnt, mit feſtem Fuß ſich da behauptend.

Nun im heftigen Ringkampf ſank der Mantel von Sahla's Schultern nieder.

Sahla, rief der Graf, ihn mit einer Geberde des

Entſetzens zurückſtoßend, Sahla, jetzt weiß ich, wohin Sie gehen wollten. Sie wollten einen Mord verüben!

Und mit aufgehobenem Arm deutete er auf die Piſtolen und den Dolch hin, die Herr von Sahla in ſeinem Gürtel trug.

Dieſer ſagte kein Wort, bleich, mit bebenden Lippen wich er zurück und griff nach ſeinem Mantel, um ihn wieder um die Schultern zu ziehen.

Während er das that, wandte Graf Roß ſich der Thür zu, verſchloß ſie, zog den Schlüſſel aus, und ſteckte ihn in ſeinen Buſen.

Jetzt, ſagte er, von der Thür zurücktretend, jetzt wiſſen Sie, was Sie zu thun haben! Nehmen Sie eine Ihrer Piſtolen, ermorden Sie mich, und dann ziehen Sie den Schlüſſel aus meiner Bruſttaſche, denn ich ſchwöre es Ihnen, ſo lange ich lebe, werden Sie ihn nicht von mir erhalten, werden Sie dies Zimmer nicht ohne mich verlaſſen!

Und aus ſeinem Antlitz ſprach ſo viel Feſtigkeit und Entſchloſſenheit, daß Sahla wohl fühlte, es ſei ihm vollkommen Ernſt mit ſeinen Worten.

Oh, Sie wiſſen nicht, was Sie thun, murmelte er, nicht, daß Sie mir den letzten Troſt meines elenden Daſeins rauben!

Ihre Rache, nicht wahr? fragte der Graf, ihn mit funkelnden Augen betrachtend. Ah, Sie erröthen, Sie schlagen die Augen nieder! Sie sehen, ich habe Sie errathen! Ja, ich ahnte Ihr furchtbares Vorhaben. Deshalb habe ich in diesen letzten drei Tagen Sie immer bewacht, bin Ihnen immer gefolgt, deshalb stand ich stundenlang vor Ihrer Thür und flehte um Einlaß, deshalb lauerte ich heute wieder drunten auf dem Hausflur, hinter der Hausthür verborgen. Ich sah Sie die Stiegen herunter kommen, sah bei einer Bewegung ihres Mantels die Pistolen in Ihrem Gürtel, und errieth Alles. Als Sie die Stiegen wieder hinauf gingen, folgte ich Ihnen, als Sie, Ihrer sonstigen Vorsicht vergessend, die Thür nicht hinter sich verschlossen, trat ich hinter Ihnen in Ihr Zimmer ein, und hier bin ich jetzt, und so wahr ein Gott über uns ist, schwöre ich Ihnen, Sie werden Ihr grauenvolles Vorhaben nicht ausführen, ich werde es nicht dulden, daß Sie Ihr Gewissen mit einem Mord beladen!

Wer sagt Ihnen, daß ich das will? fragte Sahla mit unsicherer Stimme.

Sie selber haben es mir verrathen, sagte der Graf ernst. Haben Sie vergessen, was Alles Sie mir sagten, als wir uns das letzte Mal sprachen? Sie hatten so

eben erfahren, daß der König von Preußen jetzt mit den übrigen Mitgliedern des Congreſſes ſich geeinigt habe, und entſchloſſen ſei, die Hälfte des Königreichs Sachſen als Kriegsbeute für ſich zu nehmen. In Ihrem zornigen Schmerz verriethen Sie Ihre innerſten Gedanken, und mit flammenden Augen riefen Sie: „Jetzt bleibt nur noch Ein Weg der Rettung! Geſegnet ſei Der, der ihn wandeln will, der den kühnen Muth hat, dem König von Preußen die Pforten des Elyſiums zu öffnen! Denn wenn Er todt iſt, wird Sachſen nicht das Unglück haben, Preußiſch werden zu müſſen.“ *) Dieſer Worte erinnerte ich mich, ſie tönten immer wieder vor meinen Ohren, ſie zwangen mich Ihnen zu folgen, Sie zu bewachen! Ich habe Sie in dieſen drei Tagen niemals aus den Augen verloren. Als Sie ausgingen, bin ich Ihnen von fern gefolgt, überall hin, endlich auch in den Dom von St. Stephan. Während Ihrer langen Beichte wartete ich, hinter einer Säule verborgen, auf Ihr Hinausgehen. Ich war Zeuge Ihres Streits mit dem Prieſter, der Sie zurückzuhalten ſuchte. • Als Sie von dannen ſtürzten, eilte ich zu dem

*) v. Sahla's eigene Worte. Siehe: Erlebtes aus den Jahren 1813—1820. Von Dr. Wilhelm Dorow. II. 62.

Prieſter hin, und beſchwor ihn mir zu ſagen, was Sie ihm gebeichtet, welche Frevelthat Sie ihm bekannt hätten. Er rief weinend: Die Kirche verbietet es mir, das Geheimniß des Beichtſtuhls zu verrathen. Aber wenn Sie den Unglücklichen kennen, ſo folgen Sie ihm, ſo laſſen Sie ihn nicht aus den Augen, ſo bewachen Sie ihn, denn es gilt ein Verbrechen zu verhüten. — Ich ſtürzte Ihnen nach, ich ſaß hinten auf dem Fiacre, in welchem Sie nach Hauſe fuhren, ich war die ganze Nacht hier im Hauſe und jetzt bin ich hier, und jetzt ſage ich Ihnen: fallen Sie auf Ihre Kniee nieder, und danken Sie Gott, daß er mich zu ſeinem Werkzeug erwählt, um Sie von einem Verbrechen zurückzuhalten. Sahla, unglücklicher Mann, was wollten Sie beginnen! Sich ſelber, Ihr Haus, Ihre Familie wollten Sie ſchänden. Sie wollten Ihre Seele belaſten mit einer Greuelthat! Sie wollten den König von Preußen ermorden!

Das iſt nicht wahr, rief Sahla, nein, nein! Wer kann es mir beweiſen! Wer kann mich überführen?

Ich kann es! Warum wollten Sie mir vorher das Billet entreißen? Warum erzitterten Sie, als Sie es in meinen Händen ſahen? Es war doch an mich gerichtet? Aber Sie meinten, ich ſolle es erſt erhalten,

wenn es zu ſpät ſei, Sie an Ihrem Vorhaben zu verhindern. Ich habe das Billet noch nicht geleſen, aber ich ahne ſeinen Inhalt, und jetzt in Ihrer Gegenwart, jetzt will ich es leſen!

Nein, nein, Sie ſollen es nicht leſen, rief Sahla, auf den Grafen zuſtürzend, und bemüht ihm das Papier zu entreißen.

Aber dieſer, ihn an Größe weit überragend, hielt die Hand, in welcher er das Papier hatte, hoch empor, daß Sahla es nicht erreichen konnte.

Ermorden Sie mich erſt, und dann nehmen Sie es, ſagte er.

Ach, Sie wiſſen wohl, daß ich Sie nicht ermorden werde, ſeufzte Sahla. Sie wiſſen, daß ich Sie liebe, und kein Haar Ihres Hauptes verletzen möchte. Aber ich bitte Sie um Erbarmen. Geben Sie mir das Billet zurück, leſen Sie es nicht.

Graf Roß ſchüttelte ſein Haupt. Ich muß den Inhalt des Billets kennen, ich muß Sie überführen können, ſagte er. Rückwärts gehend, immer Sahla mit den Augen bewachend, näherte er ſich der Thür, lehnte ſich gegen dieſelbe, und ſicher jetzt in dem Gefühl, den Rücken gedeckt zu haben, öffnete er das Papier und las.

Oh Gott, mein Gott, murmelte Sahla, Du willst also nicht, daß ich diese That vollbringe. Du hältst den schon erhobenen Rächerarm auf, und statt ihn zu strafen, zerschmetterst Du mich!

Und ganz zerbrochen, und zerknirscht, sank er auf einen Stuhl nieder, und starrte mit vorwurfsvollen Blicken zum Himmel empor.

Graf Roß hatte jetzt gelesen, und mit dem offenen Papier in der Hand schritt er zu Sahla hin.

Unglücklicher, sagte er, da steht es geschrieben, von Ihrer eigenen Hand geschrieben: „Ich bin hingegangen, um das Werk der Rache zu vollführen. Wenn Sie diese Zeilen lesen, ist die That vielleicht schon gethan, habe ich den König von Preußen ermordet.“ Sehen Sie, das sind die Worte, mit denen Ihr Brief an mich beginnt. Wollen Sie nun noch leugnen?

Nein, ich leugne nicht, rief Sahla, sich gewaltsam emporraffend. Ich wollte den König von Preußen ermorden, ich wollte mein Vaterland, meinen König rächen.

Sie wollten sich erniedrigen zu einem elenden, gemeinen Meuchelmord.

Ich wollte thun, was Brutus auch gethan hat, rief Sahla. Ich wollte mein Vaterland befreien von dem Tyrannen, der es unterjochen wollte.

Hochprahlerische Redensarten, mit denen Sie vergeblich versuchen, Ihr Verbrechen aufzuputzen, und aus einer nicht blos ganz gemeinen, sondern auch ganz unsinnigen That eine edle patriotische Heldenthat zu machen. Es ist aber gemein, als Meuchelmörder zu handeln, es ist unsinnig, daß Sie glaubten, sich Ihr Sachsen zu erretten, wenn Sie den König von Preußen mordeten. Sie konnten den König ermorden, aber Preußen blieb, und der König hatte seinen Nachfolger, und dieser Nachfolger, dieser neue König würde gleich seinem Vater, kraft des Eroberungsrechtes, kraft des historischen Vergeltungsrechtes, Sachsen, das eroberte Sachsen beansprucht, und sich zu Eigen gemacht haben. Ihre That wäre also nicht blos verbrecherisch, sondern auch nutzlos gewesen. Oder glaubten Sie vielleicht, man würde Ihnen gestatten, immer hinter dem König von Preußen, hinter jedem seiner Nachfolger zu stehen, und jeden neuen König zu ermorden, der die Hand nach Ihrem geliebten Sachsen ausstreckte? Ah, ich denke doch, man würde sich gleich nach seiner ersten fluchwürdigen That des blutigen Meuchelmörders ver-

ſichert, und ihn auf dem Schaffot ſein Verbrechen haben büßen laſſen.

Nein, man würde mich nicht auf das Schaffot geführt haben, rief Sahla triumphirend. Für den König waren dieſe geladenen Piſtolen, für mich war dieſer Dolch!

Aber jetzt, ſagte Graf Roß, ihn mit drohenden Blicken anſtarrend, jetzt iſt für Sie das Schaffot, und der Meuchelmörder wird es beſteigen.

Was wollen Sie damit ſagen? fragte Sahla entſetzt.

Ich will damit ſagen, daß ich es ſein werde, der Sie den Gerichten überliefert, daß ich dieſen Brief hier den Gerichten übergeben werde, und daß man Sie, kraft Ihrer eigenen Handſchrift, die Sie nicht ableugnen können, einer beabſichtigten Mordthat anklagen, Sie als einen Mörder verurtheilen wird. Sie werden das Schaffot beſteigen, und Ihre unglückliche Mutter wird des verbrecheriſchen Sohnes fluchen, und Ihre Landsleute, und Ihr König werden ſich ſchaudernd abwenden und keine Gemeinſchaft haben wollen mit dem Mörder, der ihr Unglück entweihete, und deſſen Mitſchuldige ſie nicht ſein wollen. Die ganze Welt wird Sie verlachen um Ihre Narrheit und Thorheit, die ſich Größe dünkte, und doch nichts war, als die Eitelkeit eines

Wahnſinnigen, der ſich vermaß, Gott habe ihn zu ſeinem Werkzeug erwählt, und der jetzt inne wird, daß Gott ihn, gleich den Menſchen, verwirft!

Ah, ich werde das Schaffot nicht beſteigen, meine Mutter wird mir nicht fluchen, rief Sahla, und mit einer raſchen Bewegung zog er den Dolch aus ſeinem Gürtel.

Aber raſcher noch als er, ſtürzte Graf Roß ſich auf ihn, entwand ſeinen zitternden Händen den Dolch, riß die Piſtolen aus ſeinem Gürtel, und ſtand jetzt drohend mit aufgehobenen, bewaffneten Armen ihm gegenüber.

Oh, meine Mutter, meine arme Mutter, murmelte Sahla in ſich zuſammenbrechend. Sie wird es erleben müſſen, daß ihr Sohn als Verbrecher das Schaffot beſteigt. Jetzt kann ich es nicht mehr verhindern.

Sie können es verhindern, ſagte Graf Roß, immer noch drohend, mit erhobenem Arm vor ihm ſtehend.

Wie kann ich es verhindern? fragte Sahla, erſtaunt zu ihm aufblickend.

Hören Sie! Wir ſind allein, Niemand weiß bis jetzt von Ihrem verbrecheriſchen Vorhaben, Niemand als Gott, ein Prieſter, der das Beichtgeheimniß, und ich, der die Geſetze der Freundſchaft ehren wird.

Schwören Sie mir alſo bei dem Andenken an das Grab Ihres Vaters, der ein ehrenwerther Mann war, bei dem Andenken an Ihre Mutter, die eine tugendhafte Frau iſt, ſchwören Sie mir bei Allem was Ihnen auf Erden und im Himmel theuer iſt, daß Sie Ihr frevelhaftes Vorhaben aufgeben wollen, daß Sie für ewig und immer davon abſtehen wollen, dem König von Preußen nach dem Leben zu trachten, oder ſonſt irgend einem Menſchen mörderiſch nachſtellen zu wollen, ſchwören Sie das, und keines Menſchen Ohr ſoll Jemals hören, was hier zwiſchen uns vorgefallen, keines Menſchen Auge ſoll dieſe von Ihrer Hand geſchriebenen Zeilen leſen, die Sie verurtheilen. Schwören Sie alſo, Ihre Hand nicht zu einer Mordthat zu erheben, in dieſer Stunde noch Wien zu verlaſſen, und Sie ſind frei, und ich ſelbſt werde Ihnen dieſe Thür öffnen.

Sahla ſchwieg, und blickte, kämpfend vielleicht und ringend mit ſeinem eigenen Herzen vor ſich nieder.

Weigern Sie den Schwur, rief Graf Roß mit mächtiger Stimme, verharren Sie bei Ihrer verbrecheriſchen Abſicht, ſo öffne ich das Fenſter, rufe Menſchen herbei, rufe, daß man Wache und Polizei holen ſoll, um einen Mörder zu ergreifen, und ſo

übergebe ich Sie den Gerichten, der Schande, dem Schaffot!

So ſprechend trat der Graf zu dem Fenſter hin, und da Sahla immer noch ſchwieg öffnete er es.

Halten Sie ein, rief Sahla aufſpringend, rufen Sie Niemand! Ich ſchwöre!

Was ſchwören Sie? fragte der Graf, immer noch die Hand an den Fenſterriegel gelegt.

Ich ſchwöre, mein Vorhaben aufzugeben, ſagte Sahla düſter, ich ſchwöre, daß ich dem König von Preußen nicht mehr nach dem Leben trachten will, denn Gott hat meinen Arm verworfen, und er will nicht, daß ich meines Vaterlandes Rächer ſei!

Schwören Sie auch, daß Sie in dieſer Stunde Wien verlaſſen wollen, um nicht wieder dahin zurückzukehren, ſo lange der König von Preußen noch hier iſt? Schwören Sie das bei Allem, was Ihnen heilig iſt?

Ich ſchwöre es bei Allem, was mir heilig iſt, ſagte Sahla mit zitternder Stimme.

Graf Roß trat vom Fenſter zurück.

Ich glaube Ihrem Schwur, ſagte er, denn Sie ſind ein Edelmann, und ich habe Sie bis heute immer auch als einen Ehrenmann gekannt. Kommen Sie alſo! Laſſen Sie uns gehen!

Er näherte ſich der Thür, zog den Schlüſſel wieder aus ſeinem Buſen und ſchob ihn in das Schloß.

Wohin wollen wir gehen? fragte Sahla verwundert und mißtrauiſch.

Zur Poſt wollen wir gehen, ſagte der Graf ruhig. Zur Poſt, um Extrapoſt zu beſtellen. Ich bleibe bei Ihnen, bis Sie den Wagen beſtiegen haben und abgereiſ't ſind.

Aber eine ſo ſchnelle Reiſe, ſtammelte Sahla, ich bin nicht vorbereitet, ich —

Waren Sie nicht vorbereitet, eine viel größere Reiſe zu unternehmen? unterbrach ihn Graf Roß. Wollten Sie nicht die Reiſe in das Jenſeits machen? Und haben Sie nicht für dieſe große Reiſe Alles geordnet? Was bedarf es alſo jetzt anderer Vorbereitungen? Ihre Koffer ſind gepackt, ich ſende ſie Ihnen nach! Kommen Sie!

Aber wohin ſoll ich reiſen? fragte Sahla.

Reiſen Sie zu Ihrer Mutter, ſagte der Graf feierlich. Retten Sie Sich an das Herz Ihrer Mutter, flüchten Sie zu ihr, ſtürzen Sie vor ihr nieder auf die Kniee, und ſagen Sie: „Mutter, erbarme Dich mein! Klammere Dich an mich mit Deiner Liebe, bete für mich, auf daß die böſe Verſuchung von mir weiche!“

Ja, rief Sahla, ich will zu meiner Mutter. Ich will mich retten an ihr treues, edles Herz! Aber jetzt, fuhr er fort, während Thränen seinen Augen entstürzten, jetzt haben Sie Dank! Ich bringe Ihnen denselben dar aus zerknirschtem, verzweifeltem Herzen! Sie haben mich vor der Schande, vor dem Verbrechen bewahrt. Möge Gott Sie segnen, möge Gott Sie belohnen! Leben Sie wohl! Oh, ewig, ewig wohl!

Er stürzte sich in des Freundes Arme, und ihn mit beiden Armen fest umschließend, lehnte er sein Haupt an des Grafen Brust und weinte laut.

Und jetzt fort, fort von hier, sagte er dann, sich wieder emporrichtend. Mir ist, als würden die Häuser über mir zusammenbrechen, als würde die Luft mein Geheimniß verrathen, und es ausschreien in alle Welt: „er ist ein Mörder! Ein Königsmörder! Wehe über ihn!“ Ich muß fort, oder ich sterbe!

Er faßte heftig des Freundes Arm, und zog ihn fort, aus dem Zimmer hinaus und hinunter auf die Straße. —

Eine halbe Stunde später fuhr von dem kaiserlichen Posthause zu Wien eine Extrapost ab, in welcher Niemand weiter saß, als ein junger Mann mit todesbleichem Angesicht, mit traurigen, schmerzvollen Mienen.

Dieſer junge Mann, das war der Calatravaritter von Sahla, der vor den Mordgedanken ſeiner Seele ſich flüchtete.*)

---

*) Dieſer beabſichtigte Mordverſuch des Calatravaritters von Sahla auf den König Friedrich Wilhelm III. iſt keine müßige Erfindung. Ich habe ihn genau ſo wiedergegeben, wie der Graf Roß ihn erzählt. Dieſer, angſtvoll beſorgt um das Leben des Königs, und dem Schwur Sahla's nicht trauend, hielt es doch für nöthig, den Staatskanzler von Hardenberg in ſein Vertrauen zu ziehen, damit er den König warne und damit vor allen Dingen Sahla überall ſcharf überwacht und beobachtet werde. Der Staatskanzler dankte ſowohl mündlich wie ſchriftlich dem Grafen Roß, durch deſſen kluges und muthiges Einſchreiten das Leben des Königs vor der Hand eines Mörders bewahrt worden, und da der Graf Roß mit edlem Unwillen die unter ſeinem Vorwand angebotene Belohnung von zehntauſend Thalern ablehnte, verſicherte ihn Hardenberg nochmals ſchriftlich in gerührten Worten ſeiner Dankbarkeit und überſandte ihm als Andenken an ſeine rettende That einen Ring mit einem ſehr ſchönen Solitair. Siehe: Erlebtes aus den Jahren 1813—1830 von Dr. Wilhelm Dorow. Th. II. S. 60 folgd. und: Eylert, Leben des Königs Friedrich Wilhelm III. Th. II. (Der Erſtere, Dorow, theilt dieſe ganze Begebenheit mit den eigenen Worten, und nach der eigenhändig niedergeſchriebenen Erzählung des Grafen Roß mit.) — Herr von Sahla ſelbſt fand ein unglückliches und ſchreckliches Ende. Er ging, als der Krieg mit dem heimgekehrten Kaiſer Napoleon begonnen, nach Paris. Die deutſchen Schriftſteller und Hiſtoriker ſagen, er habe die Abſicht gehabt, einen abermaligen Mordverſuch auf das Leben Napoleons zu machen. Die franzöſiſchen behaupten,

er ſei nach Paris gekommen, um Napoleon's Hülfe für Sachſen anzuflehen und ihn zu unterſtützen, indem er ihm die Stellungen und Streitkräfte der Verbündeten verrieth. Gewiß iſt, daß er ſich mit Knallſilber, das er bei ſich trug, furchtbar verwundete und verſtümmelte, und mit zerriſſenen, zerſchmetterten Gliedern in Paris in das große Lazareth gebracht ward, wo er eines qualvollen Todes ſtarb. Die deutſchen Autoren ſagen, er habe einen Verſuch gemacht, Napoleon mit dieſem Knallſilber zu tödten und habe dabei durch Unvorſichtigkeit nur ſich ſelber getroffen. Die franzöſiſchen Autoren behaupten, er habe dies Knallſilber nur zufällig bei ſich getragen, ſei auf der Straße ausgeglitten und gerade auf dies Knallſilber gefallen, das explodirte und ihn zerſchmetterte. Siehe: Bourienne, Mémoires. Vol. VIII. S. 364 folgd. — Der Staatskanzler von Hardenberg, der von dem jammervollen Zuſtand Sahla's bei ſeiner Anweſenheit in Paris Kunde erhielt, ſandte den Hofrath Dorow zu ihm und ſorgte großmüthig für ſeine Pflege bis zum Tode des Unglücklichen. Siehe: Dorow, Erlebtes. Th. I. S. 161 und Th. II. S. 60.

Sechstes Buch.

Napoleons Rückkehr von Elba.

I.

Die Riobspoſt.

Der Monat März des Jahres 1815 hatte ſchon begonnen, und noch immer war der Congreß zu Wien nicht beendet, noch immer feierte er Tag um Tag ſeine glänzenden Feſte, ergötzte ſich an Redouten, Schauſpielen, lebenden Bildern, hielt ſeine Conferenzen, berieth über die Schenkungen, Grenzen der Länder, und vertheilte „Seelen“ und Provinzen hierhin und dorthin an die begehrlichen Fürſten.

Aber noch immer waren die großen Fragen des Congreſſes nicht zur Entſcheidung gelangt.

Preußen hatte freilich den Entſchluß gefaßt, mit der Hälfte von Sachſen ſich zu begnügen, aber der König von Sachſen, welcher in Preßburg ſeine traurigen, einſamen Tage durchweinte, der König von Sachſen wei-

gerte sich, diese Acte zu unterschreiben, welche ihn der Hälfte seines Königreichs beraubte.

Der Kaiser von Rußland hatte, immer noch zurückgehalten von dem Widerstreben aller Congreßmächte, sein Vorhaben noch nicht ausgeführt, und sich laut und feierlich zum König des constitutionellen Polens erklärt.

Oesterreich hatte sich immer noch nicht zum Herrn von Venedig machen können, denn England's eifersüchtiges Auge erkannte sehr wohl die Vortheile, welche für Oesterreich aus dem Besitz dieser, das adriatische Meer beherrschenden Handelsstadt erwachsen müßten, und England weigerte sich daher, für Oesterreich in die Besitznahme Venedigs zu willigen.

Auch die deutsche Kaiserfrage schwebte noch immer als dunkle Wolke an dem diplomatischen Himmel des Congresses. Die kleineren deutschen Fürsten und die Mediatisirten begehrten die Wiederherstellung des deutschen Kaisers, weil sie dadurch zugleich die Wiederherstellung der eigenen Rechtsame und Würden, die Wiederherstellung ihrer Reichsunmittelbarkeit, ihrer Standesherrlichkeit, Reichsgrafenschaft und Souverainetät erwarteten; aber die großen deutschen Fürsten konnten sich nicht einigen über die Frage, wem von ihnen die deutsche Kaiserwürde zufallen solle. Freilich hatte Oesterreich

ein hiſtoriſches Recht auf dieſelbe, und dies um ſo mehr, da Kaiſer Franz von allen deutſchen Fürſten als deutſcher Kaiſer anerkannt geweſen, und nur freiwillig dieſer Würde entſagt hatte. Aber weder Preußen noch Baiern und Würtemberg waren geneigt, Oeſterreich die Oberherrſchaft, wenn auch nur die nominale, über ſie zuzugeſtehen und ſich unter den Scepter des deutſchen Kaiſers zu beugen.

Aber alle dieſe Wolken, welche noch immer an dem politiſchen Horizont des Wiener Congreſſes aufgethürmt ſtanden, ſie unterbrachen doch nicht die Feſte und Vergnügungen, denen man nach wie vor mit ungeſchwächter Freudigkeit, mit immer regem Frohſinn ſich hingab.

Auch war ein neuer Anſtoß zu erhöhetem Eifer, neue Feſte zu erſinnen, dem Congreß und der hohen Geſellſchaft von Wien gegeben worden. Eine neue Perſönlichkeit war als glänzender Stern an dem Congreßhimmel aufgegangen. Der Herzog Wellington war als Erſatz für den heimberufenen Lord Caſtlereagh nach Wien gekommen, um England bei dem Congreß als Geſandter zu vertreten. Man mußte alſo die Anweſenheit dieſes berühmten Feldherrn durch glänzende Feſte feiern, um vor ihm und vor ganz Europa Zeugniß abzulegen, wie ſehr man den Herzog ehre und be-

wundere, wie freudig man bereit ſei, ihn zu feiern und ihm zu huldigen.

Feſte alſo, immer neue Feſte bei Hof, bei den Diplomaten und der hohen Ariſtokratie! Der Strudel der Vergnügungen rauſchte und brauſte immer fort, Jedermann fühlte ſich davon fortgeriſſen, berauſcht, und ſann immer auf neue Feſte, um ja nicht aus dieſer Berauſchung zu erwachen, und zum nüchternen Nachdenken zu gelangen.

Geſtern hatte der Kaiſerhof eine ſogenannte Prachtfahrt veranſtaltet, das heißt, das glückliche, neugierige Wien hatte die Freude gehabt, ſämmtliche in Wien anweſende Monarchen und Fürſten in glänzenden Caroſſen, die Damen in prachtvoller Toilette, die Herren in den reichſten Uniformen, geſchmückt mit allen ihren Orden ſpazieren fahren zu ſehen.

Heute, am ſiebenten März, ſollte bei der Kaiſerin Ludovica wieder eine von ihrer „Truppe der Troubadours“ veranſtaltete theatraliſche Aufführung ſtattfinden. Man wollte zuerſt eine Oper „der Barbier von Sevilla“ aufführen, und dieſer ſollte das reizende Vaudeville: „der unterbrochene Tanz“ folgen. In dieſem letztern Stück wollte eine neue junge Schauſpielerin der ariſtokratiſchen Truppe ihr erſtes Debüt feiern, wollte

die Frau von Périgord, die Nichte Talleyrands zum erſten Male die Bretter des kaiſerlichen Liebhaber-Theaters betreten. Jedermann war geſpannt auf dies Ereigniß, und ſchon am Tage zuvor ſprach man im Abendcirkel der Kaiſerin Ludovica mit der lebhafteſten Theilnahme nur von der morgenden Theater-Vorſtellung und dem ſeltenen Talent der jungen Debütantin, der Frau von Périgord.

Dieſer Abendcirkel der Kaiſerin hatte bis ſpät in die Nacht gedauert, und nach demſelben hatte der Fürſt Metternich, damit die Geſchäfte nicht ganz und gar von dem Vergnügen verdrängt würden, in ſeinem Hôtel mit den Diplomaten Frankreichs, Preußens und Englands eine Conferenz gehalten.

Erſt beim Beginn des Tages war dieſelbe beendet geweſen, und Fürſt Metternich hatte ſich in ſein Schlafzimmer begeben, dem Kammerdiener den Befehl ertheilend, ihn nicht zu wecken, wenn auch am frühen Morgen vielleicht ſchon Couriere mit Depeſchen eintreffen ſollten.

Die Häupter aller Cabinette waren ja in Wien verſammelt, es konnten alſo von keinem Lande her ſo wichtige Depeſchen kommen, daß man um derentwillen

nöthig gehabt hätte, sich in dem so wichtigen Schlaf zu unterbrechen.

Fürst Metternich schlief also, und nach so vielen Anstrengungen, Zerstreuungen, Freuden und Geschäften des vergangenen Tages war sein Schlaf ein tiefer, erquicklicher und genußvoller.

Auf einmal ward er aus seinen süßen Träumen durch die Stimme seines Kammerdieners geweckt, der vor dem Bett des Fürsten stand, und mit ehrfurchtsvoller, flehender Stimme um Gehör bat.

Was giebt es? rief der Fürst, erschrocken emporfahrend. Was ist geschehen?

Durchlaucht, nichts ist geschehen, sagte der Kammerdiener, aber es ist so eben ein Courier eingetroffen mit Depeschen für Ew. Durchlaucht.

Ein Courier, rief Metternich unwillig. Aber habe ich Ihnen nicht gesagt, daß man mich wegen eines Couriers nicht wecken soll?

Zu Befehl, Durchlaucht, aber diese Depesche trägt auf dem Umschlag die Bezeichnung „sehr dringlich," und deshalb glaubte ich —

Woher kommt die Depesche? unterbrach ihn der Fürst. Geben Sie her, und lassen Sie mich sehen.

Der Kammerdiener reichte dem Fürsten die De-

peſche dar, und beeilte ſich dann, das auf dem Tiſch neben dem Bett ſtehende Nachtlicht zu nehmen, um ſeinem Gebieter beim Leſen zu leuchten.

Aber Fürſt Metternich las nur die Adreſſe der Depeſche. Ah, vom kaiſerlich-königlichen General-Conſulat in Genua, ſagte er geringſchätzend, indem er die Depeſche auf den Nachttiſch warf. Es wäre nicht nöthig geweſen mich um deretwillen im Schlaf zu ſtören. Es wird Zeit ſein, ſie ſpäter zu leſen. Gehen Sie, und ſtören Sie mich nicht mehr um ſolcher Bagatelle willen! Was iſt die Uhr?

Durchlaucht, es iſt ſechs Uhr!

Gut, dann wird es mir vergönnt ſein noch drei Stunden zu ſchlafen. Wecken Sie mich um neun Uhr, dann will ich dieſe Depeſche leſen.

Der Kammerdiener ſchlüpfte leiſe auf den Zehen hinaus, und Fürſt Metternich ſenkte ſein Haupt wieder in die Kiſſen um weiter zu ſchlafen. Wieder war Alles ſtill in dem Schlafzimmer des Fürſten. Nur das Nachtlicht kniſterte zuweilen und warf aufflackernd einen hellern Schein auf das große weiße Briefcouvert mit dem feierlichen Amtsſiegel, das da auf dem Nachttiſch in gemüthlicher Ruhe lag und ſich gleich dem Fürſten erholte von den Strapazen des verfloſſenen Tages.

I.

Die Hiobspoſt.

Der Monat März des Jahres 1815 hatte ſchon begonnen, und noch immer war der Congreß zu Wien nicht beendet, noch immer feierte er Tag um Tag ſeine glänzenden Feſte, ergötzte ſich an Redouten, Schauſpielen, lebenden Bildern, hielt ſeine Conferenzen, berieth über die Schenkungen, Grenzen der Länder, und vertheilte „Seelen“ und Provinzen hierhin und dorthin an die begehrlichen Fürſten.

Aber noch immer waren die großen Fragen des Congreſſes nicht zur Entſcheidung gelangt.

Preußen hatte freilich den Entſchluß gefaßt, mit der Hälfte von Sachſen ſich zu begnügen, aber der König von Sachſen, welcher in Preßburg ſeine traurigen, einſamen Tage durchweinte, der König von Sachſen wei-

Dann griff er nach der ſilbernen Handklingel, die auf dem Nachttiſch ſtand, und ſchellte ſo heftig und unaufhörlich, daß der Kammerdiener ganz entſetzt hereinſtürzte.

Anſpannen, man ſoll ſogleich anſpannen, rief der Fürſt, eilen Sie Sich! In zehn Minuten muß der Wagen bereit ſein.

Der Kammerdiener ſtürzte hinaus, und als er nach einigen Secunden wieder in das Schlafzimmer eintrat, hatte der Fürſt ſchon das Bett verlaſſen, und war eifrig damit beſchäftigt, ſeine Toilette zu machen.

Genau nach zehn Minuten war die Equipage des Fürſten vorgefahren, und Metternich, ſorgſam und elegant wie immer gekleidet, begab ſich hinunter an den Wagen.

Es iſt jetzt ein Viertel nach acht Uhr, ſagte er zu dem neben dem Schlag ſtehenden Kammerdiener. Um halb zehn Uhr werde ich wieder hier ſein. Eilen Sie alſo zu dem Staatskanzler von Hardenberg, dem Herzog von Wellington, dem Fürſten Talleyrand und dem Grafen von Neſſelrode, ſagen Sie den Herren, ich ließe ſie dringend erſuchen, die Güte zu haben, um zehn Uhr zu einer ſehr wichtigen Conferenz zu mir zu kommen, und mit unvorhergeſehenen Ereigniſſen meine plötzliche Einladung zu entſchuldigen.

Dann ſtieg er in den Wagen, und ſich in die Polſter lehnend befahl er dem Lakayen, der die Wagenthür ſchloß: In die Kaiſerburg! So raſch die Pferde jagen können!

Die Pferde brauſten von dannen und bald war das Ziel erreicht, der Wagen hielt in dem Hof der Burg, Fürſt Metternich eilte die breiten Stiegen hinauf und begab ſich in den vom Kaiſer bewohnten Flügel des Schloſſes.

Mit raſchem Schritt durchwandelte er die Corridore und Säle. Niemand wagte es, ihn aufzuhalten, denn Jedermann wußte, daß der Fürſt zu jeder Stunde freien Zutritt zu dem Kaiſer hatte, und daß er ſogar unangemeldet in das Kabinet des Kaiſers eintreten dürfe.

Schläft Se. Majeſtät noch? fragte der Fürſt den Kammerhuſaren, den er im Vorzimmer des kaiſerlichen Schlafgemaches traf.

Nein, Durchlaucht, aber Se. Majeſtät ſind noch im Schlafrock, und ſind beim Dejeuner.

Melden Sie mich Sr. Majeſtät, ſagen Sie, ich käme in wichtigen Geſchäften. —

Zwei Minuten ſpäter trat der Fürſt in das Wohnzimmer des Kaiſers, der ihn, auf dem Divan ſitzend,

und ſeine Chocolade ſchlürfend, mit ziemlich verdrießlichem Geſicht empfing.

Nun, Herr Fürſt, ſagte er, was iſt denn paſſirt, daß Sie halt mir nit einmal mehr meine Frühſtücksſtund' ungeſtört laſſen können? Hat's geſtern Abend wieder Zank in der Conferenz gegeben? Giebt's wieder Streit mit Kaiſer Alexander, daß Sie gar ſo bedenklich drein ſchauen?

Nein, Majeſtät, ſagte Metternich, es giebt jetzt viel ernſtere Dinge, als die Conferenzen. Ich habe ſo eben eine Depeſche aus Genua erhalten. Hier iſt ſie, wenn Eure Majeſtät die Gnade haben wollen, ſie zu leſen!

Nein, ſagte der Kaiſer, leſen Sie mir die Depeſche immerhin vor, und laſſen's mich dabei mein Chocolad' austrinken.

Er ſetzte die Taſſe mit der dampfenden Chocolade an die Lippen, und während er ſie behaglich hinunter ſchlürfte, entfaltete der Fürſt das Papier.

Kaiſerlich königliches General-Conſulat in Genua, las der Fürſt jetzt. „Ew. Durchlaucht haben wir zu melden, daß ſo eben ein engliſches Schiff in den Hafen von Genua eingelaufen iſt, mit Sir Colin Campbell an Bord. Derſelbe kam ſofort auf das k. k. General-

Consulat, um zu melden, daß der Kaiser Napoleon von der Insel Elba verschwunden sei."

Ah, rief der Kaiser, mit einem heftigen Ruck die noch nicht geleerte Tasse wieder hinsetzend, und den Fürsten mit großen Augen anstarrend. Der Bonaparte ist von der Insel Elba verschwunden?

Fürst Metternich verbeugte sich und las weiter: „Sir Colin Campbell fragte an, ob Napoleon sich vielleicht in Genua habe blicken lassen? Er habe sich mit seiner Kriegsmannschaft auf sechs Schiffen in Elba eingeschifft, und sei nordwärts steuernd von dem englischen Schiff gesehen worden. Als das General-Consulat erklärte, nichts von Napoleon zu wissen, nichts gehört zu haben, entfernte sich Sir Colin Campbell, und die englische Fregatte ging sofort wieder in See."

Geben Sie her, ich muß das selbst lesen, rief der Kaiser, und heftig die dargereichte Depesche ergreifend las er sie langsam, jedes Wort genau betrachtend. Immer ernster und fester ward sein Angesicht, immer mehr schwand der Ausdruck gleichgültiger Gelassenheit aus seinen Zügen, die einen gespannten, energischen Ausdruck annahmen, und als er dann sprach, war seine Stimme fest und entschieden, und nichts von dem Wienerischen Jargon, dessen sich der Kaiser im gewöhnlichen

Leben ſo gern bediente, miſchte ſich, da es ſich um ſo ernſte Dinge handelte, mehr in ſeine Rede.

Es ſcheint, Napoleon beabſichtigt jetzt noch ein wenig den Abenteurer zu ſpielen, ſagte der Kaiſer ernſt. Nun, das iſt ſeine Sache, und er mag zuſehen, wie weit er damit kommt. Unſere Sache iſt es, die Ruhe, welche Napoleon jahrelang geſtört hat, der Welt zu ſichern. Gehen Sie ohne Verzug zu dem Kaiſer von Rußland und dem König von Preußen, und ſagen Sie ihnen, daß ich bereit bin, meiner Armee ſofort den Rückmarſch nach Frankreich zu befehlen. Ich zweifle nicht, daß die beiden Monarchen mit mir einverſtanden ſein werden.*) Und Sie, Metternich, Sie ſind auch einverſtanden?

Ich wiederhole nur die edlen Worte Ew. Majeſtät; Napoleon hat Jahre lang den Frieden Europa's geſtört, und es iſt unſere Sache, dieſen Frieden endlich der Welt zu ſichern. Es iſt möglich, daß Napoleon noch einige Tage des Sieges feiert, aber Oeſterreich, Rußland und Preußen vereint, werden ihn doch überwinden, und dann wird ſeine Rolle für immer ausge-

*) Des Kaiſers eigene Worte. Siehe: Varnhagen v. Enſe. Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. Th. III. S. 335.

ſpielt ſein, denn jetzt wird man ihm auch nicht den Schatten ſeiner vergangenen Größe mehr erhalten können, jetzt iſt er wirklich ein todter Mann.

Aber es wird wieder viel Blut und Geld koſten, ehe wir ihn wieder beſiegt haben, ſagte der Kaiſer gedankenvoll. Doch Eins erfüllt mich bei der Sache faſt mit Freude: der Congreß wird nun wohl zu Ende gehen und die unaufhörlichen Feſte und Vergnügungen, die Einem Tag und Nacht keine Ruhe laſſen, werden nun wohl ausgetobt haben. Es iſt nichts Geſcheidtes herausgekommen bei dem Congreß, hat uns aber beinah eben ſo viel Geld gekoſtet, als wenn wir eine Armee auf dem Kriegsfuß halten mußten. Jetzt laſſen wir die Armee marſchiren, und der Frieden, an dem der Congreß fünf Monate vergeblich arbeitet, den werden wir nun weit leichter auf dem Schlachtfeld zu Stande bringen. Gehen Sie alſo! Fragen Sie die Monarchen von Rußland und Preußen, ob ſie meiner Meinung ſind, ob Sie ihre Armeen, die auch ſchon auf dem Heimweg waren, wieder umkehren laſſen wollen nach Frankreich.

Majeſtät, ich gehe, und ich bin überzeugt, daß die Monarchen es wollen, ſagte Metternich. Alles kommt darauf an, daß wir raſch und thatkräftig gewaffnet

daſtehen und nicht zaudern und überlegen, bis dem Kaiſer Napoleon vielleicht irgend ein Coup de main gelingt.

Gehen Sie alſo, rief der Kaiſer. Aber hören's! Noch Eins! Weiß meine Tochter, die Marie Louiſe, ſchon Etwas von der Geſchicht'?

Nein, Majeſtät, es müßte denn ſein, daß ſie auf geheimen Wegen Nachricht erhalten hätte.

Das glaub' ich halt nit, denn ſie wird gut bewacht. Aber erfahren muß ſie's. Wer ſoll's ihr auf eine kluge und vorſichtige Weiſe ſagen?

Wenn Ew. Majeſtät erlauben, werde ich dem General Grafen Neipperg den Auftrag ertheilen.

Thun Sie's. Aber der Neipperg ſoll ſein' Sach' ſo machen, daß die Marie Louiſe keine Hoffnungen ſchöpft, und nicht etwa meint, ich könnt mich nochmals entſchließen, den Bonaparte als meinen Schwiegerſohn anzuerkennen.

Majeſtät, ſagte Metternich mit einem feinen Lächeln, Graf Neipperg würde gewiß der Letzte ſein, welcher der Frau Erzherzogin ſolche thörigte Hoffnungen einzuflößen wagte. Ich werde ihm außerdem noch meine beſondere Inſtructionen ertheilen.

Thun's das, rief der Kaiſer, und jetzt eilen Sie zu den beiden Monarchen!

Der Fürſt verabſchiedete ſich und eilte von dannen.

Es war kaum neun Uhr, als Fürſt Metternich ſchon wieder in ſein Hôtel zurückkehrte. Er hatte dem Kaiſer Alexander und dem König Friedrich Wilhelm die unheilsvolle Depeſche mitgetheilt, und beide Monarchen hatten, ganz im Einvernehmen mit Kaiſer Franz, erklärt, daß der Krieg auf's Neue beginnen, daß man nicht eher ruhen müſſe, als bis man nun Napoleon für immer beſiegt und unwirkſam gemacht habe.

Neun Uhr, ſagte Metternich, als er in ſein Cabinet eintrat und nach der großen Pendüle über dem Kamin hinblickte. Ich habe alſo, bis zum Beginn der Conferenzen noch eine Stunde Zeit. Dieſe Stunde werde ich benutzen, um Neipperg rufen zu laſſen, und ihn zu inſtruiren, und um mit dem Feldmarſchall Fürſten Schwarzenberg mich zu beſprechen.

Er klingelte und befahl dem eintretenden Kammerdiener, ſofort zwei Boten, den einen an den Grafen Neipperg, und den andern an den Fürſten Schwarzenberg zu ſenden und ſie zu einer ſofortigen Conferenz einzuladen.

Sie waren auch bei den anderen Herren, welche ich hierher einladen ließ? fragte der Fürſt.

Zu Befehl Durchlaucht. Sie werden Alle kommen, bis auf den Herrn Fürſten Talleyrand. Sein Kammerdiener ſagte mir, der Fürſt ſei erſt gegen Morgen zu Bette gegangen und habe Befehl ertheilt, ihn nicht zu wecken. Wenn eine Conferenz angeſagt würde, ſo ſolle beſtellt werden: der Herr Fürſt ließe ſich entſchuldigen, er könne wegen Unwohlſeins heute nicht an der Conferenz Theil nehmen.

Senden Sie erſt Ihre Boten ab und dann kommen Sie wieder, ſagte Metternich, ich habe Ihnen noch einen Auftrag zu ertheilen.

Oh, der Herr Fürſt von Benevent iſt unwohl und kann heute nicht an der Conferenz Theil nehmen, ſagte Metternich, als er allein war. Nun, ich werde ſein Arzt ſein und ihm ein Recept verſchreiben, das ihn ſofort geſund und conferenzfähig machen wird.

Er trat zu ſeinem Schreibtiſch, warf haſtig einige Zeilen auf das Papier, ſiegelte und adreſſirte ſie und reichte ſie dem eintretenden Kammerdiener dar.

Dieſes Billet ſofort an den Fürſten von Benevent, befahl er. Tragen Sie es ſelbſt hin und laſſen Sie ſich nicht abweiſen. Sagen Sie dem Kammerdiener, der Fürſt müſſe das Billet nothwendigerweiſe leſen und Sie dürften nicht ohne Beſcheid heimkeh-

ren. Nehmen Sie einen Fiacre, um raſcher fortzukommen.

Talleyrand hatte ſein Lager noch nicht verlaſſen, obwohl die Pendule ſchon die neunte Stunde geſchlagen hatte. Er fühlte ſich wirklich leidend und abgeſpannt, und hatte daher auch im Bett ſein Dejeuner eingenommen.

Die Gräfin Edmonde von Perigord, die junge Gemahlin ſeines Neffen, welche zugleich in Wien im Hotel des Fürſten als Dame des Hauſes die Honneurs machte, hatte mit eigenen ſchönen Händen ihrem Oheim die Chocolade eingeſchenkt und präſentirt, und hatte dann, während Talleyrand frühſtückte auf dem Fauteuil neben dem Bett Platz genommen, um mit ihrem heitern und geiſtvollen Geplauder dem Dejeuner ſeine wahre Würze und Poeſie zu geben.

Sie hatte dem Fürſten alle die kleinen Begebenheiten, welche ſich auf der geſtrigen Generalprobe des Vaudeville's ereignet hatten, mitgetheilt, und Talleyrand hatte herzlich mit ihr gelacht über die kleinen Zwiſtigkeiten und ehrgeizigen Zänkereien, welche die Truppe der kaiſerlichen Troubadours ebenſo gut beunruhigten als die Truppen gewöhnlicher engagirter Schauſpieler.

Lieber Oheim und Fürſt, ſagte die Gräfin jetzt,

indem ihr ſchönes lachendes Geſicht auf einmal einen ernſten Ausdruck annahm, nun habe ich noch eine ſchwere und ernſte Frage an Sie zu richten. Wollen Sie mir gnädigſt verſprechen, dieſelbe der Wahrheit gemäß, und nach beſtem Gewiſſen zu beantworten?

Bezieht ſich dieſe Frage auf Ihr heutiges Theaterſpiel in der kaiſerlichen Soirée, meine ſchöne Nichte?

Ja, mein Oheim!

Dann verſpreche ich Ihnen Ihre Frage nach beſtem Gewiſſen, und der Wahrheit gemäß zu beantworten!

Nun denn, mein Oheim: Sie wiſſen, ich werde heute in dem Vaudeville: „der unterbrochene Ball“ als neu engagirtes Mitglied der kaiſerlichen Truppe der Troubadours mein erſtes Debüt haben. Sie waren geſtern ſo gütig der Generalprobe beizuwohnen. Sie haben mich alſo ſpielen ſehen. Nun ſagen Sie mir, lieber gütiger Fürſt, iſt es Ihre Anſicht, daß ich mit meinem Spiel Ehre einlegen kann? Wird man mich nicht verſpotten, wird man nicht ſagen, daß ich eine Rolle übernommen, die zu ſpielen ich nicht fähig ſei? Oh, ich bitte, laſſen Sie Sich nicht von Ihrer gütigen Nachſicht für mich zu einer wohlmeinenden Antwort hinreißen, ſondern überlegen Sie erſt und antworten

Sie dann als ſtrenger, unparteiiſcher Richter. Denn noch iſt es Zeit, ein Wort, ein Kopfſchütteln von Ihnen, und ich trete zurück, ich ſetze mich nicht der Gefahr aus, heute Abend Fiasco zu machen, ſondern ich bleibe daheim, laſſe mich krank melden, und entſage ein für alle Mal dem ehrgeizigen Wunſch, noch andere Triumphe zu feiern, als diejenigen, welche mir dadurch zu Theil werden, daß ich mich die Nichte des edlen, weltberühmten und gefeierten Fürſten von Benevent nennen darf. Entſcheiden Sie alſo jetzt, theuerſter Fürſt! Sagen Sie, habe ich Talent? Darf ich es wagen, heute Abend in dem Beaudeville als Schauſpielerin zu debütiren? Werden Sie nicht nöthig haben, Sich meiner zu ſchämen?

Sie blickte den Fürſten mit ſo erregtem, angſtzuckenden Geſicht an, als handle es ſich hier in der That um die Entſcheidung einer gewichtigen Lebensfrage.

Talleyrand ſah es und lächelte. Ah, wie glücklich Sie doch ſind, Edmonde, ſagte er ſeufzend, Ihr Himmel iſt ſo hell und klar, daß ſelbſt der kleinſte Nebelhauch von Ihnen bemerkt werden kann! Mein Gott, ich habe in ſo vielen und ſchweren Gewittern geſtanden, daß ich die Zahl der aufgethürmten Wolken gar nicht zu er-

meſſen vermochte! Ich glaube aber, das erſte Miniſterportefeuille, das ich erwartete, hat mein Herz nicht halb ſo ſehr beunruhigt, wie Sie Ihre erſte theatraliſche Vorſtellung.

Sie beantworten meine Frage nicht, rief die Gräfin händeringend. Das heißt alſo, Sie verurtheilen mich? Ich ſoll heute Abend nicht ſpielen?

Nein, Theuerſte, Sie ſollen ſpielen! Sie ſollen Ihrem Oheim die ſtolze Freude gönnen, dem Triumph einer Debütantin beizuwohnen, welche die reizendſte, bezaubernſte Schauſpielerin iſt, die ich je geſehen, und das will viel ſagen, denn ich glaube, ich habe alle Schauſpielerinnen geſehen, welche in den letzten zwanzig Jahren auf den Bühnen Europa's geglänzt haben.

Sie meinen alſo, rief die Gräfin, wie ein glückliches Kind ihre kleinen weißen Hände aneinander ſchlagend, Sie meinen, daß ich Talent habe? Daß ich heute Abend ſpielen ſoll?

Ja, meine theure Edmonde, Sie ſollen ſpielen, und Sie ſollen den Herren und Damen des Congreſſes beweiſen, daß Frankreich überall die erſte Rolle ſpielt, ſowohl im Leben als auf der Bühne, und daß —

Die Thür des Vorzimmers ward haſtig geöffnet, und der eintretende Kammerdiener brachte auf einem

goldenen Teller ein verſiegeltes Billet, das er dem Fürſten präſentirte.

Von Sr. Durchlaucht, dem Fürſten Metternich, ſagte der Kammerdiener. Der Bote iſt beauftragt auf Antwort zu warten.

Ah, er wird mich auffordern, eine andere Stunde zu einer Conferenz zu beſtimmen, ſagte Talleyrand gleichgültig, indem er das Billet nahm und es der Gräfin darreichte. Leſen Sie doch, meine Theure, und ſagen Sie mir den Inhalt; meine Augen ſind ſo müde, daß ſie noch ein wenig der Erholung bedürfen.

Die Gräfin nahm das Billet und erbrach es lächelnd. Auf einmal ſtieß ſie einen lauten, durchdringenden Schrei aus, und ließ wie zerſchmettert die Hand, welche das Billet hielt, niederſinken.

Was giebt es, was erſchreckt Sie auf einmal ſo ſehr? fragte Talleyrand erſtaunt, und als er ſah, wie der Gräfin entſetztes Auge nach dem Diener hinüberflog, ſagte er: Hippolite, gehen Sie hinaus. Warten Sie im Vorzimmer, bis ich klingeln werde.

Und jetzt, rief Talleyrand, als der Kammerdiener ſich entfernt hatte, jetzt ſagen Sie mir, was für eine ſchreckensvolle Nachricht enthält denn dieſer Brief?

Oh, mein Oncle, rief die Gräfin mit kläglicher

Stimme, Fürſt Metternich ſchreibt Ihnen, daß Bonaparte die Inſel Elba verlaſſen hat, ohne daß Jemand weiß, wohin er gegangen iſt. Was ſoll nun heute Abend aus meinem Debüt werden?

Talleyrand nahm das Billet, das die Gräfin in ihrer kleinen Hand zerknittert hatte, und las es aufmerkſam, aber mit vollkommener Gelaſſenheit.

Muß dieſer Bonaparte auch gerade jetzt von Elba fortlaufen, klagte die Gräfin, und gerade heute muß die Nachricht hierher kommen, und mich an meinem Debüt verhindern, denn natürlich wird heute Abend keine Theater-Vorſtellung bei Hofe ſtattfinden.

Im Gegentheil, ſagte Talleyrand, die Theater-Vorſtellung bei Hofe wird ſtattfinden, und Sie, meine theure Nichte, werden heute Abend Ihr Debüt feiern. Warum ſollten wir um ſolcher Kleinigkeit willen uns auch in unſern Vergnügungen ſtören laſſen? *) Aber jetzt haben Sie die Gnade mich zu verlaſſen, denn ich muß ſogleich aufſtehen, und zur Conferenz beim Fürſten Metternich fahren! —

Es ſchlug eben zehn Uhr, als der Fürſt von Be-

---

*) Talleyrand's eigene Worte. Siehe: Comte de la Garde. Vol. IV. S. 122.

nevent in dem Hôtel Metternich anlangte, und den Salon betrat, in welchem er die Diplomaten schon versammelt fand.

Fürst Metternich selber nur war noch nicht anwesend, er hatte sich noch für einige Minuten wegen einer wichtigen Conferenz mit dem Fürsten Schwarzenberg entschuldigen lassen.

Niemand von den Diplomaten, außer Talleyrand, wußte die Veranlassung dieser unerwarteten Conferenz, zu welcher Fürst Metternich sie entboten hatte, und leise flüsternd theilten sie einander ihre Vermuthungen mit, als die Thür sich hastig öffnete, und Metternich ruhigen, lächelnden und heiteren Angesichtes, wie immer, eintrat.

Eine wichtige Nachricht, meine Herren, sagte er, eine Depesche, welche das kaiserliche General-Consulat aus Genua uns gesandt hat.

Und er reichte mit einer leichten Verbeugung dem Staatskanzler von Hardenberg seine Depesche dar. Dieser las sie, und gab sie dann ohne ein Wort zu sagen, an seinen Nachbar, und Alle lasen sie schweigend, mit echt diplomatischer Ruhe diese inhaltsvollen Zeilen, welche die Depesche enthielt.

Talleyrand war der Letzte, welcher das Papier

empfing. Er las deſſen Inhalt und blickte dann mit ruhiger Gelaſſenheit auf Metternich hin.

Wiſſen Sie, wohin Napoleon ſich wenden wird? fragte er.

Der Rapport ſagt nichts davon, erwiederte Metternich.

Er wird ſich nach Italien wenden, ſagte Talleyrand ruhig, er wird an irgend einer Stelle Italiens an's Land ſteigen, und ſich in die Schweiz werfen.

Nein, rief Metternich, nein, er wird gerade nach Paris gehen! *)

Nun, dann hoffe ich, daß wir ihm da begegnen werden, rief Hardenberg lebhaft. Ich dächte, die Verbündeten hätten wohl ein Recht, Bonaparte die Honneurs von Paris zu machen, und wenn er wieder dorthin kommt, werden auch wir uns beeilen müſſen nach Paris zu gehen.

Das iſt auch die Anſicht der Monarchen von Oeſterreich, Rußland und Preußen, ſagte Metternich. Es fragt ſich nur, ob der edle Herzog von Wellington im Namen Englands dieſer Anſicht beipflichten wird?

---

*) Varnhagen v. Enſe: Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. III. S. 235.

Ich pflichte ihr bei, ſagte der Herzog feierlich, ich habe von meinem Regenten genügende Vollmacht in ſeinem Namen zu entſcheiden. Im Namen Englands erkläre ich alſo, daß England Theil nehmen wird an dem erneuerten Kriege gegen Napoleon, und nicht dulden wird, daß er auf's Neue die Welt beunruhige.

Die Monarchen haben mich bevollmächtigt, ihren Miniſtern anzuzeigen, daß ſie den Krieg beſchloſſen haben, ſagte Metternich. Es iſt alſo jetzt nur noch nöthig, über die Maßregeln der Ausführung zu verhandeln. Einig im Hauptprincip werden wir uns bald verſtändigen, und wohin Napoleon ſich auch wenden möge, überall wird er die europäiſchen Mächte bereit finden, mit den Waffen in der Hand ihn zurückzudrängen.

II.

Marie Louise.

Auf dem innern Schloßhof von Schönbrunn ſtand die Equipage bereit, und erwartete die Kaiſerin, welche heute nach Wien fahren wollte, um dort in der kaiſerlichen Familie den ganzen Tag zuzubringen. Heute zum erſten Mal wollte ſie, den dringenden Bitten des Grafen Neipperg nachgebend, auch an einem der kaiſerlichen Feſte Theil nehmen, und der Theater-Vorſtellung in den Gemächern der Kaiſerin Ludovica beiwohnen. Auch ihr Sohn, der kleine Prinz Napoleon ſollte bei dieſem Feſt erſcheinen, und in feierlicher Repräſentation zum erſten Mal öffentlich als Mitglied der kaiſerlichen Familie vorgeſtellt werden.

Marie Louiſe hatte ſo eben ihre Toilette beendet, und ließ ſich von der Gräfin Montesquiou den Shawls über die Schultern werfen. Dabei traf ihr Blick ganz

von ungefähr das Antlitz der Gräfin, und der trübe, ſchwermuthvolle Ausdruck deſſelben überraſchte Marie Louiſe.

Sie ſehen traurig aus, Gräfin? fragte ſie theilnahmsvoll. Fehlt Ihnen etwas? Haben Sie Kummer?

Nein, Majeſtät, ſagte die Gräfin, ich habe nur den Kummer, den ich alle Tage empfinde. Nur iſt er etwas geſchärfter, denn ich ſehe meine Kaiſerin bereit, als Erzherzogin wieder an den Hof zu gehen, und ihre Vergangenheit zu verleugnen.

Es iſt wahr, ſeufzte Marie Louiſe, es iſt ein ſchwerer Schritt, und er hat mich viel Ueberwindung gekoſtet. Aber mein Vater wünſcht, ich möchte den Souverainen, in deren Händen die Entſcheidung meines Schickſals liegt, beweiſen, daß ich nicht mehr trauere über die Vergangenheit, und daß meine Wünſche ſich nicht mehr rückwärts wenden, ſondern nur noch auf das Herzogthum Parma gerichtet ſind. Ich habe alſo mein widerſtrebendes Herz überwunden, ich habe mein Haupt gebeugt, und ich gehe zu dieſem Feſt, um mir mit dieſem Opfer meine Freiheit zu erkaufen. Denn einmal erſt zur Herzogin von Parma ernannt, werde ich das Recht haben, dort zu reſidiren, werden die Pforten meines Gefängniſſes von Schönbrunn ſich vor

mir aufthun, und die Welt, das Leben, die Gedanken, der Wille wird wieder mein Eigen ſein. Oh, ſagen Sie nicht, daß ich aus eitler Zerſtreuungsſucht mich heute zu dieſem Feſte begebe, ich kenne alle die Demüthigungen, welche mir heute bevorſtehen, ich weiß, daß meine erhabene Stiefmutter, die Kaiſerin Ludovica ſich nicht bemühen wird, die Dornen aus dem Roſenkranz zu ziehen, den man mich heute zwingt in mein Haar zu flechten. Aber ich werde meine Schmerzen unter einem Lächeln verbergen, meine Thränen in mich hinein weinen, und es über mich gewinnen, heiter zu erſcheinen. Ich werde mir immer wiederholen: nimm das Joch auf Dich, damit Du frei werdeſt. Beuge Dein Haupt, damit man wenigſtens eine Herzogskrone darauf befeſtige.

Und weshalb, Majeſtät, geht der König von Rom mit zu dem Feſt? fragte die Gräfin.

Ich bitte Sie, liebe Gräfin, rief Marie Louiſe, einen ängſtlichen Blick umher werfend, ich bitte Sie, wollen Sie meinen Sohn nicht mehr mit einem Titel nennen, den er für immer verloren hat. Wir müſſen es vermeiden, hier Aergerniß zu erregen, und ich weiß, daß es meinem Vater ſehr unangenehm iſt, daß man noch ſo oft meinem Sohn einen Titel giebt, der ihm

nicht gebührt. Aber es ist die höchste Zeit, unsere Fahrt anzutreten. Holen Sie gefälligst meinen Sohn, und —

Sr. Excellenz der General Graf Neipperg, meldete der eintretende Lakay, und ehe Marie Louise noch Zeit fand, zu einer Erwiederung, erschien der Graf auf der Schwelle der offenen Thür.

Ah, Sie kommen ohne Zweifel, um sich zu überzeugen, daß ich Wort halte, rief Marie Louise, daß ich wirklich mein Gefängniß verlasse, und nach Wien gehe?

Nein, Majestät, sagte der Graf mit feierlichem Ernst, nein, ich komme, Ew. Majestät um eine Audienz zu bitten.

Eine Audienz? fragte Marie Louise erschrocken. Das heißt, Sie haben mir etwas Wichtiges zu sagen? Es ist irgend Etwas vorgefallen?

Ich bitte Ew. Majestät um eine geheime Audienz, sagte der Graf, sich tief verneigend.

Marie Louise, ganz verwirrt und beklommen, blickte die Gräfin an, und winkte dann nach der Thür hin.

Gräfin Montesquiou verneigte sich tief, und verließ das Gemach.

Jetzt, Herr Graf, sagte Marie Louise, jetzt sind wir allein, jetzt haben Sie Ihre geheime Audienz.

Was giebt es? Weshalb ſehen Sie mich ſo traurig an? Ah, ich errathe! All' meine Demüthigungen, mein Bitten und Flehen iſt vergeblich geweſen, und jetzt in der letzten Stunde noch nehmen Alle ihr Wort zurück! Ich werde nicht Herzogin von Parma werden, ich werde zu ewiger Abhängigkeit von meinem Vater, zu ewiger Gefangenſchaft in Schönbrunn verurtheilt. Nicht wahr, das iſt es, was Sie mir zu ſagen haben? Oh, fürchten Sie ſich nicht, es zu geſtehen, denn Sie ſehen, ich bin vorbereitet, und auf Alles gefaßt. Ich habe ſo viel erduldet, daß nichts mich mehr überraſcht. Sprechen Sie alſo! Iſt es das?

Nein, Majeſtät, das iſt es nicht, ſeufzte Graf Neipperg. Ich hoffe noch immer, daß die edle und erhabene Stirn Ew. Majeſtät, welche ſo würdig iſt einer Kaiſerkrone, mindeſtens mit einer Herzogskrone ſich ſchmücken wird, und mehr als Jemals hängt dies jetzt von dem Willen und den Entſchlüſſen meiner erhabenen Herrin ab. Beweiſen Sie es, daß Sie mit der Vergangenheit gebrochen haben, geben Sie jetzt vor aller Welt ein Zeugniß, daß die Bande, welche Sie einſt, den Befehlen des Kaiſers Ihres Vaters gehorſam, ſchließen mußten, jetzt für immer zerriſſen ſind, und daß Sie dieſelben niemals wieder anknüpfen wollen,

und man wird der Tochter des Kaiſers von Oeſterreich, der heimgekehrten deutſchen Fürſtin, jetzt freudig und bereitwillig die Krone von Parma, die allein ihr beſcheidener Sinn erſtrebt, darreichen. Oh, Fürſtin, ich beſchwöre Sie, haben Sie den Muth, feierlich vor ganz Europa mit Ihrer Vergangenheit zu brechen, und Alles wird gut werden, und der geſegnete Hafen der Ruhe, des Friedens wird ſich endlich Ihnen öffnen.

Graf, fragte Marie Louiſe bleich und zitternd vor innerer Aufregung, was iſt geſchehen? Sagen Sie es mir ſchnell, ohne Umſchweife! Ich will es wiſſen!

Wohlan Majeſtät, Sie ſollen es erfahren, ſagte Graf Neipperg, und dicht zu der Kaiſerin herantretend, und ihr mit einem unausſprechlichen Ausdruck tief und lange in das erregte Antlitz ſchauend, ſagte er leiſe: Napoleon iſt von Elba entflohen!

Marie Louiſe ſtieß einen lauten Schrei aus, eine dunkle Purpurröthe flog über ihr Antlitz hin, ein freudiger Glanz ſtrahlte in ihren Augen auf, ein glückliches Lächeln umſpielte ihre Lippen. *)

---

*) Ueber die aufrichtige Freude, die Marie Louiſe bei der erſten Nachricht von der Flucht Napoleons äußerte, berichtet Gneiſenau an die Prinzeſſin Louiſe Radziwill. Siehe: Pertz, Bd. IV.

Er iſt entflohen, rief ſie, er iſt wieder frei, er iſt wieder der Kaiſer! Wohin iſt er gegangen? Oh, ſagen Sie mir, wo iſt Napoleon?

Niemand weiß das bis jetzt, ſagte Neipperg mit trauriger Stimme. Niemand weiß, wohin der Kaiſer ſich gewandt hat und was er unternehmen wird.

Oh, ich weiß es, rief Marie Louiſe mit blitzenden Augen und einem ſeligen Lächeln. Ich weiß, wohin Napoleon ſich wenden und was er unternehmen wird! Nach Frankreich wendet ſich ſein heldenkühnes Herz, nach Paris wird er gehen und den König wieder verjagen, und wird wieder Kaiſer von Frankreich werden. Oh, und dann wird er mich wieder zu ſich rufen, und ich werde wieder Kaiſerin von Frankreich ſein, und die Fürſten, die jetzt in ihrem Hochmuth ſo ſtolz mir gegenüber ſtehen, die werden ſich wieder vor mir beugen! Oh, mein Gott, mein Gott, ich danke Dir, Du haſt meine Gebete erhört, Du haſt mir endlich Erlöſung geſandt! Napoleon iſt wieder da, er wird mich wieder zur Kaiſerin machen, und mein Sohn, mein armer geliebter, kleiner Napoleon, dem man ſeinen Rang, ſeinen Titel, ja ſogar ſeinen Namen rauben wollte, er wird jetzt wieder der König von Rom werden, und freudig und ſtolz kann ich es aller Welt ſagen: er heißt wie

ſein Vater, er heißt Napoleon! — Oh, Graf, freuen Sie ſich doch mit mir, Sie, der Sie ſo oft mir geſchworen haben, daß Sie Antheil nähmen an meinem Mißgeſchick, freuen Sie ſich jetzt mit mir meines Glückes, und — Aber wie, unterbrach ſie ſich auf einmal ſelbſt, Sie ſehen bleich aus, Sie, — mein Gott, ich glaube, Sie weinen ſogar?

Ja, rief der Graf, in heftiger Bewegung ſeine Hände an ſeine Bruſt drückend, ja ich weine, und da drinnen in meiner Bruſt wühlen unſägliche Schmerzen. Oh Thor, erbarmungswürdiger Thor der ich war, von einem Glück, einem Paradieſe zu träumen, für mich zu träumen! Das Schickſal ſtraft mich für meine Vermeſſenheit, und weil mein ſündiges Herz gewagt hat zu hoffen, wird es zerſchmettert. Ich hatte Strafe verdient und ich habe ſie empfangen, denn ich bin Zeuge geweſen von der Freude Ew. Majeſtät. Jetzt habe ich nichts mehr zu ſagen, darf ich nichts mehr ſagen; von dieſer Stunde an habe ich nicht mehr das Recht, vor Ew. Majeſtät zu erſcheinen, denn Sie werden mich wieder haſſen, wieder Ihren Feind nennen. Leben Sie alſo wohl, Majeſtät, leben Sie ewig wohl! Oh, könnte ich mein Herzblut zu Ihren Füßen hinſtrömen, um Ihnen zu beweiſen, daß Sie nie einen

treuern, ergebeneren Diener gehabt haben, als ich es bin, oh könnte ich für Sie in den Tod gehen! Aber das Schicksal hat mir diese letzte Gnade versagt, ich darf nicht einmal zu Ihren Füßen sterben. Leben Sie also wohl, und möge Gott mir gnädig sein, möge er mir eine mitleidige Kugel senden, die mich erlös't!

Er stürzte zu der Kaiserin hin, und in gewaltiger Bewegung vor ihr niedersinkend, umklammerte er ihre Füße, lehnte er sein Haupt an ihre Kniee und küßte mit glühender Inbrunst ihr Gewand. Dann sprang er empor, und ohne ein weiteres Wort, einen weitern Blick eilte er nach der Thür hin.

Aber Marie Louise eilte ihm nach, sie legte ihre Hand auf seinen Arm, und zog ihn von der Thür zurück.

Wo wollen Sie hingehen? fragte sie mit bebenden Lippen. Warum sagen Sie mir Lebewohl?

Weil ich Wien verlasse, und zur Armee abgehe, sagte er fast trotzig.

Zur Armee? fragte Marie Louise athemlos. Soll denn der Krieg auf's Neue beginnen?

Ja, rief Neipperg mit wilder Freude, ja der Krieg soll auf's Neue beginnen! Die Monarchen haben geschworen, nicht eher das Schwert wieder in die Scheide

zu ſtecken, bis die Welt für immer von Bonaparte befreit iſt. Schon ſprengen die Couriere und Staffetten nach allen Seiten hin, um den Armeen der Verbündeten, welche Alle ſchon auf dem Rückmarſch von Frankreich waren, den Befehl zu bringen, umzukehren und wieder vorwärts zu rücken an die Grenzen Frankreichs. Ja, Gott ſei gelobt und geprieſen, die Monarchen ſind einig, ſie haben den Krieg beſchloſſen, ſie haben geſchworen, die Waffen nicht eher wieder niederzulegen, als bis ſie die Welt für immer von dem Ungeheuer befreit haben, welches, nachdem es ſchon das Blut von Millionen Männern vergoſſen hat, noch nicht zufrieden iſt, den erſchöpften Nationen noch nicht den Frieden gönnen will.

Und das wagen Sie mir zu ſagen? rief Marie Louiſe mit blitzenden Augen. In meiner Gegenwart wagen Sie es, meinen Gemahl, den heimgekehrten Kaiſer zu ſchmähen?

Ja, das wage ich, ſagte Neipperg, ſie mit ſtolzem trotzigem Blick anſchauend. Für mich iſt Bonaparte nicht der heimgekehrte Kaiſer, ſondern ich ſage von ihm, was heute Morgen der Kaiſer Franz ſagte, als Fürſt Metternich ihm die Nachricht von der Flucht Napoleons

brachte: „er iſt ein Abenteurer, der jetzt ſeine letzte Rolle ſpielt.“

„Oh, mein Gott, murmelte Marie Louiſe, ſchweigen Sie doch! Gönnen Sie mir doch die Hoffnung auf die Zukunft.

„Nein, rief Neipperg, mit einem grauſamen Lächeln, nein, ich will nicht ſchweigen. Sie haben vorher kein Erbarmen mit mir gehabt, jetzt will ich auch keins haben. Sie haben vor mir gejubelt über die Rückkehr Napoleons, jetzt ſollen Sie auch von mir den Jubel über das Ende dieſes Abenteurers hören müſſen. Und ich ſage Ihnen, Madame, dieſes Ende wird anders ſein, wie Bonaparte in ſeinem ſtolzen Hochmuth es vermeint, es wird den ſchmachvollſten Fluch an ſeiner Stirn tragen, den Fluch der Lächerlichkeit! Statt daß man bisher den geſtürzten Kaiſer bewunderte und faſt beklagte, wird man von jetzt an den flüchtigen Abenteurer, welcher mit ſeinen tollen Theatercoups Fiasco macht, verlachen und verhöhnen, und er wird für ganz Europa die Zielſcheibe des Spottes, der Bosheit und des Witzes werden. Ew. Majeſtät ſagen, Napoleon werde ſich nach Paris wenden, nach Frankreich gehen. Nun wohl, möge er es thun! Das franzöſiſche Volk wird ihn mit Verwünſchungen empfangen, die Armee,

welche mit enthusiastischer Liebe an dem guten König hängt, dem sie Treue geschworen, die Armee wird ihm ihre Waffen entgegenstrecken, und sich nicht noch einmal von den leeren Versprechungen des Mannes verlocken lassen, der seit zwanzig Jahren sie von Krieg zu Krieg geschleppt hat, indem er immer versicherte, daß er nur den Frieden begehre und erkämpfe. Frankreich war gefaßt auf solchen Handstreich des Abenteurers Napoleon, und es ist bereit, ihn mit Gewalt zurückzuweisen. Schon seit Wochen ist die ganze Küste Frankreichs mit einem starken Militair-Cordon besetzt, und mächtige Kriegsschiffe kreuzen unfern der Ufer. Kein Schiff, kein Boot kann unbemerkt sich Frankreich nähern, und wenn Napoleon mit seinen hundert Garden und drei Schiffen daher kommt, wird das Hohngelächter, welches ihn von den französischen Schiffen und von dem Ufer her empfängt, ihm besser als rollende Kanonenkugeln das Scheitern seines abenteuerlichen Kaiserunternehmens anzeigen. Aber nehmen wir an, daß es ihm gelingt zu landen, daß er unter einer Verkleidung den Boden Frankreichs betritt, daß er einige Abenteurer findet, welche sich ihm anschließen, so wird doch die ganze Nation sich wider ihn erheben, und auf ihre Wittwen und Waisen zeigend, wird sie rufen: wir wollen

Dich nicht, Dich, den Mörder unſerer Söhne und Männer, wir verwünſchen Dich, den Menſchenſchlächter! Wir wollen Frieden, Frieden, und den giebt und erhält uns unſer König. Hebe Dich weg von uns! Frankreich verwirft den Tyrannen, der es ſo lange unterjocht, ſo lange ſeine Freiheit unterdrückt hat. Frankreich will frei ſein, und es ſchaudert zurück vor Deiner beſpottenen Hand!“

„Nein, rief Marie Louiſe trotzig, nein, Sie irren ſich, mein Herr! Frankreich wird des Ruhmes gedenken und der Siege, mit welchen der Kaiſer es wie mit einer Glorie umſtrahlt hat; Frankreich wird der Liebe gedenken, welche ſein großer Kaiſer ihm ſtets bewieſen hat, und es wird ihm ſeine Arme entgegenſtrecken, und wird ihn jubelnd willkommen heißen, und ihn anerkennen als ſeinen Kaiſer!“

„Nun wohl, nehmen wir an, daß es ſo ſei, ſagte General Neipperg, glauben wir, daß die Hoffnungen Eurer Majeſtät ſich verwirklichen, daß Napoleon's abenteuerliches Unternehmen von Erfolg gekrönt wird, der ſich wieder zum Kaiſer von Frankreich erhebt. Sein erſter Schritt auf dem Thron iſt für ganz Europa eine Kriegserklärung und alle Mächte ſind entſchloſſen, dieſe Kriegserklärung anzunehmen und den Friedensſtörer zu

bekämpfen auf Leben und Tod. Schon haben die Regenten von Oesterreich, Rußland, England und Preußen sich hier zum neuen Kampf verbündet, schon rufen sie ihre Heere, und jubelnd werden ihre Soldaten zu den Fahnen eilen und wilder hinziehen nach Frankreich. Und inmitten dieser Heere, die volk Siegesmuth von allen Seiten herbeistürmen, steht Napoleon allein, ohne Bundesgenossen, ganz Europa gegen sich gewaffnet. Wird er die Kraft haben, er mit seinem geschwächten Heer, das den Glauben an seine Unüberwindlichkeit und das Glück des Kaisers schon auf den Schneefeldern von Rußland eingebüßt hat, wird er die Kraft haben, den Armeen aller europäischen Mächte die Stirn zu bieten? Maria Louise senkte traurig ihr Haupt. Ich sehe wohl, seufzte sie, er ist verloren.

Ja, rief General Neipperg triumphirend, ja er ist verloren. Zum zweiten Mal werden wir ihn vernichten, zum zweiten Mal werden wir ihn herabstürzen von seinem geraubten Thron, zum zweiten Mal werden wir ihn seines Theaterputzes, seiner Kaiserkrone und seines Kaisermantels entkleiden. Aber dies Mal wird man weniger großmüthig, weniger respectvoll sein. Vor einem Jahr war Napoleon noch der Kaiser, welchen man besiegt hatte und dem man Rücksicht schuldig zu

sein glaubte, jetzt wird er ein gefangener Abenteurer sein, den man verurtheilt und richtet.

„Sie wollen ihn hinrichten?“ rief Marie Louise entsetzt.

„Nein, sagte Neipperg ruhig, nur zu leben, ein Leben der Demüthigung, der Erniedrigung, des Hohns und der Schande. Verbannt auf irgend eine wüste Insel im Ocean, oder in einem Käfig umhergeführt, um den Völkern gezeigt zu werden als die Geißel Gottes, die einst gesandt worden, um die Völker zu strafen, die Gott abermals bei Seite geworfen hat. Er wird bei Gott und Menschen kein Erbarmen finden, er wird allein sein, ganz allein. Doch nein, ich irrte mich, seine Gemahlin wird bei ihm sein und auch sein Sohn. Sie werden seine Schmach, seine Demüthigung mit ihm theilen, sie werden mit ihm in der Wüste des Weltmeers oder im Gefängniß leben. Oh, Marie Louise wird sich unsterblich machen, und wenn man auch dereinst von ihr sagen wird: „sie war eine schlechte Patriotin, denn sie verrieth ihr deutsches Vaterland, sie war eine unbändige Tochter, denn sie verließ ihren Vater“, so wird man doch bewundernd hinzusetzen: „aber sie war eine treue Gattin, denn sie folgte dem Feind ihres Vaterlandes, ihres Hauses in das Elend und die Schande, sie bewunderte ihn, obgleich ganz Europa ihn verabscheute, sie liebte ihn, sie

gleich Er sie selber niemals geliebt, ihr immer die Treue gebrochen und es ihr nie vergeben hat, daß sie ihm nicht nach Elbe gefolgt wäre, sondern diese Ehre seinem Geliebten überlassen hatte? — Oh, zu denken, daß Marie Louise, meine Herrin, die geliebte Tochter ihres Vaters, die vom Oesterreich angebetete deutsche Fürstin, daß diese edle, stolze, tugendhafte Frau dazu verurtheilt ist, an der Seite eines corsischen Abenteurers durch die Welt zu ziehen ohne Heimath, ohne Vaterland, ohne Namen und ohne Ehre! Denn täuschen Sie Sich nicht, Fürstin, an dieser Stunde hängt ihre ganze Zukunft, in dieser Stunde entscheiden Sie über den Rang, den Sie künftig in der Welt einnehmen, den Sie Ihrem Sohne geben wollen!

Was sagen Sie? fragte Marie Louise entsetzt. Wie kann ich jetzt entscheiden über meine Zukunft, ich, eine arme, willenlose Frau?

Sie sollen in dieser Stunde einen Willen haben, sagte Neipperg feierlich. Ihr Herr Vater, der Kaiser, ermächtigt Sie dazu, Fürstin, ich komme im Auftrag des Kaisers. Er legt Ihre Zukunft in Ihre Hand, und gleich den Monarchen von Rußland und Preußen, gleich ganz Europa, wartet er auf Ihre Entscheidung. Die Mächte haben sich vereint zum Kriege gegen Na-

poleon, und in diesem großen europäischen Kriege wollen und dürfen sie keine Neutralität dulden. Wer mit Napoleon geht, der ist ihr Feind, den sie angreifen; wer wider ihn ist, der ist ihr Bundesgenosse, den sie beschützen und für dessen Wohlfahrt sie sorgen. Sie sorgen jetzt die einstige Kaiserin von Frankreich, die einstige Gemahlin Napoleons, auf welche Seite sie sich stellen will, — auf die Seite Napoleons, oder auf die Seite der Verbündeten? Auch für Sie ist die Zeit der Neutralität vorüber, und auch Sie müssen vor ganz Europa sich offen erklären. Wollen Sie zu Napoleon stehen, wohlan, dann kann Kaiser Franz gestattet es Ihnen, er will die Feindin Deutschlands nicht mehr zwingen, sich seine Tochter zu nennen und in seinem Hause zu wohnen.

Das heißt, er will mich verstoßen, rief Marie Louise entsetzt.

Das heißt, er gestattet Ihnen mit Ihrem Sohne zu Ihrem Gemahl zurückzukehren, und er wird vergessen, daß die Gemahlin des Abenteurers Napoleon einst seine Tochter war und daß er ihrem Sohn ein seinen Enkel geliebt hat. Die Monarchen, welche sich einst für die Tochter des Kaisers Franz, für die deutsche Erzherzogin, die [illegible] Kaiserin begeisterten,

und ihre Zukunft sichern, und sie zur Souverainin eines schönen und reichen Herzogthumes machen wollten, die Monarchen geben es auf, für Diejenige zu sorgen, welche sich laut zu ihrer Feindin bekannt, und einem Manne anhängt, welcher der Feind Deutschlands, der Feind ganz Europa's ist; sie ziehen ihre Hand zurück von der Gemahlin Napoleons, und sie mag sein Loos mit ihm theilen, aber nimmer wird sie Herzogin von Parma werden, nimmer wird sie als Erzherzogin von Oesterreich in die Staaten ihres Vaters zurückkehren dürfen.

Oh Gott, Gott, schrie Marie Louise in Todesangst, was soll ich denn thun, um dies Unheil von mir abzuwenden? Was kann ich beginnen, um meinem Vater, um den Monarchen zu beweisen, daß ich nicht eine Feindin meines Vaterlandes und meines Kaisers bin?

Madame, ich sagte Ihnen erst, was der Kaiser von Oesterreich, was die Verbündeten thun werden, wenn Sie Sich auf Napoleon's Seite stellen wollten. Es bleibt mir noch übrig zu sagen, was sie thun werden, wenn Sie sich als deutsche Prinzessin, als Erzherzogin von Oesterreich, als die Tochter Ihres kaiserlichen Vaters offen und frei zu den Alliirten, zu den Gesinnungen Ihres Vaters, Deutschlands und ganz Europa's

kehren wollen. Geben Sie ihr Zeugniß, daß Sie hier sind, sagen Sie sich feierlich los von Napoleon, und der Kaiser, Ihr Vater, wird Sie mit Thränen des Entzückens in seine Arme schließen und es wird Ihren Sohn als seinen Enkel segnen und schützen, und Sie Beide lieben und heilig halten. Sagen Sie Sich heute, in dieser Stunde los von Napoleon, und die Monarchen und alle Mitglieder des Congresses werden morgen schon in feierlicher Sitzung es für ihre erste, ihre heiligste Pflicht erachten, die Zukunft der Großherzogin Marie Louise zu sichern; sie werden Sie einstimmig und unabänderlich zur Herzogin von Parma erklären, und morgen schon wird Marie Louise die freie, selbstständige und unabhängige Souverainin eines Herzogthums, gesichert gegen alle Wechselfälle des Schicksals, sein.

Und mein Sohn? fragte Marie Louise lebhaft.

Der Kaiser von Oesterreich wird seinem Enkel, dem er die Erbfolge in Parma nicht zugestehen darf, eine glänzende Dotation in Böhmen geben, und ihm den Titel eines Herzogs von Reichstadt verleihen, wie er es bereits schon früher beschlossen hat.

Aber wie soll ich mich feierlich lossagen von Napoleon, fragte Marie Louise, wie muß ich es anfangen,

damit man mir glaube, daß ich keine ehrgeizigen Wünsche mehr hege und kein Gelüste mehr trage nach der französischen Kaiserkrone?

Setzen Sie Sich dort an Ihren Schreibtisch, Madame. Schreiben Sie ein kurzes, zärtliches Billet an den Kaiser, Ihren Vater. Schreiben Sie Sr. Majestät, daß Sie ihn bitten, was auch Napoleon fordern möge, Sie und Ihren Sohn unter keiner Bedingung wieder an ihn auszuliefern. Versichern Sie ihn mit heiligem Schwur, daß Sie dem Unternehmen Napoleons ganz fremd sind, daß Sie nichts gewußt haben von seinen Plänen und stellen Sie Sich und Ihren Sohn unter den Schutz des Kaisers und seiner Alliirten.

Warten Sie, rief Marie Louise, zu ihrem Schreibtisch stürzend und sich vor demselben niederlassend, wiederholen Sie mir das noch einmal, sagen Sie mir, was ich schreiben muß. Dictiren Sie mir!

Nun wohl denn, haben Ew. Majestät die Güte zu schreiben: „Mein gnädigster Vater! Noch ganz bewegt und erschüttert von der furchtbaren Nachricht, die ich so eben erhalten, eile ich, Ew. Majestät zu beschwören, mir Ihre Gnade nicht zu entziehen und Ihre unglückliche und gehorsame Tochter nicht von Ihrem Herzen zu

verstehen. Ich schwöre Ew. Majestät, daß ich dem Unternehmen Napoleons ganz fremd bin, nichts gewußt habe von seinen Plänen, und nichts wünsche und begehre, als aus den Händen meines kaiserlichen Vaters allein meine Zukunft zu empfangen. Ich beschwöre Ew. Majestät, mich und meinen Sohn unter Ihre Obhut zu nehmen, und ich stelle mich hiermit feierlich unter den Schutz Ew. Majestät und der alliirten Souveräne. Zugleich ersuche ich Ew. Majestät, meinem mütterlichen Herzen einen Wunsch zu erfüllen, und mir gnädigst zu gestatten, daß ich meinem Sohn das herrlichste und ehrenvollste Geschenk mache, daß ich ihm den Namen seines Großvaters gebe, und ihn von heute an Franz benenne, auch meine Dienerschaft anweise, ihn von jetzt an nicht anders zu benennen. Mögen Ew. Majestät dies als einen kleinen Beweis der treuen und kindlich ergebenen Gesinnung betrachten, mit der ich bin Ew. Majestät ganz gehorsame Tochter

Marie Louise.*)

Ach, rief Marie Louise, nachdem sie zu Ende geschrieben, die Feder bei Seite werfend, jetzt bin ich Herzogin von Parma.

---

*) Ménévat. Memoires. III. 140.

Mit haſtigen Händen faltete ſie das Papier zuſammen und adreſſirte es. Dann ſtand ſie auf, und mit dem Papier in der Hand näherte ſie ſich dem Grafen, der mit ſtrahlendem Angeſicht ihr entgegen ſchauete.

Hier, General, ſagte ſie, mit einem ſanften Lächeln ihm das Billet darreichend, tragen Sie dies Billet zu meinem Vater. Ich ſelber werde ihm ſagen, daß Sie heute den ſchwerſten und größten Ihrer Siege gefeiert haben, den Sieg über ein menſchliches Herz. Sie haben meinem rebelliſchen Herzen eine tüchtige Schlacht geliefert, und zwar mit ſcharfen zweiſchneidigen Waffen, aber Sie haben damit die übermüthige, ehrgeizige Kaiſerin beſiegt, und ſie in eine gehorſame Erzherzogin verwandelt. Sie haben mich beſiegt, General, und dennoch, ja dennoch danke ich Ihnen, und werde dieſer Stunde nie vergeſſen!

Graf Neipperg erwiederte nichts, er kniete vor Marie Louiſe nieder und preßte die Hand, welche ihm das Billet darreichte, an ſeine glühenden Lippen und ſchaute dann zu ihr auf mit einem ſeligen entzückten Ausdruck.

Auch ich werde dieſer Stunde nie vergeſſen, flüſterte er, ſie wird das ſchönſte Beſitzthum meines Lebens bleiben!

„Stehen Sie auf, Graf, sagte Marie Louise herkommen, der Kaiser wird Sie erwarten. Bringen Sie ihm mein Billet.“

Graf Neipperg erhob sich, verneigte sich tief und wandte sich der Thür zu.

„Graf, rief Marie Louise noch ein Wort.“

Sofort wandte der Graf sich um, und kehrte zu ihr zurück.

„Ich bemerke, daß Sie einen schwarzen Flor um ihren Arm tragen, sagte Marie Louise hastig. Sie haben also Trauer? Wer ist Ihnen denn gestorben, und wen haben Sie zu beweinen?“

„Ew. Majestät, sagte der Graf mit seltsam bewegtem Ton, ich erhielt heute Morgen eine ganz unerwartete Nachricht. Ich bin Wittwer, meine Gemahlin ist nach zweitägiger Krankheit plötzlich gestorben.*)“

Marie Louise zuckte zusammen, eine tiefe Purpurgluth flog über ihre Wangen hin, und vor dem glühend auf sie gehefteten Blicke des Grafen schlug sie befangen die Augen nieder.

Graf Neipperg trat noch dichter zu ihr hin, und mit zitternder bewegter Stimme flüsterte er: Ew. Ma-

*) Méneval. Mémoires. III. 211.

jeſtät fragten mich, wer mir geſtorben, und wen ich beweinte. Geſtorben iſt mir die Gemahlin, aber ich beweine ſie nicht, und als ich die Trauerbotſchaft erhielt, jauchzte mein ſündiges Herz, und ich rief freudig: ich bin frei. Mein Herz darf ſein Idol lieben und anbeten, und Niemand darf ſagen, daß meine Liebe ein Verbrechen iſt! Ich bin frei! —

Er neigte ſich auf die Hand Marie Louiſens, drückte einen flammenden Kuß auf dieſelbe, und eilte hinaus.

Marie Louiſe ſchaute lange noch nach der Thür hin, durch welche er verſchwunden war. Dann hob ſie die großen blauen Augen mit einem vorwurfsvollen Ausdruck zum Himmel empor.

Er iſt frei, flüſterte ſie. Er darf lieben ohne Sünde, — aber ich? Oh mein Gott, ich?

III.

Das unterbrochene Fest.

Fünf Tage der Ruhe und des Schweigens waren diesem ersten Donnerschlag des über Europa hereinbrechenden Gewitters gefolgt, und keine weitern Nachrichten von dem Unternehmen Napoleons waren bis jetzt nach Wien gelangt. Dennoch konnte man an der Kunde von der Flucht Napoleons nicht mehr zweifeln, denn an jenem ersten Tage waren noch zwei weitere Couriere von Genua angelangt, und sie hatten die Nachricht bestätigt.

Napoleon hatte wirklich Gelegenheit gefunden, der Wachsamkeit der englischen Schiffe zu entgehen und die Insel Elba zu verlassen. Freilich war der Commodore Sir Colin Campbell in der letzten Zeit mit ganz andern Dingen beschäftigt gewesen, als mit der Bewachung Napoleons, und statt den Blick auf Elba geheftet zu

halten, hatte er ihn nach Livorno hingewandt, nach Livorno, wo die Frau jetzt weilte, welche er liebte, nach Livorno, wo die schöne Gräfin Ildefonse wohnte, und Sir Colin Campbell zu sich lockte mit ihrem bezaubernden Angesicht. Der Commodore hatte nicht die Kraft gefunden, den Liebesblicken der Zauberin zu widerstehen, und statt mit seinem Schiff die Insel Elba zu bewachen, hatte er es immer wieder nach Livorno gelenkt, um dort in den Zaubergärten seiner Armida alles Andere zu vergessen, außer seine Liebe. *)

Diese häufige Abwesenheit von den Küsten Elba's hatte die Flucht des Kaisers außerordentlich begünstigt, und es ihm möglich gemacht, die hohe See zu erreichen, ohne von irgend einem Unfall aufgehalten zu werden.

Das waren die Nachrichten, welche die beiden andern Couriere von Genua nach Wien gebracht, und welche wie ein Blitz in allen Gemüthern gezündet hatten. Jedermann kannte jetzt die große, welterschütternde Neuigkeit, Jedermann war in lebhafter Spannung die weitere Entwickelung dieses großen Drama's, das Napoleon der Welt darstellen wollte, zu schauen, und mit

*) Memoires du Duc de Rovigo. VII. S. 350.

glühender Neugierde wandten sich aller Blicke dem Kaiserhofe zu, suchten sie in den Angesichtern der Monarchen und der Diplomaten den Eindruck zu lesen, den das große Ereigniß auf sie gemacht.

Aber der Kaiserhof bot immer noch das Bild des sorglosen Glückes, der ungetrübten Festlichkeit dar, und immer noch schienen die Monarchen und Diplomaten nur darauf bedacht, ihre „Ferien in Wien" möglichst heiter und in glänzender Festlichkeit zu durchjubeln. Nichts hatte sich daher geändert in der Physiognomie des Congresses und der Gesellschaft.

Am Abend des Tages, an welchem die Nachricht von der Flucht Napoleons in Wien eingetroffen, hatte wirklich das von der Kaiserin veranstaltete Fest stattgefunden, und die Gräfin Edmonde von Perigord hatte wirklich, wie ihr Talleyrand das am Morgen prophezeihte, als junge Debütantin in dem Vaudeville, „der unterbrochene Tanz" einen glänzenden Triumph gefeiert. Der Theater-Aufführung war ein Ball gefolgt, und man hatte sich dem Tanz und den Vergnügungen des Abends mit derselben sorglosen Heiterkeit hingegeben, mit der man bis hieher jeden Tag hatte scheiden, jeden neuen Tag hatte kommen sehen.

Das Publikum sah nur die Oberfläche, nur den

heitern Schein. Niemand konnte das Geheimniß der Conferenzen durchdringen, Niemand konnte Nachricht geben von dem, was Talleyrand, der Minister Frankreichs täglich mit den Ministern von Oesterreich, Preußen, Rußland und England besprach und verabredete.

Die Diplomaten beobachteten ein tiefes Schweigen, sie legten den sternfunkelnden Schleier der Feste und Zerstreuungen über ihre ernsten Angesichter, sie bewiethen sich in der Stille, und vergnügten sich vor aller Welt.

Fünf Tage also, wie gesagt, waren vergangen seit jenem ersten Blitzstrahl, der von Elba herübergeflammt war, und noch immer waren keine weitern Nachrichten angelangt.

Man schien also in Wien ganz heiter und unbesorgt zu sein und vielleicht um der Welt zu beweisen, daß man es sei, hatte Fürst Metternich für heute, den zwölften März, ein großes glänzendes Ballfest arrangirt.

Alle diese glänzenden Säle waren heute wieder festlich decorirt und leuchteten wieder im Glanz der Lichter, der Spiegel und der Goldverzierungen, und lächelnd, ruhig und heiter wie immer, durchschritt Fürst Metternich in seiner goldgestickten Staatsuniform, die Brust bedeckt mit funkelnden Orden, die Säle, mit liebenswürdiger Aufmerksamkeit seine Gäste empfangend. Er hatte

wieder die ganze glänzende hocharistokratische Gesellschaft eingeladen, welche sich täglich hier und dort in den Sälen, oder in den Kaiserzälen zusammentraf. Alle Diplomaten des Congresses, der ganze hohe Adel, alle in Wien anwesenden Fürsten hatten von Metternich zu dem heutigen Ballfest eine Einladung erhalten, und sie angenommen. Kaiser Franz mit seiner Gemahlin und seinem ganzen Hof hatte sein Erscheinen zugesagt, der König von Preußen hatte durch seinen General-Adjutanten dem Fürsten seinen Besuch anmelden lassen und der König von Baiern war seinem Beispiel gefolgt. Insonnamt wollte der Welt Zeugniß geben von dem guten Einvernehmen, welches unter den Mächten herrschte, von dem freudigen Zusammengehen und Zusammenstimmen mit dem österreichischen Minister, dem Präsidenten des Congresses.

Fürst Metternich aber sollte heute noch eine andere Genugthuung empfangen. Er hatte sich wohl gehütet, den Kaiser von Rußland oder irgend ein Mitglied der kaiserlichen Familie einzuladen, er hatte es sogar vermieden, an die russischen Großen seine Invitationen zu senden. Sie waren bei seinem letzten Ballfeste trotz der angenommenen Einladung nicht erschienen, weil Kaiser Alexander sein Kommen verwehrt hatte. Fürst

Metternich wollte also ihnen und sich einen abermaligen Verdruß ersparen, und da er den Kaiser Alexander nicht eingeladen wußte, hatte er den Russen überhaupt keine Einladung mehr gesendet.

Aber auf einmal öffneten sich die Thüren des ersten Salons, und man sah da die Kaiserin Elisabeth, die Großfürstin Katharina in reichen, glänzender Toilette, strahlend von Brillanten, neben ihnen den Kaiser Alexander in der Uniform seines österreichischen Regiments und hinter ihm das glänzende Gefolge der Hofdamen, Generäle und Adjutanten des Kaisers.

Fürst Metternich war eben, in der Mitte des zweiten Salons stehend, mit dem König von Preußen und dem Herzog von Wellington in einem lebhaften Gespräch begriffen, und ganz zufällig richtete sich seine Blick nach dem ersten Salon hin, da sah er durch denselben einherschreiten die hohe, glänzende Gestalt des Kaisers Alexander, neben ihm die beiden Damen, welche ihm entgegenschauten mit einem holden, gütigen Lächeln.

Fürst Metternich unterbrach sich mitten in einem angefangenen Satz, sich vor dem König Friedrich Wilhelm verneigend und um Entschuldigung bittend, eilte er dem Kaiser entgegen.

Alexander trat rascher, den Damen vorauseilend, auf ihn zu und reichte ihm mit einem freundlichen Kopfneigen die Hand dar. Fürst Metternich, sagte er laut genug, um von der lauschenden, athemlosen Gesellschaft verstanden zu werden, Fürst Metternich, ich komme mit meinen Damen, um mir mit ihnen Entschädigung zu suchen für das vorige Ballfest, bei dem wir nicht gegenwärtig waren. Aber werden Ihnen auch die ungebetenen Gäste willkommen sein?

Sire, rief Metternich mit strahlendem Angesicht, ich finde keine Worte, um Ew. Majestät zu danken für die gnädige Auszeichnung, die Ew. Majestät mir widerfahren lassen, und ich bin noch so berauscht davon, daß ich kaum weiß, ob ich wache oder ob dies nur ein goldener Feentraum ist.

Oh, ich dächte, der Herr Bonaparte hat uns schon einmal wieder aus allen Feenträumen aufgeschreckt, rief Alexander, und wir, Metternich, wir wollen jetzt zusammen wachen und handeln. Alles sei vergessen, und so lange wir leben, soll von diesem Gegenstand, der uns veruneinte, niemals wieder die Rede sein. Wir haben jetzt wichtigere Dinge zu thun, Napoleon ist zurückgekehrt, und unsere Allianz muß fester sein, denn je.*)

*) Alexander's eigene Worte. Siehe: Memoiren des Freiherrn von Wolzogen. S. 280.

Nicht wahr, wandte er sich dann mit einem sanften Lächeln an den Kaiser von Oesterreich, der eben zu ihnen trat, jetzt sind Sie mit mir zufrieden, und es freut Sie, mich mit dem Fürsten Metternich wieder ausgesöhnt zu sehen?

Sire, sagte der Kaiser Franz, indem er seine Hand auf die Hand des Kaisers legte, lassen Sie mich, wie der Schiller in seinem Gedicht sagt, lassen Sie mich in Ihrem Bunde der Dritte sein!

Und ich? fragte der König von Preußen, zu ihnen tretend, soll ich nicht auch meinen Theil haben an diesem Bunde und diesem Handschlag?

Ach, Sire, rief Alexander, Sie haben Theil an allem Guten, Edlen und Großen, und wenn Sie zu uns stehen, wird uns auch Segen und Erfolg nicht fehlen, denn über Ihnen wacht der Genius, der unsere Schwerdter segnet, der Genius Louise! — Aber wir vergessen, daß wir zu einem Feste und nicht zur Conferenz versammelt sind, und daß wir das Wort des Fürsten Ligne immer noch bewahrheiten müssen: „A Vienne l'unique affaire est, de traiter le plaisir.“

Und jetzt schien sich die ganze glänzende und auserlesene Gesellschaft ganz und gar nur noch dieser einzigen Angelegenheit, dem Vergnügen, hinzugeben. Ueberall

begegnete man nur heitern, frohen Gesichtern, überall lachte und scherzte man, und als endlich in dem großen glänzenden Tanzsaal die Musik begann und ihre heraufschauenden, jubelnden Klänge ertönen ließ, sah man bald die Fürsten und Diplomaten mit den reizenden Damen im Tanz dahin schweben.

Freilich bildeten sich auch hier und da einzelne Gruppen, in denen man nicht bloß schäkerte und lachte, freilich begegnete man unter dieser glänzenden frohlockenden Menge auch zuweilen bedenklichen Gesichtern, und manches ernste Gespräch wurde sich, begleitet von den schmetternden Tönen der Musik in den Tanzsaal wagen.

Hier und da in den Fensternischen standen die Diplomaten und Staatsmänner bei einander, die Zukunft mit einander berathend und immer wieder zurückkommend auf die große Frage, auf welche man noch immer keine Antwort wußte, die große Frage: wohin ist Napoleon gegangen? Wo wird er landen?

Er wird nicht nach Frankreich gehen, sagte Talleyrand, welcher hier drüben mit dem König von Baiern und dem Staatskanzler von Hardenberg in der Fensternische stand.

Wohin er auch gehen möge, rief der König von Baiern, wo er auch den Heereszug wieder beginnen

mögen, ich werde zu den Musikern gehören, welche ihm aufspielen.*)

Und ich denke, wir werden mit dem Herrn Bonaparte den Rubrans tanzen, sagte Hardenberg lächelnd. Aber was ist das? Sehen Ew. Majestät nur, mit welcher Lebhaftigkeit der Kaiser Franz sich zu dem Kaiser Alexander nähert, während Fürst Metternich zu dem König von Preußen hineilt. Es muß Etwas geschehen sein, irgend eine Nachricht —

In diesem Augenblick näherte General Hardegg sich den Herren.

Sire, sagte er, sich dem König von Baiern zuwendend, Sire, so eben sind zwei Couriere aus Frankreich angelangt, der eine an den Fürsten Metternich, der andere an den Kaiser Alexander. Sie bringen Beide dieselbe Nachricht: Napoleon ist in Frankreich gelandet.

In Frankreich, rief der König, und weiß man, wo er gelandet ist?

Ja, Sire, ungefähr auf derselben Stelle, an welcher er aus Aegypten heimkehrend, landete: bei Cannes ist Napoleon an das Land gestiegen und als er den Fuß

*) Ménéval: Mémoires. III. 152.

auf den Boden Frankreichs setzte, war sein erstes Wort: der Wiener Congreß ist aufgehoben.*)

Und wie hat die Bevölkerung ihn empfangen?

Eine, wie man sagt, mit wahrem Enthusiasmus!

Ach, ich muß die Herren sprechen, rief der König, rasch aus der Fensternische hervortretend und zu den Monarchen hineilend, welche in der Mitte des Saals standen und lebhaft mit einander sprachen.

Die lustige Tanzmusik rauschte noch immer, die Paare hatten sich bis jetzt in wirbelnden Kreisen gedreht. Aber jetzt auf einmal war es, als ob ein Zauber-mantel sie Alle bannte, jetzt auf einmal verstummte das heitere Geplauder, verblich das Lächeln auf allen Gesichtern. Mit erschrockenen Blicken schaute man einander an, die zitternden Lippen flüsterten: er ist in Frankreich!

Die Musik jauchzte und klang immerfort und rief mit ihren jubelnden Tönen die Ballgäste zum Tanz. Aber die Paare standen wie gefesselt da und der Raum für die Tanzenden blieb leer. Alle Gesichter waren bleich und entsetzt, es schien, als sei ein Gespenst durch den glänzenden Ballsaal dahingegangen und habe Alles angehaucht mit seinem eisigen Todesathem; selbst die

*) Comte de la Garde: Mémoires. IV. 124.

Lichter auf den Kronleuchtern ſchienen trüber zu brennen, die Diamanten der Damen matter zu funkeln, und die Muſik ſchien Allen nur noch entgegenzukreiſchen: „Napoleon iſt in Frankreich!“

Niemand mochte mehr tanzen nach dieſer fürchterlichen Muſik. Sie ſchmetterte an Aller Ohren wie die Drommete des jüngſten Gerichtes.

Endlich, da die Muſici ſahen, daß ihre Klänge vergeblich die Tänzer lockten und riefen, endlich verſtummten auch ſie, und bei dieſem unerwarteten, überraſchenden Schweigen hörte man die Stimme des Kaiſers Alexander, welcher, Talleyrand gegenüber ſtehend, ſoeben zu dieſem ſagte: ich hatte es Ihnen vorher geſagt, daß die Dinge nicht lange ſo fortgehen könnten, und daß Napoleon nicht, wie Sie meinten, ein todter Mann ſei.*)

Talleyrand, bleich und ſichtbar erſchüttert, verneigte ſich, und fand kein Wort der Erwiderung.

Alexander wandte ſich von ihm und zu dem Kaiſer Franz hintretend, flüſterte er: jetzt iſt es Zeit, daß wir uns öffentlich gegen Napoleon ausſprechen. Ein Glück, daß Ihre Frau Tochter ſich feierlich für uns erklärt, und Bonaparte entſagt hat. Wir haben alſo keine

*) Comte de la Garde. IV. 123.

Rücksicht zu nehmen. Die Herzogin von Parma wird uns nicht zürnen, wenn wir den Bannstrahl gegen Bonaparte schleudern. Sind Ew. Majestät nicht auch der Meinung, daß wir jetzt sprechen müssen?

Ja, sagte Kaiser Franz gelassen, das Gewitter muß losbrechen. Der Bonaparte hat geblitzt, jetzt wollen wir donnern, und ganz Europa soll uns vernehmen Kommen Sie, Sire.

Er nahm den Arm Alexanders, und verließ, gefolgt vom Fürsten Metternich den Saal. In diesem Moment sah man den König Friedrich Wilhelm dem Herzog von Wellington und dem Staatskanzler von Hardenberg mit der Hand einen Wink geben, und sich dann auch der Thür zuwenden. Die beiden Herren folgten ihm und entfernten sich mit ihm, und jetzt schlich auch Talleyrand mit seinen französischen Begleitern leise und schnell von dannen, und hier und dort sah man jetzt auch andere Diplomaten durch die Säle dahin schlüpfen und dem Ausgang zueilen.

Immer stiller, immer leerer ward es in den Sälen, ohne Wort und ohne Gruß eilte man fort, und das Vaudeville, das man an jenem Abend, als die Nachricht von Napoleons Flucht anlangte, zum ersten Mal im Scherz aufgeführt hatte, das Vaudeville: „der unter-

brochene Tanz," es fand jetzt bei der Nachricht von Napoleons Heimkehr nach Frankreich seine zweite Wiederholung, aber sehr im Ernst, und die Gesichter aller der unfreiwilligen Mitspieler waren bleich und verstört.

Der Congreß in Wien, er war von dieser Stunde an wirklich ein „unterbrochener Tanz", und jetzt konnte man nicht mehr sagen: A Vienne, l'unique affaire est de traiter le plaisir!

Napoleon hatte wohl dafür gesorgt, daß man endlich auf dem Wiener Congreß sich auch mit ernsten Dingen beschäftigen mußte, und dem „tanzenden Congreß" hatte er ein Ende gemacht.

Das Gewitter war wieder über Europa heraufgezogen. Napoleon hatte, wie Kaiser Franz sagte, geblitzt, und jetzt mußten die Alliirten den Donner vernehmen lassen.

Dieser Donner erdröhnte am Morgen des dreizehnten März, und in der Nacht des unterbrochenen Ballfestes beim Fürsten Metternich hatten die Alliirten ihn vorbereitet.

Am dreizehnten März erschien die feierliche Proclamation der verbündeten Monarchen, in welcher sie vor ganz Europa Napoleon in die Acht erklärten.

Diese Proclamation lautete:

„Die Mächte, welche den Tractat von Paris unterzeichnet haben, jetzt beim Congresse in Wien vereinigt, und unterrichtet sind von der Entweichung Napoleons, wie auch von seinem Einbruch in Frankreich mit bewaffneter Hand, die Mächte erachten es ihrer Würde und des Interesses der öffentlichen Ordnung wegen für ihre Pflicht, eine feierliche Erklärung abzulegen über die Gefühle, welche dies Ereigniß in ihnen hervorgerufen hat."

„Bonaparte hat durch den Bruch der Convention, welche ihn auf der Insel Elba einsetzte, den einzigen gesetzlichen Anspruch vernichtet, an welchen seine Existenz geknüpft war. Durch sein Wiedererscheinen in Frankreich, das verbunden ist mit Plänen der Verwirrung und des Umsturzes alles Bestehenden, hat er sich selbst des Schutzes der Gesetze beraubt und der ganzen Welt gegenüber an den Tag gelegt, daß man nicht im Stande ist, Ruhe und Frieden mit ihm zu haben."

„Demgemäß erklären die Mächte, daß Napoleon Bonaparte sich außerhalb aller bürgerlichen und gesellschaftlichen Beziehungen gesetzt hat, und daß sie ihn als Feind und Störer des Weltfriedens der öffentlichen

Acht überliefern. Sie erklären zu gleicher Zeit, daß, fest entschlossen, den Tractat von Paris vom dreißigsten März 1814 aufrecht zu halten, sie alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel anwenden wollen, damit der allgemeine Frieden, dieser Gegenstand der Wünsche von ganz Europa, dieses beständige Ziel aller ihrer Arbeiten, nicht auf's Neue gestört werde, und damit er gesichert sei gegen jedes Attentat, das droht, die Völker wieder in die Unordnungen und das Unglück der Revolutionen zurückzustoßen."

„Obwohl innig überzeugt, daß ganz Frankreich, sich um seinen legitimen Herrscher schaarend, diesen letzten Versuch eines verbrecherischen und ohnmächtigen Deliriums unverzüglich in das Nichts schleudern werden, erklären doch alle Souveräne Europa's, daß sie, belebt von denselben Gefühlen, und geleitet von denselben Principien, auf den Fall, daß gegen alle Berechnung aus diesem Ereigniß eine wirkliche Gefahr irgend einer Art entstehen könnte, bereit sein werden, dem König von Frankreich und der französischen Nation, oder jeder anderen angegriffenen Regierung, sobald es gefordert wird, den nöthigen Beistand zu leihen, um die öffentliche Ruhe wieder herzustellen, und gemein-

ſchaftliche Sache zu machen gegen alle Diejenigen, die es verſuchen wollen, ſie zu compromittiren.“*)

*) Fleury de Chaboulon: Mémoires etc. Vol. II. 182.

IV.

Die Siegesbotſchaft.

Tiefe Stille, ununterbrochene Ruhe herrſchte nach wie vor in den Räumen des Schloſſes von Schönbrunn. Einen Moment nur war dieſe Stille von der Nachricht, welche aus Elba und Frankreich herübertönte, unterbrochen worden, dann war wieder Alles ſchweigend und lautlos geworden und keine weiteren Nachrichten waren bis zum Ohr der Kaiſerin gelangt.

Keine einzige franzöſiſche Zeitung durfte mehr die Schwelle des Schloſſes überſchreiten, und die öſterreichiſchen Zeitungen beobachteten ein ſtrenges unverbrüchliches Schweigen über Alles, was in Frankreich geſchah. Der Umgebung Marie Louiſens war es vom Kaiſer Franz ſtreng unterſagt, ihre Gebieterin von den Gerüchten zu unterhalten, welche in Wien courſirten, oder auch nur vor ihr den Namen des Kaiſers Napoleon

zu nennen; und da man wußte, daß es überall auch in Schönbrunn Späher und Aufpasser gab, und da man vor allen Dingen fürchtete, Marie Louise würde das, was man ihr sagen möchte, dem Grafen Neipperg verrathen, hütete man sich wohl, dem Befehl des Kaisers Franz zuwider zu handeln.

Marie Louise wußte daher nichts von all' den Dingen, die man sich in Wien erzählte, sie wußte nur, daß sie jetzt als Herzogin von Parma, Piacenza und Guastalla von den Monarchen anerkannt worden, daß der Kaiser Franz im Namen Marie Louisens vorläufig ihr neues Herzogthum administriren lasse, und daß sie nach wiederhergestelltem Frieden in Begleitung ihres ersten Ministers, des Generals Grafen Neipperg, nach Parma sich begeben würde.

Keine Kunde, wie gesagt, von den Ereignissen, welche sich in Frankreich begeben, war an ihr Ohr gedrungen; nur die Achtserklärung, welche die Alliirten gegen Napoleon geschleudert, war Marie Louise von dem General Neipperg mitgetheilt worden, und nur aus dieser hatte sie erfahren, daß Napoleon in Frankreich gelandet war.

Seit diesem Tage indeß war Marie Louise schweigsam und traurig geworden, das Lächeln war von ihren

purpurnen Lippen gewichen, ihre Wangen waren erblaßt, oft saß sie zu ganzen Stunden, gedankenvoll vor sich hinstarrend, da, und achtete nicht auf das liebevolle Zureden ihrer Damen und hörte nichts von dem heitern Geplauder ihres Sohnes.

Was war es, das Marie Louise so befangen und traurig machte?

War es diese furchtbare Achtserklärung, welche ihren Gemahl, den Vater ihres Sohnes, außerhalb des Gesetzes und der Menschenrechte erklärte?

War es die Sorge um das Schicksal Napoleons, die ihre Augen oft wie mit trüben Schleiern verhüllte?

Niemand wußte das zu sagen. Marie Louise sprach zu Niemand, sie schien angstvoll jede Aeußerung zu vermeiden über das, was ihre Seele beschäftigte, und verbrachte viele Stunden des Tages einsam und allein in ihren Gemächern.

Nur wenn Graf Neipperg kam, schien sie sich gewaltsam aus ihrem dumpfen Hinbrüten aufzuraffen und bemüht, ihre traurige, schwermuthsvolle Stimmung zu überwinden, nur dann kehrte ein Lächeln auf ihre Lippen zurück, ward sie gesprächig und heiter. Mit dem Grafen machte sie täglich weite Spazierritte, mit ihm musicirte sie und lauschte mit einem sanften Lächeln seinem herr-

lichen Clavierſpiel. Aber ſobald er ſie wieder verlaſſen, legten ſich die Schatten wieder über ihr Antlitz, wich das Lächeln von ihren Lippen, überließ ſie ſich wieder ihrem ſchweigenden Trübſinn.

So waren vierzehn Tage vergangen und Marie Louiſe war immer ſtiller, immer ſchweigſamer geworden, und ihre Augen, welche ſonſt ſo heiter glänzten, waren jetzt geröthet, doch hatte Niemand ihre Thränen geſehen, und Niemand wußte, ob Marie Louiſe weine.

Es war noch früh am Morgen und die Gräfin Montesquiou hatte ſo eben, wie ſie das jeden Morgen zu thun pflegte, den jungen Prinzen zu ſeiner Mutter geführt, um ihr ſeinen Morgengruß darzubringen.

Marie Louiſe empfing den Sohn mit einem trüben Lächeln, und ihn dicht zu ſich heranziehend, legte ſie ihm leiſe die Hand auf die goldenen Locken und ſchaute ihm lange und tief in die Augen.

Haſt Du mich lieb, Napoleon? fragte ſie mit leiſer, zitternder Stimme.

Der kleine Prinz ſtieß einen Freudenſchrei aus und warf mit glühendem Ungeſtüm ſeine beiden Arme um den Hals ſeiner Mutter. Ach, rief er dann, ſich lebhaft wieder emporrichtend, haben Sie gehört, liebe Quiou? Meine liebe Mama Kaiſerin hat mich doch

Napoleon genannt, und der kleine böse Erzherzog hat doch gelogen.

Oh, Sire, rief die Gräfin von Montesquiou, man darf Niemand einer Lüge beschuldigen, besonders in seiner Abwesenheit.

Ich will's ihm aber auch in's Gesicht sagen, daß er gelogen hat, rief der Prinz trotzig. Ja, er hat gelogen, meine Mama Kaiserin hat mich so eben Napoleon genannt, und es ist also nicht wahr, daß sie den Kaiser von Oesterreich gebeten hat, er solle ihr erlauben, daß sie mir den häßlichen Namen Franz geben darf.

Aber Sire, das ist kein häßlicher Name, sagte die Gräfin, es ist ja der Name Ihres Herrn Großvaters.

Aber ich will nicht heißen, wie Er, rief der Prinz. Ich will heißen, wie mein Papa Kaiser, ich will Napoleon heißen, Napoleon!

Marie Louise zuckte zusammen, und eine dunkle Röthe überflog ihre Wangen.

Sprich nicht so laut, mein Sohn, sagte sie, angstvoll um sich blickend. Du weißt, Dein Großvater hört den Namen Napoleon nicht gern.

Aber Du, nicht wahr, meine liebe Mama Kaiserin, Du hörst ihn gern?

Nenne mich nicht mehr Mama Kaiſerin, ſagte Marie Louiſe ausweichend, ich bin keine Kaiſerin, ſondern nur eine Herzogin.

Das Kind ſah ſie mit großen ſtaunenden Blicken an, und allgemach flammten ſeine Augen auf. Du eine Herzogin? rief er. Nein, das iſt nicht wahr! Die Marſchälle, welche meinen Papa Kaiſer verriethen, das waren Herzoge, aber Du kannſt nicht ſein, was die Verräther waren! Du biſt die Kaiſerin, denn mein Papa, das iſt der Kaiſer, und ich weiß recht wohl, warum der Herr Großvater von Oeſterreich den Namen Napoleon nicht gern hat. Das kommt daher, daß ihm der Kaiſer Napoleon ſo viele Schlachten abgewonnen hat!

Schweig, rief Marie Louiſe heftig, und ſich an die Gräfin Montesquiou wendend, fuhr ſie in ſtrengem Ton fort: Sie ſollten um Ihrer Selbſt willen dafür Sorge tragen, daß der Prinz nicht von Dingen hört, die ſeiner Jugend und ſeiner Stellung wenig angemeſſen ſind, und welche den Kaiſer, meinen Vater, in dem Verdacht beſtärken, daß Sie auf das Gemüth meines Sohnes in einer Weiſe influiren, die ſeiner Zukunft ſchädlich ſein könnte.

Maman, rief der Prinz mit Thränen in den Augen,

und ſich angſtvoll an die Gräfin anklammernd, oh, Maman, ſchilt meine liebe Quiou nicht. Sie hat mir nichts erzählt, ſie iſt gar nicht Schuld daran, daß ich meinen Papa Kaiſer noch immer lieb habe, und ihn gar nicht vergeſſen kann. Oh, ſieh mich nur nicht ſo böſe an, liebe Mama! Ich will ſtill ſein, ganz ſtill. Laß mich nur noch ein wenig bei Dir. Nur ſo lange, bis der Herr Graf Neipperg kommt, und Dich zum Spazierenreiten abholt. Ah, er kommt recht oft, der Herr Graf, und ſeit er ſo viel im Schloß iſt, ſehe ich meine liebe Maman ſo ſehr ſelten, und darf niemals wie ſonſt mehr in ihrem Zimmer ſpielen. Sieh doch, liebe Maman, da drüber in der Fenſterniſche, da ſteht mein Spieltiſch mit den ſchönen Soldaten. Es iſt ſo lange her, daß ich hier nicht mit ihnen ſpielen durfte, denn immer kam der Graf Neipperg, und ich durfte nicht ſtören. Aber heute iſt er nicht hier, und nicht wahr, Maman, heute erlauben Sie Ihrem kleinen Napoleon, daß er hier bleibt und noch ein wenig ſpielen darf?

Bleibe, mein Sohn, ſagte Marie Louiſe ſeufzend, und Sie, Frau Gräfin, wollen Sie, wenn Sie den Prinzen an ſeinem Tiſch inſtallirt haben, ſo gütig ſein, zu mir zurückzukehren!

Gräfin Montesquiou verbeugte ſich ſchweigend, und

dann die Hand des Prinzen nehmend, führte sie ihn zu dem letzten Fenster des Salons, in dessen tiefer Nische ein kleiner Tisch mit allerlei Spielgeräth und ein Stuhl sich befanden. Die Gräfin half dem Prinzen seine Regimenter aus den Schachteln hervorzuheben, und bald war der kleine Napoleon so ganz vertieft in sein Soldatenspiel, daß er es kaum bemerkte, als die Gräfin ihn verließ, um zu der Kaiserin zurückzukehren.

Marie Louise saß in ihren Lehnstuhl zurückgesunken, und starrte düster vor sich hin. Die Gräfin näherte sich ihr, und schauete sie lange mit theilnahmsvollen Blicken an.

Ew. Majestät leiden? fragte sie dann mit leiser zitternder Stimme.

Marie Louise zuckte erschrocken in sich zusammen und hob ihr Antlitz mit einem trüben Schmerzensausdruck zu der Gräfin empor. Ja, sagte sie seufzend, ich leide, oh, ich leide sehr!

Ew. Majestät sollten den Arzt rufen lassen, sagte die Gräfin.

Ach, meine liebe Gräfin, seufzte Marie Louise, es ist nicht mein Körper, welcher leidet, sondern meine Seele, und kein Arzt weiß ein Mittel dafür.

Vielleicht doch, flüsterte die Gräfin leise und schnell. Ich errathe, was die Seele meiner Kaiserin bewegt, ich begreife, wem Ihre Seufzer gelten, wohin Ihre von Thränen gerötheten Augen gerichtet sind. Ew. Majestät sehnen Sich gleich uns Allen nach Frankreich, Ew. Majestät möchten Kunde erhalten von den großen Dingen, welche dort geschehen.

Still, oh, mein Gott, wenn uns Jemand hörte, sagte Marie Louise, angstvoll umher schauend und ihre scheuen Blicke mit einem forschenden Ausdruck auf die Pendüle heftend.

Majestät, flüsterte die Gräfin, es ist noch früh und erst in einer Stunde wird der Graf Neipperg kommen, um Ew. Majestät zu dem gewöhnlichen Spazierritt abzuholen. Ach, ich beschwöre Ew. Majestät, wollen Sie in dieser Stunde Ihren Getreuen Gehör schenken? Wollen Sie dem Grafen Montbrun eine Audienz gewähren?

Dem Grafen Montbrun? fragte Marie Louise überrascht. Ist der hier in Wien?

Majestät, er ist seit Monaten hier, aber unter falschem Namen, und er hat es nicht gewagt, sich Eurer Majestät darzustellen, um nicht die Augen der Polizei auf sich zu lenken und nicht in seiner angenommenen

Rolle als glühender Legitimist sich ein Dementi zu geben. Aber heute ist er hierher gekommen und fleht um eine Audienz. Er sagt, er bringe Eurer Majestät Nachrichten von der größten Wichtigkeit. Wollen Sie die Gnade haben, ihn zu empfangen?

Marie Louise schwieg und blickte gedankenvoll vor sich hin. Ja, sagte sie endlich, entschlossen ihr Haupt emporrichtend, ja, ich will ihn annehmen. Ich habe mich, gedrängt von den Umständen und Verhältnissen, bewegen lassen zu einem grausamen Schritt gegen meinen Gemahl. Ach, sagen Sie kein Wort, Gräfin, ich weiß sehr wohl, daß ich Sie Alle betrübt habe, — ach, ich selber bin seitdem auch betrübt, ich bereue und möchte wieder gut machen! Vielleicht kann ich meinem Gemahl nützlich sein, vielleicht ist er in Noth, flüchtig, verfolgt und ich kann ihm von meinem Vater ein Asyl erflehen. — Ja, führen Sie den Grafen herein, aber geben Sie wohl auf die Uhr Achtung, damit er geht, bevor der Graf Neipperg kommt.

Der Graf ist in meinem Zimmer und ich werde ihn, sobald es Zeit ist, auch dahin wieder zurückführen, sagte die Gräfin hastig. Erlauben Ew. Majestät jetzt, daß ich den Grafen hierher führe.

Sie verließ eilig das Gemach und kehrte nach eini-

gen Minuten ſchon zurück, gefolgt von dem Grafen Montbrun.

Marie Louiſe ging ihm lebhaft einige Schritte entgegen. Sie haben mich ſprechen wollen, ſagte ſie, Sie haben mir wichtige Nachrichten zu bringen ſagt mir die Gräfin? Von wem ſind dieſe Nachrichten?

Majeſtät, die ſind von dem Kaiſer Napoleon, ſagte Graf Montbrun feierlich.

Er lebt alſo noch? rief Marie Louiſe bebend. Man hat ihn noch nicht eingefangen? Ach, ſagen Sie ſchnell, er iſt noch frei?

Graf Montbrun ſchauete die Kaiſerin mit erſtaunten Blicken an. Ew. Majeſtät wiſſen alſo nichts? fragte er. Sie haben keine Botſchaft aus Frankreich erhalten?

Ich weiß gar nichts, rief Marie Louiſe, man hält jede Nachricht von mir fern. Ich weiß nur, daß der Kaiſer Napoleon von Elba geflüchtet, in Frankreich eingebrochen, von den Monarchen geächtet iſt, und daß er ſich, um der Wuth des franzöſiſchen Volkes, der Rache der Alliirten zu entgehen, mit den wenigen Getreuen, die ihn nicht verlaſſen haben, in die Pyrenäen geflüchtet hat.

Ach, das hat man gewagt, Eurer Majeſtät zu erzählen, rief Montbrun, zu ſolchen Mitteln der Lüge hat

man ſeine Zuflucht genommen, um die Gemahlin des Kaiſers zu hintergehen. Ach, ich beſchwöre Ew. Majeſtät, wollen Sie mir erlauben, Ihnen zu erzählen, was ſich in Frankreich begeben? Darf ich Ihnen der reinen lautern Wahrheit gemäß von den Ereigniſſen Bericht erſtatten?

Marie Louiſe warf einen ſpähenden Blick durch das Zimmer, als fürchte ſie, es möchte ſich irgendwo ein Lauſcher verborgen halten. Aber Niemand war da, als die Gräfin Montesquiou, welche neben ihrem Lehnſtuhl ſtand; den kleinen Napoleon, der da drüben in der Fenſterniſche ſaß, den hatte Marie Louiſe ganz vergeſſen, an den dachte ſie gar nicht mehr, nur auf die Uhr heftete ſie die Augen.

Wir haben noch eine halbe Stunde Zeit, ſagte ſie. Eilen Sie ſich, erzählen Sie ſchnell. Was iſt geſchehen, ſeit der Kaiſer in Frankreich gelandet iſt?

Majeſtät, es ſind Dinge geſchehen, welche mehr einem erhabenen Heldenepos, als der Wirklichkeit anzugehören ſcheinen, und doch haben ſie ſich wirklich begeben, und doch ſchwöre ich, daß ich es nicht wagen werde, auch nur mit einem einzigen Wort zu übertreiben oder auszuſchmücken. Die Weltgeſchichte hat hier ein Epos geſchrieben, das größer iſt, als alle Heldengedichte

Homer's. — Man hat Ihnen alſo nur geſagt, Majeſtät, daß der Kaiſer mit ſeinen achthundert Soldaten im Hafen Juan bei Cannes gelandet iſt, und vielleicht hat man noch hinzugefügt, daß ein Theil der Garden nach Antibes marſchirte, und dort von dem Gouverneur gefangen genommen ward?

Ja, man hat mir dies geſagt, und daß, erſchreckt von dieſem Fehlſchlag, die andern Soldaten den Kaiſer verließen, und er ſich in das Gebirge flüchtete.

Montbrun zuckte die Achſeln. Man hat alſo geglaubt, daß die hell glänzende Wahrheit die Augen Eurer Majeſtät verblenden würde, und darum hat man zu der finſtern farbloſen Lüge ſeine Zuflucht genommen! Nein, Majeſtät, Napoleon floh nicht in's Gebirge, ſeine Getreuen verließen ihn nicht! Sie zogen muthig mit ihrem Kaiſer durch die Nacht dahin, und der Mond leuchtete ihm auf ſeinem Pfad, und behütete den heimkehrenden Kaiſer, als er durch die ſchneegefüllten Gebirgsſchluchten dahin zog. Bei Graſſe machte er am Morgen Halt, und die Einwohner der kleinen Stadt ſtrömten herzu, um ihn zu begrüßen, und ihm zu klagen, wie viel Unrecht ſie erduldet während ſeiner Abweſenheit. Der Kaiſer hörte ſie gütig an, und verſprach ihnen baldige Abhülfe. Dann zog er weiter, vorüber an Antibes,

das ihm seine Thore geschlossen hatte, den Weg nach Grenoble dahin. Die Straße war verödet, der Regen goß in Strömen nieder, tiefe Einsamkeit umgab den Kaiser und seine kleine Armee. So zogen sie dahin fünf Tage lang, ohne Menschen auf ihrem Wege zu finden, ohne irgend Soldaten zu begegnen. Aber jetzt, unfern von Grenoble bei dem Dorf La Frète, kommt ihnen ein Detaschement Soldaten entgegen; sie machen Halt, ihre Blicke richten sich drohend auf den anmarschirenden Feind. Der Hauptmann tritt vor die Front seiner Soldaten und commandirt: Anlegen! — Die Soldaten, gehorsam dem Befehl ihres Obern, heben die Gewehre, — da tritt Napoleon vor, Er ganz allein, mit dem kühnen Feldherrnauge schauet er zu seinen Soldaten hin. „Meine Freunde, sagt er, erkennt Ihr mich nicht mehr? Ich bin Euer Kaiser. Wenn in Euren Reihen sich ein Soldat befindet, der seinen General tödten will, so mag er es thun! Hier bin ich!“ — Die Soldaten, bezaubert von dem Blick, der Stimme ihres Feldherrn, die Soldaten setzten ihre Gewehre ab, und riefen, während Thränen der Wonne ihren Augen entströmten: Es lebe der Kaiser! Und Napoleon grüßte sie mit einem freundlichen Lächeln, und commandirte mit lauter Stimme: rechts um! — Und rechts um

ſchwenkte das Bataillon, und ſtellte ſich als Avantgarde vor den Kaiſer hin.

Oh, welch' ein Glück! murmelte Marie Louiſe hochaufathmend, und in ihrer eigenen Aufregung ſah ſie nicht, daß dicht neben ihr, von dem Rücken des Fauteuils verſteckt, der kleine König von Rom ſtand, das Köpfchen vorwärts geneigt, das roſige Antlitz ſtrahlend von Entzücken, und die großen blauen Augen, denen helle Thränen entſtürzten, mit dem Ausdruck glänzender Freude auf den Erzähler gerichtet. Sie ſah auch nicht auf die Gräfin Montesquiou, die auf der andern Seite ihres Fauteuils ſtand, die Hände gefalten, bleich vor Erregung, die von Thränen umdunkelten Augen gen Himmel erhoben, mit bebenden Lippen ein Gebet des Dankes zu Gott emporflüſternd. Marie Louiſe ſah, wußte, dachte nichts, ihre ganze Seele lag in den Blicken, welche ſie auf den Grafen heftete, in dem Ton, mit welchem ſie jetzt flüſterte: weiter! Oh, erzählen Sie weiter!

Montbrun verneigte ſich, und hoch aufathmend fuhr er fort:

Der Kaiſer mit ſeiner neu gewonnenen Avantgarde zog weiter. Vor Grenoble ſtellte ſich ihm das ſiebente Regiment entgegen, ausgeſandt, den Kaiſer mit ſeinen

Truppen zu bekämpfen, zu vernichten. Aber der Kaiſer reitet ihm entgegen, ſein Auge heftet ſich auf den Anführer des Regiments, auf ſeinen früheren Adjutanten Carl von Labedoyère, und dieſer, hingeriſſen von der Freude des Wiederſehens, ſchwenkt ſeinen Degen, und ruft: Vive l'Empereur! Und jubelnd brüllt das ganze Regiment ihm nach: vive l'Empereur! und die Soldaten werfen ihre Gewehre hin und knieen nieder und Thränen entſtrömen den Augen ergraueter Krieger, ſie heben ihre Arme empor, als wollten ſie Alle, Alle den Kaiſer an ihr Herz drücken, ſie rufen ihn mit zärtlichem Liebeswort, ſie grüßen ihn als ihren geliebten heimgekehrten Herrn. Dann ſpringen ſie auf, um mit einer Bewegung des Zorns die weiße Cokarde von ihren Czako's zu reißen, die geliebte Tricolore, die ſie bis dahin ſorgfältig in ihrem Torniſter verborgen gehalten, wieder anzuheften, und dann die Luft zu erfüllen mit dem erneuerten Jubelgeſchrei: vive l'Empereur! Bei La Frète hatte er ein Bataillon erobert, jetzt, bei Grenoble, eroberte er ein Regiment! — So zog der Kaiſer weiter gen Grenoble hin. Die Thore der Feſtung waren geſchloſſen, und General Marchand wollte die Stadt vertheidigen. Aber die Soldaten auf den Wällen riefen gleich den Soldaten außen vor den Mauern,

vive l'Empereur, ſie nahmen ihre Aexte und Hämmer, und hämmerten und ſchlugen gleich denen da draußen gegen die Thore und Palliſaden, um ſie zu zerſtören, und dem Kaiſer die Feſtung zu öffnen, und Tauſende von Menſchen ſtanden auf den Wällen, und jubelten Napoleon ihr vive l'Empereur entgegen. Endlich fiel das Thor krachend zuſammen, der Kaiſer ritt in die Stadt ein, und aus dem andern Thor floh der General Marchand hinaus. Grenoble war gewonnen ohne Schwerdtſtreich. Unter dem Jubel der Bevölkerung zog der Kaiſer nach dem Gaſthof hin, um kurze Raſt zu halten. Als er in der Frühe des Morgens weiter zog, folgte ihm ſchon ein Heer von zwölftauſend Mann, und überall, wohin er kam, zog ihm das Militair mit klingendem Spiel, mit freudigem Jauchzen entgegen, rief ihm die herbeiſtrömende Landbevölkerung ihren Willkomm zu und grüßte ihn als den Erretter und Befreier.

Und dies Alles iſt wahr, wirklich wahr? fragte Marie Louiſe mit leuchtenden Augen. Es iſt kein Mährchen, was Sie mir da erzählen? Mein Gott, man hat mir doch die franzöſiſchen Zeitungen gezeigt, in welchem der Kriegsminiſter Marſchall Soult den Pariſern meldet, daß das „Ungeheuer," wie er den

Kaiſer nennt, eine völlige Niederlage erlitten, überall die Landleute ſich bewaffneten, um den den Abenteurer" einzufangen, den „corſiſchen Wehr zu erſchießen.

Man hat Ew. Majeſtät alſo mit denſelben A täuſchen wollen, mit denen man die Bevölkerur Paris täuſchen wollte, ſagte Graf Montbrun mit verächtlichen Lächeln. Ja, der Miniſter Soult g Moniteur ſolche Schimpf- und Kriegsberichte, und die Pariſer über das Schickſal des Kaiſers zu tä Aber die Pariſer konnten doch an dem Ton de niteurberichte ſelbſt zwiſchen den Zeilen die W herausleſen, und ſie ergötzten ſich an dem immer werdenden Ton der Zeitungsberichte. Die erſte richt, welche der Moniteur enthielt, bezeichnete leon als den „von der Inſel Elba entwiſchten U Die zweite Nachricht berichtete, daß „der c Wehrwolf" bei Cap Juan gelandet ſei. Dan die Kunde, der „Tiger" habe ſich zu Gap gezeig am andern Tage berichtete der Moniteur, „der Abenteurer" zöge in den Gebirgen umher und nicht „entwiſchen." Doch mußte man nachher z daß „das Ungeheuer" dennoch entwiſcht ſei, u zu Grenoble gezeigt habe. — Von nun an

wurden die Ausdrücke milder; der Moniteur meldete, „der Tyrann" habe in Lyon seinen Einzug gehalten, und „der Usurpator" wage es, sich der Hauptstadt zu nähern. Aber nach einigen Tagen berichtete der Moniteur: „Bonaparte" nähere sich mit starken Schritten der Hauptstadt, dann meldete er, „Napoleon" werde morgen in Paris erwartet, und am nächsten Tage stand mit großer Schrift im Moniteur zu lesen: „Se. Majestät der Kaiser und König Napoleon habe am zwanzigsten März seinen Einzug in die Tuilerieen gehalten." *)

Wie? rief Marie Louise, von ihrem Fauteuil aufspringend, wie, der Kaiser ist in die Tuilerieen eingezogen?

Ja, Majestät, sagte Montbrun, der Kaiser ist in die Tuilerieen heimgekehrt. Der König ist entflohen. Frankreich hat Napoleon wieder als seinen Herrn anerkannt, und jetzt ruft der Kaiser mit sehnsuchtsvoller Liebe nach seiner Gemahlin, und nach seinem Sohn, dem König von Rom.

Oh, mein Papa Kaiser ruft mich, rief der Prinz mit einem glückseligen Lächeln. Mein Papa Kaiser

*) Geschichte Napoleons. Von **r. II. 467.

ruft mich. Ach, mein lieber, lieber Papa, ich will zu Dir! Ich will wieder nach meinem schönen Paris, nach den lieben Tuilerieen. Mein Papa Kaiser ist da, und er ruft seinen kleinen König von Rom! Ach, er wird mich wieder auf seinen Arm nehmen, und mit mir spielen, und mir seinen Hut aufsetzen, und mich exerciren lassen, und ich werde wieder das schöne Lied singen, das Niemand singen durfte, als sein kleiner König von Rom. Oh, lieber, lieber Papa, ich kann's noch singen, und kann noch exerciren. Sie haben's mir hier wohl verboten, und ich habe nicht von meinem Papa sprechen dürfen, aber ich habe immer an ihn gedacht, und ihn immer lieb gehabt, und immer Abends zum lieben Gott gebetet: „lieber Gott, gieb, daß mein Papa wieder kommt und seinen kleinen König von Rom wieder an sein Herz nimmt und ihn aus diesem häßlichen Schloß erlös't, und nach Paris abholt." Und nun ist mein Gebet erhört, und mein Papa ist in den Tuilerieen, und er ruft mich! Mama, wann reisen wir ab? Wann fahren wir nach Paris? Der Papa hat Dich gerufen, und Du mußt gehorsam sein, denn er ist Dein Kaiser! Wann reisen wir ab?

Still, Napoleon still, bat die Gräfin Montesquiou, sich die Thränen trocknend, Ihro Majestät hat mit

dem Herrn Grafen zu reden, und Sie dürfen ſie nicht ſtören.

Sie zog den Prinzen von der Kaiſerin fort, und wollte ihn wieder zu dem Tiſch mit dem Spielzeug hinführen, aber er riß ſich los, und ſprang vorwärts in die Mitte des Zimmers hinein.

Ich will exerciren, damit ich Alles kann, wenn ich zu meinem Papa komme, rief der Prinz. Und jetzt nahm er eine ernſte militairiſche Haltung an, und hob die beiden Finger der rechten Hand ſalutirend gegen ſeine Stirn, als ſäße da auf dem in goldigen Locken herniederringelnden Haar der militairiſche Czako.

Vive l'Empereur! rief er, und im militairiſchen Schritt vorwärts marſchirend, ſang er mit lauter, jubelnder Stimme:

Allons, enfants de la patrie
Le jour de gloire est arrivé.

Majeſtät, flüſterte währenddeß der Graf Montbrun, der Kaiſer ruft nach ſeiner Gemahlin und nach ſeinem Sohn. Wird der Ruf ſeiner Liebe vergeblich ertönen? Wird die Kaiſerin Marie Louiſe nicht zu ihrem Gemahl, zu Ihrem Volk zurückkehren?

Ich weiß nicht, was mein Vater, der Kaiſer, über mich beſchließen wird, ſagte Marie Louiſe beklommen.

Ihm bin ich Gehorsam schuldig, er allein hat über meine Zukunft zu entscheiden.

Graf Montbrun trat dicht zu ihr heran. Majestät, flüsterte er, der Kaiser Napoleon sendet mich. Er hat mir und einigen Getreuen den Auftrag gegeben, ihm die Gemahlin, sei's mit Güte oder mit Gewalt zuzuführen. Majestät, ein Wort aus Ihrem Munde, ach, ich beschwöre Sie im Namen des Kaisers, der in sehnsuchtsvoller Angst diesem Worte entgegen harrt, sagen Sie dies eine Wort: ich will nach Frankreich, zu meinem Gemahl zurückkehren!

Ach, was hülfe es mir, wenn ich es sagte, rief Marie Louise bebend. Ich habe nicht die Kraft, meinen Willen durchzuführen. Ich bin eine Gefangene, deren Willen man gebrochen hat, die abhängig ist von dem Willen ihres Vaters. Ich kann nicht thun, was ich zu thun wünschte, ich habe keinen Willen, ich kann nur gehorchen, der Nothwendigkeit mich fügen, dem Zwange mich unterwerfen!

Ein leises Lächeln glitt über die Züge des Grafen hin. Ew. Majestät werden also der Nothwendigkeit sich fügen, sagte er leise. Es ist eine Nothwendigkeit, daß sie nach Paris zurückkehren. Sie wollen dem Zwange sich unterwerfen! Der Kaiser Napoleon wird seine

Gemahlin alſo zwingen, zu ihm zurückzukehren, und der Kaiſer Franz kann alsdann ſeiner Tochter, der Erzherzogin Marie Louiſe, keine Vorwürfe machen, da ſie nur gewaltſam gezwungen worden, dem Ruf des Kaiſers zu folgen, wird er nicht ſagen können, daß ſie eine ungehorſame Tochter iſt! Ew. Majeſtät ſehen, daß ich den Sinn Ihrer Worte verſtanden habe, und ich ſchwöre, daß ich darnach handeln werde! Der Kaiſer hat befohlen, daß ſeine Gemahlin und ſein Sohn zu ihm nach Paris kommen! Wohlan, ſeine Getreuen ſind bereit, ſie ihm zuzuführen, und —

Der Graf Neipperg reitet ſo eben in den Hof ein, rief die Gräfin Montesquiou, von dem Fenſter herbeiſtürzend. Um Gotteswillen, Graf, kommen Sie!

Sie faßte die Hand des Grafen Montbrun und zog ihn haſtig zu der Thür hin. Kehren Sie in mein Zimmer zurück und erwarten Sie mich dort! flüſterte ſie, dann ſchloß ſie die Thür hinter dem enteilenden Grafen und kehrte zu der Kaiſerin zurück, die ganz erſchöpft und zerbrochen wieder auf den Fauteuil zurückgeſunken war.

Um Gotteswillen, Majeſtät, Faſſung, flüſterte ſie, laſſen Sie den Grafen nicht ahnen, was hier vorgefallen iſt, oder wir ſind verloren.

Faſſung, Faſſung! murmelte Marie Louiſe. Ich habe keine. Meine ganze Seele iſt in Aufruhr! Aber es iſt wahr, er darf nichts ahnen, ich muß mich zuſammenraffen! Und ich will es! ſagte ſie, ſich erhebend und haſtig auf und abgehend. Gräfin, führen Sie den Prinzen dort an den Spieltiſch zurück, ſagen Sie ihm, daß er ſich ſtill verhalten, daß er nichts verrathen ſoll.

Gräfin Montesquiou zog den kleinen Prinzen nach der Fenſterniſche hin. Sire, flüſterte ſie leiſe, wenn Sie ein Wort von dem verrathen, was der Graf Montbrun erzählt hat, ſo wird man mich von Ihnen fortjagen und Ihnen eine andere Gouvernante geben.

Der Knabe ſah ſie mit einem raſchen, verſtändnißvollen Blick an. Ich werde nichts verrathen, flüſterte er, ſei ruhig, liebe Quiou, ich werde ganz ſtill ſein und ſpielen.

V.

Herzog Franz.

Die Thür des Vorsaals öffnete sich und der Lakay meldete den General Grafen Neipperg. Marie Louise trat ihm lächelnd entgegen, und reichte ihm ihre Hand dar, die er an seine Lippen drückte.

Sie kommen spät, General, sagte sie, ich erwartete Sie schon lange zu unserm Spazierritt.

Graf Neipperg dankte ihr mit einem flammenden Blick für dies schmeichelhafte Wort, und Marie Louise, erröthend und verwirrt, ließ ganz unwillkürlich den Blick zu der Fensternische hinschweifen, in welcher die Gräfin mit dem Prinzen sich befand.

Ach, rief Graf Neipperg, da ist ja unser kleiner Herzog Franz!

Und mit lebhaften Schritten eilte er zu dem Prinzen hin.

Ich habe die Ehre, den Herzog Franz von Reichstadt zu begrüßen, sagte er, sich tief verneigend.

Der Knabe hob sein Haupt langsam von dem Spielzeug empor, schüttelte die Locken, welche über seine Wangen gefallen waren, zurück und blickte mit seinen großen blauen Augen erstaunt zu dem Grafen empor.

Wer ist der Herzog Franz von Reichstadt? fragte er.

Nun, sagte Graf Neipperg lächelnd, wissen Ew. Hoheit noch nicht Ihren eigenen Namen? Sie sind der Herzog Franz!

Nein, das ist nicht mein Name! rief der Prinz lebhaft. Ich heiße Napoleon und bin der König von Rom.

Ach, Sie reden da von den schönen Mährchen, mit denen Ihre Amme Sie früher in Schlaf gesungen hat, mein Prinz, sagte Graf Neipperg lächelnd. „Es war einmal ein kleiner König von Rom, und der wohnte mit einem großen Kaiser in einem wundervollen Palast, der von lauter Menschenschädeln erbaut war.“ Nicht wahr, Herzog Franz, so fing Ihr Mährchen an? Aber jetzt wollen Sie keine Mährchen mehr hören, denn Sie sind jetzt ein gar vornehmer Herr geworden, ein Herzog, und zu den Ammenmährchen lachen Sie, denn Sie sind schon so alt und verständig, daß Sie an keine Mährchen mehr glauben. Im Traum und im Mährchen nannte

man Sie Napoleon, jetzt sind Sie aufgewacht und Sie wissen, daß Sie, gleich Ihrem Herrn Großvater, Franz heißen, nicht wahr, mein kleiner Herzog?

Nein, mein Herr, sagte der Prinz, und seine weichen, kindlichen Züge nahmen einen trotzigen, ernsten Ausdruck an, und in seinen großen blauen Augen brannte ein Strahl von dem Feuergeist seines Vaters. Nein, mein Herr, wiederholte er noch einmal, ich heiße nicht Franz, sondern Napoleon, wie mein Vater, der Kaiser von Frankreich!

Graf Neipperg zuckte zusammen und wandte den verwunderten, fragenden Blick auf Marie Louise hin. Sie schlug vor diesem Blick die Augen nieder und erröthete.

Wie, gnädigste Frau, fragte er, Sie haben noch nicht die Gnade gehabt, dem Prinzen zu sagen, daß Se. Majestät der Kaiser Ihren Wunsch erfüllt und seinem Enkel seinen eigenen Namen gegeben hat?

Nein, flüsterte Marie Louise, es ist wahr, ich habe das vergessen, ich glaubte nicht, daß es damit solche Eile hätte.

Der Graf seufzte tief auf. — Marie Louise hörte diesen Seufzer, und rasch emporschauend begegnete ihr Auge dem traurigen, flehenden Blick des Grafen.

Frau Gräfin Montesquiou, ſagte ſie heftig und raſch, ich habe Ihnen mitzutheilen, daß Se. Majeſtät, mein Vater, mir auf meine Bitte die Erlaubniß ertheilt hat, meinem Sohn, ſtatt des Namens Napoleon, einen andern zu wählen, und daß er mir gnädigſt geſtattet, ihm ſeinen eigenen Namen zu geben. Mein Sohn, der Herzog von Reichſtadt, heißt alſo von heute an Franz und —

Nein, nein, rief der Prinz von ſeinem Stuhl aufſpringend und haſtig mit den Füßen ſtampfend, ich heiße nicht Franz, ich will mich nicht ſo nennen laſſen. Ich heiße Napoleon!

Du heißt Franz, ſagte Marie Louiſe, welche fühlte, daß der Blick des Grafen Neipperg auf ihr ruhte, Frau Gräfin, es iſt mein ernſter Wille, daß der Prinz fortan nur mit dem Namen Franz bezeichnet werde. Sie haben davon in meinem Namen die ſämmtliche Dienerſchaft zu benachrichtigen, und Sorge zu tragen, daß vor allen Dingen der Prinz ſelber ſich meinem Befehl und Willen unterwerfe und es ſeinem Gedächtniß einpräge, daß er Franz heißt! Und jetzt, Gräfin, führen Sie den Herzog in ſein Zimmer.

Kommen Sie, flüſterte die Gräfin mit von Thränen erſtickter Stimme, kommen Sie!

Sie nahm die Hand des Prinzen und führte ihn, der ganz betäubt, ganz überwältigt schien von dem Schlag, der sein armes, kleines Herz getroffen, nach der Thür hin.

Aber auf einmal riß der Prinz sich ungestüm von ihr los, und sich umwendend, schritt er gerade zu seiner Mutter hin. Sein liebliches Antlitz war bleich und hatte in seinem tiefen, strengen Ernst einen Ausdruck weit über seine Jahre hinaus, seine Augen, die von keiner Thräne mehr befeuchtet waren, schossen flammende Blitze.

Ew. Majestät, sagte er trotzig, seine Arme über der Brust zusammenschlagend, und das Haupt stolz zurückwerfend, Ew. Majestät melde ich, daß ich nicht gehorchen werde, es mir nicht einprägen werde, daß man mir jetzt einen andern Namen geben will und daß ich niemals auf diesen andern Namen hören werde. Ich heiße nicht Franz, wie der Herr Kaiser von Oesterreich, sondern ich heiße Napoleon, wie mein lieber Vater, der Kaiser von Frankreich.

Um Gotteswillen, Sire, was thun Sie, rief die Gräfin, Sie wagen es —

Madame, sagte Marie Louise kalt, man muß gestehen, daß Sie Ihrem Zögling wunderbare Begriffe

von Gehorſam und Beſcheidenheit beigebracht haben, und daß es vielleicht rathſam wäre, dafür zu ſorgen, ihm andere Begriffe zu geben! Führen Sie den Herzog Franz fort! —

Sire, oh Sire, was haben Sie gethan, flüſterte die Gräfin, als ſie mit dem Prinzen in ihr Gemach eintrat. Sie haben die Kaiſerin erzürnt, Sie haben Ihrer Frau Mutter getrotzt.

Ich will aber nicht Franz heißen, rief der Prinz heftig. Wagen Sie es nicht, mich ſo zu nennen, Madame. Ah, da iſt der Herr Graf Montbrun, rief er, den Grafen gewahrend, der eben aus der Fenſterniſche hervortrat. Herr Graf, Sie haben uns erzählt, daß mein Papa wieder in Paris iſt. Ach, ich bitte Sie, ſchreiben Sie meinem lieben Papa, er ſoll mir ſchnell ſeine Lanciers herſchicken und mich abholen laſſen. Und er ſoll mir meinen Wagen mitſchicken und meine Pagen. Ich will hier nicht mehr bleiben! Ich will nach Paris! Ich will wieder in den Tuilerieen bei meinem lieben Papa Kaiſer wohnen.

Möchten Sie das wirklich, Sire? fragte Montbrun, ſich zu dem Knaben niederneigend.

Ja, das möchte ich, rief der Prinz freudig. Ich möchte es ſo gern, daß ich Demjenigen, der mich wieder

zu meinem Vater brächte, so lieb, ach so lieb haben und ihm Alles schenken wollte, was ich habe.

Montbrun wandte seinen forschenden Blick auf die Gräfin hin. Darf ich ihn vorbereiten? fragte er.

Thun Sie es, sagte sie. Die Dinge sind jetzt so weit gekommen, daß wir Alles wagen müssen, und keine Zeit mehr zu verlieren haben. Ich fürchte, man wird mir den Prinzen entreißen; die drohenden Worte, welche die Kaiserin so eben an mich richtete, haben mir die Absicht ihrer Zwingherren verrathen.

Was geschehen soll, muß heute oder morgen geschehen, denn übermorgen möchte es zu spät sein, möchte man den Prinzen strengern Wächtern übergeben haben.

Sie würden mich also lieb haben, wenn ich Sie zu Ihrem Vater, dem Kaiser Napoleon zurückführte? fragte Graf Montbrun.

Der Prinz warf statt aller Antwort seine beiden Arme um den Hals des Grafen, und das Gesicht an seiner Schulter verbergend, brach er in lautes Weinen aus.

Oh ich bitte, bitte, bringen Sie mich zu meinem Papa Kaiser, schluchzte er.

Nun wohl, ich will es. Der Kaiser hat mir befohlen, daß ich ihm seinen kleinen König von Rom

zurückführe, und jetzt, Sire, merken Sie wohl auf, was Sie thun müssen, damit wir von hier entfliehen können.

Oh, sprechen Sie, ich will mir Alles wohl merken, sagte der Prinz, mit seinen langen Locken die Thränen aus seinen Augen forttrocknend.

Morgen Nacht entführe ich Sie von hier, mein Prinz.

Morgen schon! flüsterte der Prinz und ein Lächeln verklärte sein Antlitz.

Sie müssen nur heute und morgen recht artig, sanft und vergnügt sein. Sie müssen lachen, wenn man Sie Franz nennt, und niemals müssen Sie von Ihrem Vater sprechen.

Ich werde es nicht thun, sagte der Knabe, ich werde nur an ihn denken! Was habe ich weiter zu thun?

Weiter nichts, als morgen Nacht nicht erschrecken, was auch geschehen möge, und wenn selbst Feuer in dem Schloß entstände, sondern ruhig und ohne zu schreien den Männern folgen, welche kommen werden, Sie zu retten und von hier fortzuführen, keinen Laut von sich zu geben, sondern Alles das zu thun, was man von Ihnen erbitten wird.

Sie werden alſo nicht ſelbſt kommen mich von hier fortzuholen?

Nein, Sire, aber ich werde Ihnen einen treuen Freund ſenden, und der wird Sie zuerſt zu einer Dame führen, welche Sie ſehr liebt, und bei der Sie einen Tag verborgen bleiben. Am andern Abend komme ich dann, Sie abzuholen, und mit Ihnen nach Frankreich abzureiſen.

Nach Frankreich! Zu meinem Papa, flüſterte der Knabe, in die Hände klatſchend. Und meine Mama?

Wir werden an der franzöſiſchen Grenze wieder mit ihr zuſammentreffen, und mit der Kaiſerin werden Sie in Paris anlangen! Aber jetzt, Sire, bitte ich Sie, wollen Sie mir geſtatten, einige Worte mit der Frau Gräfin im Geheim zu ſprechen.

Oh, ich werde gar nichts hören, ich werde mit meinen Soldaten ſpielen, und meine Regimenter marſchiren laſſen, rief der Prinz von dannen hüpfend.

Graf Montbrun trat mit der Gräfin Montesquiou in die Fenſterniſche.

Morgen Nacht alſo, Gräfin, morgen muß es geſchehen, flüſterte er. Sie ſagten ſelbſt, wir haben keine Zeit mehr zu verlieren.

Und ſind Sie überzeugt, daß Ihr Plan gelingen wird? fragte die Gräfin.

Ja, ich bin davon überzeugt, ſagte Montbrun. Es iſt Alles wohl überlegt und vorbereitet. Wir haben Monate lang mit dieſem Plan uns beſchäftigt, und Sie wiſſen wohl, daß wir von Paris her die mächtigſte Hülfe haben. Der Herzog von Otranto, dem es gelungen, ſich wirklich wieder zum Polizeiminiſter Napoleons emporzuſchwingen, ſetzt alle Hebel in Bewegung um uns hülfreich zu ſein, denn er denkt an ſeine eigene Zukunft. Iſt der König von Rom wieder in Paris, ſo iſt, ſelbſt auf den Fall, daß der Kaiſer ſtirbt, oder beſiegt wird, die Regentſchaftsfrage geſichert, und Fouché hofft ſich dann die Zügel der Regierung zu ſichern. Fouché hat im Geheim mit dem Fürſten Metternich über die Flucht des Prinzen verhandelt, und er verſichert, daß man uns keine allzugroße Schwierigkeiten in den Weg legen wird. Man wird nicht helfen, aber man wird geſchehen laſſen.

Trauen Sie um's Himmels willen weder den Worten Fouché's, noch den Worten Metternich's. Das ſind zweiſchneidige Schwerter, welche immer verletzen und verwunden können, wenn man es am wenigſten vermuthet! Verlaſſen Sie ſich auf Niemand anders, als

auf ſich ſelber, und handeln Sie immer ſo, als ob Sie hier nur die größte Feindſchaft, das glühendſte und wachſamſte Beſtreben Ihren Fluchtverſuch zu hindern, vermuthen müßten!

Ich habe das auch gethan. Ich und meine Freunde haben es daher ſorgſam vermieden, Fouché oder ſeinen Creaturen genau den Tag der Flucht zu ſagen, oder ihre unmittelbare Beihülfe zu beanſpruchen. Niemand als die getreueſten Bundesgenoſſen werden bei der Flucht thätig ſein. Herr von Narbonne wird den Prinzen von hier entführen, und er wird ihn, um alle Verfolgungen der Polizei zu vereiteln, zuerſt nach Wien bringen. Dort wird er im Hauſe einer Dame, auf deren Treue und Verſchwiegenheit wir zählen können, und die vor jeder Nachſtellung der Polizei durch ihre Verhältniſſe geſichert iſt, die Nacht zubringen, und am andern Morgen wird ſie mit dem, in ein Mädchen verkleideten Prinzen, mit guten und unverdächtigen Päſſen verſehen, Wien verlaſſen, mit dem Prinzen bis nach Straßburg fahren, wo wir ſie erwarten.

Und Sie ſind ſicher, daß Sie dieſer Dame trauen können? fragte die Gräfin. Bedenken Sie wohl, daß ich einſt in die Hände des Kaiſers geſchworen habe,

den König von Rom zu behüten und zu bewachen, und ihn keinen fremden Händen zu überlaſſen. Wenn ich dieſem Schwur alſo jetzt zuwider handele, ſo muß ich ſicher ſein, daß der Prinz ſolchen Händen übergeben wird, die ihn ſicher behüten werden. Ich frage Sie alſo, kraft meines Amtes als Gouvernante des Königs von Rom, wie heißt und wer iſt die Dame, welcher Sie den Prinzen anvertrauen wollen?

Nun, ich will Ihnen eine offene und rückhaltloſe Antwort geben, Gräfin. Dieſe Dame heißt Friederike Hähnel, und ſie iſt die Freundin des Staatskanzlers von Hardenberg. Bei ihr wird man daher nicht den Sohn des Kaiſers ſuchen, ſie allein iſt im Stande ihn ſicher und ungefährdet von hier fortzuführen, und ſie allein konnte durch den mächtigen Gönner der ihr zur Seite ſteht, und der freilich nichts ahnt von den Plänen der Freundin, zu einer Reiſe nach Frankreich Päſſe erhalten, die man ſonſt Jedermann verweigern würde.

Aber wie kommt es, daß dieſe Dame, die Freundin eines dem Kaiſer Napoleon feindlichen Staatsmannes, ſich ſo ſehr für das Schickſal des Königs von Rom intereſſirt, daß ſie ſogar ihre eigene Exiſtenz und Stellung für ihn in Gefahr bringt?

Das, Gräfin, ſollte eigentlich mein Geheimniß

ſein, aber ich halte mich in meinem Gewiſſen verpflichtet, Ihnen die volle Wahrheit zu ſagen, um Sie ganz zufrieden zu ſtellen. Dieſe Dame alſo, Friederike Hähnel, liebt mich, und aus Liebe zu mir fördert ſie meine Pläne, iſt ſie mir hülfreich und nimmt Theil an meinen Complotten. Gräfin, wäre der Zweck nicht ein heiliger und großer, ſo wären Sie berechtigt mich einen Verbrecher zu nennen, denn ich habe wiſſentlich und mit kalter Ueberlegung ein Herz verführt, ich hintergehe und betrüge eine große und ſtarke Liebe, die bereit iſt, mir Alles zu opfern, und die ich doch nur zu meinen Speculationen mißbraucht habe.

Und ſie, dieſe Friederike Hähnel, ſie mißtrauet Ihnen nicht? Sie glaubt an Ihre Liebe?

Ja, ſie glaubt an meine Liebe, und deshalb geht ſie auf alle meine Pläne ein. Sie hat mit wunderbarer Energie und Klugheit alle Vorbereitungen geleitet, für Alles geſorgt, Alles bedacht. Sie hat Alles eingeleitet und erſonnen, ihr Kopf iſt unerſchöpflich in Hülfsquellen und Vorſchlägen geweſen, und ohne ſie, die ſo unverdächtig erſcheint, wären wir ſicher nicht zum Ziel gelangt. Sie iſt daher wohl geeignet, den Prinzen bei ſich aufzunehmen, und ihn nach Frankreich zu geleiten! Ah, ſie hofft dort meine Gemahlin zu

werden, und ſtatt deſſen werde ich ihr dort mein Verbrechen bekennen, und ihr geſtehen müſſen, daß ich ihre große und ſtarke Liebe nur als das Werkzeug benutzt habe für meine Pläne, daß ſie mir nur helfen ſollte, den Prinzen und die Kaiſerin zu befreien.

Sie weiß alſo auch um die Entführung der Kaiſerin?

Ja, ſie weiß darum, und ſie hat auch hierzu Alles vorbereitet. Sie hat, als bedürfe ſie das für ſich zu einem Maskenball, einen eleganten Herrenanzug anfertigen laſſen, ſie hat Alles für die Toilette Nothwendige beſchafft, ſelbſt den Reiſekoffer für die Kaiſerin gepackt, und in ihrer Equipage wird der König von Rom von hier nach Wien fahren.

Aber ich begreife noch immer nicht, wie Sie es anfangen wollen, die Kaiſerin zu dieſer Flucht zu bewegen.

Ich werde ſie dazu zwingen, rief Graf Montbrun lächelnd, denn ſie will ja den Anſchein haben, gezwungen worden zu ſein, um ihre Rolle als gehorſame Tochter nicht zu gefährden. Sie ſagt ja, daß ſie keinen eigenen Willen hat; wir werden alſo für ſie einen Willen haben, und ihre Worte verriethen mir, daß ſie es alſo wünſcht. — Sie wiſſen jetzt Alles, Gräfin.

Bereiten Sie also Alles vor, und wenn Sie dort drüben die Feuerzeichen aus den Fenstern der Kaiserin hervorleuchten sehen, so öffnen Sie das Fenster von dem Schlafzimmer des Prinzen, und lassen die Strickleiter herunter. Das ist Alles, was nöthig ist.

Nein, seufzte die Gräfin, was nöthig ist, das ist der Schutz Gottes! Oh, möge er Ihrem gefährlichen und gewagten Unternehmen zur Seite stehen, und die Kaiserin und den König von Rom behüten!

werden, und statt dessen werde ich ihr nur mein Verbrechen bekennen, und ihr gestehen müssen, daß ich ihre große und starke Liebe nur als das Werkzeug benutzt habe für meine Wünsche, daß sie mir nur helfen sollte, den Prinzen und die Kaiserin zu befreien.

Sie weiß also auch um die Entführung der Kaiserin?

Ja, sie weiß darum, und sie hat auch hierzu Alles vorbereitet. Sie hat, als bedürfe sie das für sich zu einem Maskenball, einen eleganten Herrenanzug anfertigen lassen, sie hat Alles für die Toilette Rothwendige beschafft, selbst den Reisekoffer für die Kaiserin gepackt, und in ihrer Kampage wird der König von Rom von hier nach Wien fahren.

Aber ich begreife noch immer nicht, wie Sie anfangen wollen, die Kaiserin zu dieser Flucht zu bewegen.

Ich werde sie dazu zwingen, rief Graf Month Cavalli, denn sie will ja den Anschein haben, gezwungen worden zu sein, um ihre Rolle als geheime Tochter nicht zu gefährden. Sie sagt ja, daß sie k eigenen Willen hat; wir werden also für sie Willen haben, und ihre Worte verriethen mir, d es also wünscht. — Sie wissen jetzt Alles, G

Bereiten Sie also Alles vor, und wenn Sie dort drüben die Feuerzeichen aus den Fenstern der Kaiserin hervorleuchten sehen, so öffnen Sie das Fenster von dem Schlafzimmer des Prinzen, und lassen die Strickleiter herunter. Das ist Alles, was nöthig ist.

Nein, seufzte die Gräfin, was nöthig ist, das ist der Schutz Gottes! Oh, möge er Ihrem gefährlichen und gewagten Unternehmen zur Seite stehen, und die Kaiserin und den König von Rom behüten!

VI.

Die Flucht.

Die Nacht des dreißigsten März war hereingebrochen, eine finstere, dunkle Regennacht. Kein Stern stand am Himmel, und nicht mit einem einzigen Lichtstrahl vermochte der Mond die Wolken zu durchdringen, die schwer und grollend den ganzen Horizont überhingen, und die Erde wie mit schwarzen Schleiern überschatteten.

Die Lichter im Schlosse zu Schönbrunn waren längst schon erloschen, die Bewohner des Schlosses waren längst schon zur Ruhe gegangen. Der Regen, der gegen die Fenster plätscherte, störte die Schlafenden nicht, der Sturm, der durch die großen beschnittenen Alleen des Parks pfiff, und zuweilen wie mit machtvollem Finger, gegen die Pforten und die Fenster klirrte, weckte doch Niemand aus dem ersten, erquicklichen Schlummer.

Aber er überdeckte das Geräusch zweier heranrollender Wagen, und der Regen, welcher den Boden aufgeweicht hatte, machte das Geräusch der Räder noch unhörbarer.

Der eine der Wagen hielt diesseits des Schlosses neben der kleinen Pforte, die in den Park führte, und der zweite Wagen fuhr hinüber, nach der anderen Seite des Schlosses, fuhr vorsichtig und langsam dort um den Flügel des Schlosses herum, und hielt neben der kleinen Seitenpforte an, die seit lange unbenutzt und ungeöffnet, von den Bewohnern des Schlosses fast ganz vergessen war. Ein Mann stieg aus diesem zweiten Wagen hervor, und vorsichtig und geräuschlos die Wagenthür schließend, trat er zu dem Kutscher hin.

In einer Viertelstunde, hoffe ich, wird Alles gethan sein, flüsterte er. Leben Sie wohl bis dahin.

Leben Sie wohl, Graf, und der Himmel sei mit Ihnen, flüsterte der Kutscher.

Der Graf schlich leise zu der Pforte hin, tappte vorsichtig mit den Händen nach dem Griff der Thür, und öffnete sie.

Oh, flüsterte er leise, die Gräfin hat Alles gut vorbereitet. Sie hat die Thür aufgeschlossen, und ich habe nicht einmal nöthig von meinem Nachschlüssel

Gebrauch zu machen. Aber wenn ich wiederkomme, werde ich die Thür verſchließen.

Er drückte leiſe die Thür hinter ſich zu, und ſtand jetzt innerhalb des Schloſſes auf einem kleinen mit Backſteinen ausgelegten Flur.

Nur noch einmal die Lection überlegt, damit kein Irrthum vorfällt, flüſterte der Graf in ſich hinein. Das Programm lautet ſo: „Einmal auf dem Flur ſtehend, wendet man ſich links, geht zwanzig Schritte ſeitwärts und befindet ſich dann vor einer kleinen Treppe. Dieſe Treppe, welche funfzig Stufen hoch iſt, geht man hinauf und befindet ſich auf einem Seitencorridor des obern Stockwerks. Zwei Schritte links machend, ſteht man vor einer Thür, welche ſo künſtlich in die Bretterwand eingelaſſen iſt, daß ſie dem Auge des Uneingeweihten nicht zu erkennen iſt, und daß Niemand der jetzt im Schloſſe Anweſenden von ihrer Exiſtenz weiß. Selbſt die Kaiſerin Marie Louiſe kennt nicht das Geheimniß dieſer Thür, und ſie ahnt nicht, daß ihr eigener Gemahl, als er in Schönbrunn reſidirte, dieſe Thür heimlich hier anbringen ließ, um unbemerkt das Schloß betreten und verlaſſen zu können. Auch Diejenigen, welche Marie Louiſe in Schönbrunn bewachen, kennen dieſe Thür nicht. Es iſt ein Ge-

heimniß, das der Kaiſer von Elba aus dem Baron von Ménéval hat melden laſſen, und das uns jetzt ſehr nützlich iſt. Denn dieſe Thür führt gerade in das Toilettenzimmer der Kaiſerin. Die Thür alſo befindet ſich zwölf Schritte links von der Treppe. Mit der Hand über die Wand fahrend, wird man da einen kleinen Nagel, der wie von ungefähr dort eingeſchlagen iſt, entdecken. An dieſen Nagel drückt man, und die Thür geht auf. Man iſt jetzt im Toilettenzimmer der Kaiſerin, geht gerade aus, zwanzig Schritt, und befindet ſich dann vor der Thür, welche in das Schlafgemach der Kaiſerin führt. Die Kaiſerin ſchläft allein, aber die Thür nach dem nächſten Zimmer iſt geöffnet und dort ſchlafen ihre beiden Kammerfrauen. Sie gehören zu den Unſrigen, und ſie ſind angewieſen, ſich nicht auszukleiden. Sie werden das Zeichen des Feuers erwarten, und dann in das Zimmer der Kaiſerin ſtürzen. Alles Andere, fuhr der Graf aufathmend fort, alles Andere wird ſich finden. Hätte die Kaiſerin nicht durchaus gezwungen, und wider ihren Willen fortgeführt ſein wollen, ſo hätten wir die läſtige Geſchichte mit dem Feuer gar nicht nöthig gehabt. Es wäre nur nöthig geweſen, die geheime Thür zu öffnen, und ſie hinunter zu geleiten. Aber ſie hat nicht den Muth,

ihrem Vater zu trotzen, und will ſich ſichern für die Möglichkeit des Mißlingens. Nun wohl denn, ſei es ſo! Auf, an's Werk!

Und der Graf ſchlich mit zwanzig wohlgezählten Schritten nach der kleinen Treppe hin.

Während dies auf dem rechten Flügel des Schloſſes ſich begab, hielt der Wagen, welcher an dem linken Flügel vorgefahren war, noch immer neben der kleinen Gartenpforte.

Ein Mann war ausgeſtiegen, und vorſichtig und leiſe hatte er die Pforte aufgeſchloſſen. Das Heulen des Sturmes hatte das Knarren der eiſernen Thür übertönt, und der aufgeweichte Boden machte ſeine Schritte unhörbar. Haſtig ſchlüpfte er an der Mauer entlang bis zu dem vierten Fenſter des Parterre's. Hier blieb er ſtehen, und ſchaute empor zu dem Fenſter da oben, welches, das einzige an der dunklen Reihe, von einem matten Lichtſchimmer erhellt war.

Das Schlafzimmer des Prinzen, murmelte der Mann. Die Gräfin wacht, und wartet auf das Zeichen. Er blieb ſtehen, und lauſchte, immer die Augen nach dem obern Fenſter gewandt.

Plötzlich hörte man in der Ferne lautes Geſchrei, ein heller Lichtſchein, von der andern Seite des Schloſſes

ausströmend, blitzte durch die Nacht, und Feuer! Feuer! hörte man erstickte Stimmen rufen.

Jetzt ist das Zeichen gegeben, murmelte der Fremde, und — ha, da öffnet sich das Fenster und die Strickleiter kommt!

Er streckte der luftigen seidenen Leiter, die sich zu ihm hernieder ließ, seine beiden Arme entgegen, faßte sie jetzt, und befestigte die unteren Enden an einem in der Mauer wie zufällig angebrachten eisernen Haken.

Nun kletterte er rasch und gewandt wie eine Katze die Leiter hinauf. Nun stand er am offenen Fenster.

Jetzt! sagte er leise. Wo ist der Prinz?

Hier bin ich! flüsterte der Knabe, der von den Händen der Gräfin gehalten auf dem Fensterbrett stand. Hier bin ich, mein Herr!

Wollen Sie mit mir kommen, Prinz?

Ja, mein Herr! Aber noch einen Kuß meiner lieben Quiou! Adieu, adieu!

Er küßte sie innig, und die Gräfin, ihn unter Thränen an ihr Herz drückend, flüsterte: Gott segne Sie, Sire, Gott behüte Sie!

Sie reichte den Knaben hinaus. Halten Sie ihn sicher, Herr von Narbonne, flüsterte sie, gehen Sie vorsichtig, oh, um des Himmels willen —

Herr von Narbonne hörte ſie nicht mehr. Er ſchlüpfte behend, mit der einen Hand den Knaben feſt an ſeine Bruſt drückend, mit der andern an der Strickleiter ſich anklammernd, die luftigen Stufen hinunter.

Fürchten Sie ſich, Sire? flüſterte er, während er hinabſtieg.

Nein, mein Herr, ich fürchte mich nicht, ſagte der Knabe. Ich weiß, daß ich zu meinem Papa gehe!

Jetzt hatten ſie den Boden erreicht; nun mit haſtigen Schritten ſprang Herr von Narbonne, den Knaben im Arm haltend, vorwärts nach der Pforte hin, hinein in den Wagen.

Vorwärts, jetzt vorwärts! So raſch die Pferde jagen können!

Der Wagen rollte von dannen; Niemand hörte es, Niemand war auf dieſem Flügel des Schloſſes, Jedermann war hinüber geeilt nach dem andern Flügel des Schloſſes, Jedermann wollte dort helfen, retten, denn der Ruf: Feuer! Feuer! hatte das ganze Haus erweckt, und nur nach den brennenden Zimmern war die Aufmerkſamkeit hingelenkt.

Der Wagen rollte von dannen nach Wien hin und darin ſaß der kleine König von Rom, und je ſchneller der Wagen fuhr, deſto ſtrahlender ward ſein Lächeln.

Ach, wie raſch das geht, jubelte er, in die Hände klatſchend. Nicht wahr, nun werde ich bald bei meinem lieben Papa ſein?

Ach, Sire, ſo bald noch nicht. Es iſt ſehr weit von Wien nach Paris.

Aber ich werde hinkommen, rief der Prinz. Ich werde meinen Papa Kaiſer wiederſehen, er wird wieder mit mir ſpielen und mit mir lachen und ſingen. Ich liebe ihn ſo ſehr, meinen guten Papa. Oh ſagen Sie, ich werde doch gewiß zu ihm fahren? Sie bringen mich nicht anderswo hin? Sie halten Wort, Sie führen mich zu meinem Papa?

Ja, ich halte Wort! Sehen Sie nur, Prinz, da fahren wir in das Außenthor von Wien ein. Jetzt nur noch einige Straßen und wir ſind vor dem Hauſe der Dame angelangt, bei welcher Sie dieſe Nacht ſchlafen und mit der Sie morgen nach Paris abreiſen werden.

Ach, morgen reiſe ich nach Paris, jubelte der Prinz. Und in Paris erwartet mich mein Papa, und in Paris werde ich in den Tuilerieen wohnen, und da werde ich wieder der König von Rom ſein, und ich werde meine Pagen wieder haben, und alle Menſchen werden mich wieder lieb haben, und Alle werden freundlich zu mir ſein, und Niemand, oh Niemand, wird mich wieder

Franz nennen. Oh ſagen Sie, mein Herr, iſt das nicht ein ſehr häßlicher Name, Franz?

Es iſt wahr, der Name Napoleon iſt ſchöner, ſagte Herr von Narbonne lächelnd, und Sie ſind ſicher, daß man Sie in Paris niemals anders nennen wird, beſonders — Aber halt, was iſt das, wir fahren in eine falſche Straße ein — Kutſcher, wir müſſen rechts fahren, rechts —

Herr von Narbonne ſprang empor und riß das vordere Wagenfenſter auf und legte ſeine Hand auf die Schulter des Wagenführers.

Sie haben einen falſchen Weg eingeſchlagen, hören Sie doch!

Aber der Kutſcher hörte nicht, er hieb auf die Pferde ein, und fuhr in ſchnellerem Trabe vorwärts durch die von den flackernden Laternen matt erleuchteten Straßen.

Ich ſage Ihnen, Kutſcher, Sie haben einen falſchen Weg eingeſchlagen, rief Narbonne, dem Kutſcher die Hand auf die Schulter legend und ihn heftig rüttelnd, Sie fahren in die Straße nach dem Burgthor hinauf, und Sie müſſen rechts einbiegen, um nach dem Kärnthnerthor zu kommen.

Der Kutſcher, ohne ſich umzuwenden, ohne ein Wort

zu erwidern, hieb wieder auf die Pferde ein, und donnernd rollte der Wagen über das Pflaſter dahin.

Mein Gott, mein Gott, was bedeutet dies? murmelte Narbonne, einen Moment wie betäubt in den Wagen zurückſinkend.

Herr von Narbonne, fragte der Prinz, leiſe weinend, ach, ſagen Sie, werden wir nun doch nicht zu meinem Papa kommen? Will der böſe Kutſcher uns nicht dahin fahren?

Er ſoll uns dahin fahren, ſagte Narbonne entſchloſſen, wieder von dem Sitz emporſpringend und wieder dem Kutſcher ſich zuwendend.

Hören Sie, ſagte er leiſe und raſch, Sie ſchlagen jetzt den Weg ein, den ich Ihnen angegeben, oder ich ſchieße Sie nieder.

Und indem er ſo ſprach, hörte man ganz deutlich, wie er den Hahn ſeiner Piſtole aufzog.

In demſelben Moment hielt der Kutſcher mit energiſcher Kraft ſeine Pferde mitten im Lauf an und ſprang von ſeinem Sitz nieder auf den Boden.

Erſtaunt blickte Herr von Narbonne aus dem Seitenfenſter des Wagens. Sie befanden ſich jetzt mitten in der großen, durch den Volksgarten dahin führenden Straße. Tiefe Oede und Stille herrſchte rings umher.

nur hier und da warf eine Laterne einen trüben Schein auf die aufgeweichte, ſchmutzglitzernde Straße und hüllte dicht daneben wieder Alles in tiefere Dunkelheit ein.

Kutſcher! rief Herr von Narbonne, Kutſcher, wo ſind Sie?

Keine Antwort erfolgte. Herr von Narbonne riß den Schlag des Wagens auf und ſprang hinaus. In demſelben Moment packten ihn von beiden Seiten vier mächtige Arme und riſſen ihn von dem Wagen fort.

Herr von Narbonne! ſchrie der Prinz angſtvoll, von dem Sitz aufſpringend und im Begriff, aus dem Wagen zu ſtürzen.

Eine kräftige Hand ſchob ihn zurück, und ein Mann ſtieg zu ihm in den Wagen.

Sind Sie es, Herr von Narbonne? fragte Napoleon angſtvoll, und als der Mann nicht antwortete, ſchrie er laut und angſtvoll: Herr von Narbonne! Kommen Sie her zu mir, Herr von Narbonne!

Seine laute jammernde Stimme ſchallte weithin über den Platz und erreichte das Ohr Narbonne's, der eben, von den vier Männern an beiden Armen gehalten, in einen an der andern Seite des Weges ſtehenden Wagen geſchoben ward.

Herr von Narbonne! rief Napoleon mit lauterer, flehenderer Stimme.

Hier! — Ich —

Eine ſchwere Hand legte ſich auf Narbonne's geöffnete Lippen. Kein Wort, oder Sie ſind des Todes, ſagte eine drohende Stimme dicht neben ſeinem Ohr. Verhalten Sie Sich ruhig und Ihnen wird nichts geſchehen.

Eben ward die Thür des Wagens, in welchem ſich der Prinz befand, heftig zugeſchlagen und der Wagen rollte von dannen.

Sie ſehen, ſagte die Stimme neben dem Herrn von Narbonne, Ihr Plan iſt vereitelt, der Prinzenraub iſt mißlungen. Die Polizei war von Allem unterrichtet, aber ſie ließ die Flucht geſchehen, um Beweiſe gegen die Hauptſchuldigen zu haben. Aber wir wollen dieſes Abenteuer verborgen halten, und deshalb, mein Herr, wird man, anſtatt Sie zu ſtrafen und Ihnen den Prozeß zu machen, Sie nur ohne Aufenthalt aus den Kaiſerſtaaten entfernen und an der franzöſiſchen Grenze abſetzen. Vorwärts, Kutſcher!

Der Wagen rollte wieder dem Burgthor zu und führte den vor Zorn und Verzweiflung weinenden Herrn von Narbonne von dannen.

Während Jener die Stadt verließ, fuhr der Wagen in welchem ſich der kleine Napoleon befand, immer raſcher vorwärts.

Mein Herr, ſagte der Prinz mit tonloſer, bebender Stimme, warum ſprechen Sie nicht mit mir? Warum ſagen Sie mir nicht, ob Sie der Herr von Narbonne ſind? Ach, ich bitte Sie, ſagen Sie es mir doch! Ich ängſtige mich ſo ſehr, ich —

Der Wagen hielt, goldbetreßte Lakayen öffneten den Schlag, eine Dame ſtand neben dem Wagen und ſtreckte dem Prinzen ihre beiden Arme entgegen.

Er ließ es geſchehen, daß man ihn aus dem Wagen hob, daß die fremde Dame ihn in ihre Arme nahm und durch das hohe, lichtſtrahlende Portal über den Flur und die Stiegen hinauftrug. Er war ganz betäubt, ganz ermattet von Angſt und Entſetzen. Sein Kopf hing matt und kraftlos über den Arm der Dame hin, ſeine kleine Geſtalt war ſchwer und bewegungslos, wie die einer Leiche. Lakayen mit brennenden Armleuchtern ſchritten voran über den Corridor, Lakayen und Diener folgten. Jetzt ward eine hohe Flügelthür geöffnet und man trat in eine Reihe glänzend erleuchteter Zimmer ein.

Die Dame ließ den Prinzen ſorgfältig aus ihren

Armen auf einen Fauteuil niedergleiten und kniete dann vor ihm nieder, um mit ſorgſamem Blick ihn zu betrachten.

Der kleine Napoleon ſchaute ſie an mit weitoffenen Augen, ſeine Wangen waren kalt und bleich, ſeine Lippen bebten.

Oh, fürchten Sie Sich nicht, ſagte die Dame zärtlich, ſehen Sie nicht ſo traurig aus, Herzog, Niemand zürnt mit Ihnen, Jedermann liebt Sie, und gleich wird Se. Majeſtät, Ihr Herr Großvater kommen, um —

Ein Zittern flog durch die Glieder des Knaben hin und er richtetete ſich haſtig empor. Mein Großvater wird kommen, ſagte er angſtvoll. Aber wo bin ich denn? Sind Sie denn nicht die liebe freundliche Dame, bei der ich die Nacht bleiben ſoll und die morgen mit mir nach Paris zu meinem Papa fahren wird?

Nein, mein lieber kleiner Herzog, ſagte die Dame, das Alles war nur ein böſer Traum. Sie ſind hier, — aber da kommt Se. Majeſtät der Kaiſer.

Sie erhob ſich raſch von ihren Knieen und verneigte ſich dann tief vor dem Kaiſer, der ſoeben in der Thür des nächſten Zimmers erſchien.

Der Prinz blieb ruhig auf ſeinem Lehnſtuhl ſitzen

und ſtarrte mit entſetzten Blicken ſeinem Großvater entgegen.

Kaiſer Franz näherte ſich dem Kinde mit lächelndem, unbefangenem Geſicht und reichte ihm ſeine Hand dar.

Guten Abend, mein kleiner Herzog, ſagte er heiter. Haſt durchaus eine Reiſe machen wollen, kleiner Franz? Und noch dazu zur Nachtzeit? Nun ſchau, haſt jetzt Deinen Spaß gehabt und biſt gereiſt von Schönbrunn nach Wien. Und hier in Wien ſollſt Du halt bleiben, mein Kind, und ſollſt hier in der Burg bei mir, bei Deinem Großvater wohnen. Da wird's Dir ſchon beſſer gefallen als da draußen in Schönbrunn, nicht wahr, mein kleiner Franz?

Der Knabe ſchaute mit traurigen, thränenſchweren Blicken zu ihm empor und ſchüttelte leiſe ſein Haupt.

Wir wollen Dich hier Alle recht lieb haben, fuhr der Kaiſer gutmüthig fort, aber Du mußt uns dafür auch halt wieder lieb haben. Beſonders mußt Du recht freundlich, artig und gehorſam ſein gegen Deine neue Gouvernante. Sieh da, mein kleiner Franz, dieſe Dame hier, die Frau Generalin von Mitrowska, das iſt Deine neue Gouvernante, und die wird von jetzt an immer bei Dir bleiben und wird Dich unterrichten und für Dich ſorgen. Heiß die Frau Generalin will-

kommen, kleiner Franz, gieb ihr die Hand und ſag' ihr, daß Du ihr immer recht gehorſam ſein willſt.

Der Prinz regte ſich nicht — er ſtarrte zu dem Kaiſer empor und zwei einzelne, glänzende Thränen rollten langſam über ſeine Wangen nieder.

VII.

Die Rache.

Feuer! Feuer! Das war der Ruf geweſen, der auf einmal die Bewohner des Schloſſes von Schönbrunn aus dem erſten Schlummer erweckt hatte. Feuer in den Gemächern der Kaiſerin.

In dem Schlafzimmer der Kammerfrauen war es ausgebrochen; die beiden Frauen waren von dem hellen Lichtſchein erwacht, ſie hatten vor allen Dingen die Kaiſerin geweckt, waren ihr behülflich geweſen, ſich raſch und eilig anzukleiden und waren dann von dannen geſtürzt, um die Schlafenden zu wecken und Hülfe herbei zu rufen.

Marie Louiſe war alſo einen Moment allein geblieben. Entſetzt hatte ſie dem Zimmer der Kammerfrauen ſich genähert, um zu entfliehen, aber die hellen

Flammen, die ihr von den brennenden Vorhängen entgegenſchlugen, ſchreckten ſie zurück.

Außer ſich, bleich und zitternd, flog ſie jetzt durch ihr Schlafzimmer hin, der andern Thür zu, und trat durch dieſelbe in ihr Toilettenzimmer hinein. Dieſes Zimmer war dunkel, nur das Feuer aus dem nahen Gemach warf einen röthlichen Schein durch daſſelbe, und Marie Louiſe, geblendet und geängſtigt von dieſem Schein, ſchlug mit einem lauten Aechzen ihre Hände vor ihr Angeſicht.

Fürchten Ew. Majeſtät nichts, ſagte neben ihr eine leiſe, männliche Stimme, ich errette Ew. Majeſtät aus den Flammen!

Zur ſelben Zeit fühlte ſie ſich von zwei kräftigen Armen emporgehoben, und ehe ſie noch Kraft gefunden zu einem Schrei, einem Hülferuf, ſtürzte der, welcher ſie trug, mit ihr vorwärts; die Wand ſchien ſich vor ihm aufzuthun, und er ſprang hindurch, und er rannte, die entſetzte, halb ohnmächtige Kaiſerin im Arm, vorwärts, eine Treppe hinunter.

Marie Louiſe fühlte ihre Sinne ſchwinden, ein ſeltſames Klingen und Sauſen war vor ihren Ohren, wie ſchillernde Sterne blitzte es vor ihren Augen, ſie wollte ſich ſträuben, aber ihre Glieder verſagten ihr den

Dienſt, ſie wollte um Hülfe ſchreien, aber das Entſetzen hatte ihre Zunge gelähmt, ſie ſank regungslos zuſammen.

Sie iſt ohnmächtig, und das war in ihrer Situation das Beſte, was ſie thun konnte, ſagte Graf Montbrun zu ſich ſelber, indem er mit ſeiner ſchönen Laſt durch das Seitenthor des Schloſſes hinaustrat und ſich dem Wagen näherte.

Sind Sie es, Graf? flüſterte der Kutſcher, der von ſeinem vordern Sitz niedergeſtiegen war, und neben dem offenen Wagenſchlag ſtand.

Ja, ich bin es, Baron, ſagte der Graf, helfen Sie mir, die Kaiſerin in den Wagen zu heben.

Vorſichtig ward die Kaiſerin auf dem Vorderſitz des Wagens gebettet, Graf Montbrun nahm auf dem Rückſitz Platz, der Kutſcher ſchwang ſich wieder auf den Bock und vorwärts ging es jetzt in raſtloſer Eile, vorwärts die Straße hinunter, hinein in das Dickicht des Waldes.

Die Kaiſerin lag noch immer bewußtlos da. Allmälig ſchien die ſchaukelnde Bewegung des Wagens und die Nachtluft, die aus den geöffneten Wagenfenſtern herein ſtrömte, ſie aus ihrer Betäubung zu erwecken. Ein leiſes Zucken ging durch ihre Geſtalt

hin, dann ſchlug ſie die Augen auf und richtete ſich empor.

Alles dunkel, murmelte ſie, und doch meinte ich Feuer geſehen zu haben, Feuer in meinem Zimmer, in — Mein Gott, wo bin ich? rief ſie erſchreckt, jetzt erſt zum vollen Bewußtſein zurückkehrend, wohin fährt man mich? Wer iſt da vor mir? Wer ſind Sie?

Majeſtät, Ihr treueſter und ergebenſter Diener, der Graf Montbrun.

Montbrun! rief Marie Louiſe entſetzt, und wie kommen Sie hierher in meinen Wagen? Mein Gott, was geſchieht denn mit mir? Wie kam ich in den Wagen? Was bedeutet es, daß Sie neben mir ſind? Oh, mir iſt Alles wie ein wüſter Traum, mein Kopf ſchwindelt, mein Herz klopft zum Erſticken! Ich frage Sie, was bedeutet dies Alles? Wohin führt man mich?

Majeſtät, dahin wo allein der Platz meiner erhabenen Kaiſerin ſein kann, nach Frankreich! Nach Paris!

Nach Paris! ſchrie Marie Louiſe entſetzt. Und mein Vater hat ſeine Einwilligung gegeben?

Nein, Majeſtät. Aber der Kaiſer Napoleon hatte mir befohlen ihm die Gemahlin und den Sohn zuzu-

führen, und ich hatte geſchworen, dem Befehl meines erhabenen Herrn zu genügen, um jeden Preis, ſei's mit Liſt oder mit Gewalt.

Sie haben mich entführt, rief Marie Louiſe, von ihrem Sitz aufſpringend, und eine Bewegung machend, als wolle ſie die Wagenthür öffnen, um hinaus zu ſpringen.

Aber die Thür gab dem Druck ihrer Hand nicht nach, und mit einem tiefen Seufzer ſank Marie Louiſe wieder in die Kiſſen zurück.

Ja, ſagte Graf Montbrun, ich habe es gewagt, Ew. Majeſtät zu entführen, und ich hoffe, daß Ew. Majeſtät mit mir zufrieden ſind, und daß ich Ihre Worte richtig gedeutet habe.

Welche Worte? fragte Marie Louiſe verwundert. Was habe ich denn geſagt?

Sie haben geruht, mir zu verſtehen zu geben, daß Ew. Majeſtät nicht zu handeln, keinen Willen zu haben wagten, daß Sie Sr. Majeſtät Ihrem Herrn Vater nicht trotzen, ſondern nur dem Zwang nachgeben dürften. Ich habe alſo Zwang angewandt, um Ew. Majeſtät aus den Banden zu befreien, mit welchen man Sie zurückhielt. Ich habe Alles ſo vorbereitet, daß, wenn mein Plan mißlang, wenn er jetzt noch ſcheitern ſollte,

Ew. Majeſtät, indem Sie zu dem Kaiſer von Oeſterreich zurückkehrten, ihm feierlich ſchwören könnten, nichts von dieſem Unternehmen gewußt zu haben, ſondern mit Gewalt entführt worden zu ſein. Ew. Majeſtät würden dann erzählen, daß eine frevelnde Hand Feuer in dem Zimmer ihrer Kammerfrauen angelegt, daß Diejenigen, welche Sie entführt, die Verwirrung, die ſie ſelber hervorgerufen, benutzend, durch eine geheime Thür in Ihr Toilettenzimmer gedrungen, Sie mit Gewalt fortgeführt hätten, daß Niemand auf Ihren Hülferuf geachtet, daß Niemand das Fortrollen des Wagens gehört habe, weil Jedermann nur mit dem Feuer beſchäftigt geweſen wäre. Das könnten Ew. Majeſtät ſagen, wenn der Fluchtverſuch mißlungen wäre, und es würde Ihnen in den Augen des Kaiſers Franz als Entſchuldigung dienen. Aber Gott wird nicht ſo grauſam ſein, die Wünſche des Kaiſers Napoleon, des ganzen, franzöſiſchen Volkes, und wie ich hoffe, auch die Wünſche Eurer Majeſtät zu vereiteln, Gott wird es zulaſſen, daß Ew. Majeſtät wieder zu Ihrem Gemahl zurückkehren, um mit dem Kaiſer wieder den Thron von Frankreich zu theilen, und dem franzöſiſchen Volk, das Ihnen mit aller Sehnſucht der Liebe entgegenjauchzt, wieder den Segen der Liebe und des

Friedens zu bringen, und Frankreich mit Oesterreich, mit Deutschland zu versöhnen.

Aber es ist unmöglich, daß Ihr verwegener Plan gelingt, rief Marie Louise, die Hände ringend. Es ist unmöglich, daß Sie mich aus den österreichischen Staaten fortführen, ohne entdeckt zu werden. Mein Gott, in dem nächsten Ort schon kann man uns anhalten, mich erkennen, oder mich mit Gewalt zur Rückkehr zwingen. Oh, welche Schmach, welche Demüthigung dann, als eine flüchtige Verbrecherin zurückkehren zu müssen!

Der Himmel, wird nicht wollen, daß Ew. Majestät von solchem Unglück bedroht werde, sagte Montbrun feierlich. Alle Vorkehrungen sind getroffen, Alles ist wohl durchdacht und wohl überlegt. Ueberall auf dem ganzen Wege liegen Relais bereit, unsere Pässe sind in vollkommener Ordnung, und es hängt nur von Ew. Majestät ab, jedes Erkennen unmöglich zu machen, und sich vor jeder Entdeckung zu sichern.

Wie? das hängt von mir ab? fragte Marie Louise.

Ja, von Eurer Majestät. Der Paß, den ich bei mir führe, lautet auf zwei Personen, auf zwei Männer. Eure Majestät müssen die Gnade haben,

eine Verkleidung anzulegen, sich in Männerkleidung zu hüllen.

Ach, als ob es so leicht sein würde, die zu erhalten, rief Marie Louise.

Majestät, es ist Alles vorbereitet, hier in dem Kasten des Wagens steht ein Koffer, der Alles enthält, was zur Toilette Ew. Majestät erforderlich ist, und bemerken Sie nur, wir fahren jetzt in einen kleinen Seitenweg ein. Ew. Majestät erinnern sich des kleinen Pavillons im Walde von Schönbrun? Er ist jetzt einsam und unbemerkt, und daher ganz geeignet, Ew. Majestät als Toilettenzimmer zu dienen.

Oh mein Gott, murmelte Marie Louise in sich hinein, es ist also kein Entrinnen mehr, ich muß —

Der Wagen hielt vor dem einsamen Häuschen an, der Graf öffnete den Schlag und sprang hinaus, um der Kaiserin beim Aussteigen behülflich zu sein.

Seufzend und zitternd verließ Marie Louise den Wagen und trat in das Haus ein. Niemand hieß sie willkommen, Niemand trat ihr entgegen, aber das Zimmer, welches der Graf jetzt öffnete, war erleuchtet und wohnlich eingerichtet, als hätten unsichtbare Geister, die Ankunft der Prinzessin vorherschauend, Alles zu ihrem Empfange bereitet. In der Mitte des kleinen

runden Gemachs befand sich ein Tisch, auf welchem auf hohen Armleuchtern dicke Wachskerzen brannten, daneben stand eine Schale mit Früchten und Backwerk, und unfern davon hing an der Wand ein hoher Spiegel, zu dessen beiden Seiten auf Wandleuchtern Kerzen brannten.

Geruhen Ew. Majestät hier einzutreten, sagte Graf Montbrun, wir werden sogleich den Koffer bringen.

Er ging hinaus und schloß die Thür. Marie Louise war allein. Mit scheuer Angst blickte sie im Zimmer umher, ja, sie war allein, ganz allein! Niemand da, der sich ihrer erbarmen, der sie erretten konnte. Sie war der Gewalt dieses Mannes hingegeben, der sie entführte, um sie zu ihrem Gemahl zurückzubringen. Wie sie das dachte, schauderte sie in sich zusammen, und ihre Wangen erbleichten.

Die Thür öffnete sich wieder, der Graf trug den Koffer herein, und sich tief vor der Kaiserin verneigend, sagte er: Ew. Majestät bitte ich nur um die Gnade, Ihre Toilette zu beeilen, damit wir weiter fahren können.

Aber, mein Herr, rief Marie Louise, nach Kraft, nach einem festen Entschlusse ringend, wer sagt Ihnen denn, daß ich weiter fahren will, daß ich diese aben-

teuerliche Flucht, zu der Sie mich wieder mein Willen zwingen wollen, auch unternehmen will?

Ew. Majestät werden Sich gnädigst erinnern, daß der Kaiser, Ihr Gemahl, mir befohlen hat, ihm die Gemahlin zurückzuführen, sagte der Graf mit ruhiger Entschlossenheit, und daß ich geschworen habe, seinem Befehl zu genügen. Der Kaiser von Frankreich ruft seine Gemahlin, er fordert von ihr die Treue, die sie ihm vor dem Altar Gottes gelobt hat, er fordert, daß sie zu ihm zurückkehre.

Aber ich kann nicht, rief Marie Louise außer sich, bebend vor Angst. Ich habe meinem Vater geschworen, ihm gehorsam zu sein, nicht ohne seine Einwilligung irgend eine Botschaft des Kaisers anzunehmen, und jetzt will man mich mit Gewalt zu ihm zurückführen, jetzt will man mich zwingen —

Niemand wird es wagen, Ew. Majestät zwingen zu wollen, rief eine machtvolle Stimme hinter ihnen.

Marie Louise stieß einen Freudenschrei aus und wandte sich um.

Dort, in der geöffneten Thür, dort stand eine hohe männliche Gestalt. Ein langer Mantel umhüllte sie, ein großer breitkrämpiger Hut bedeckte sein Haupt und beschattete sein Gesicht.

Aber Louiſe erkannte ihn doch. Neipperg! Graf Neipperg! rief ſie mit einem lauten Jubelton, und außer ſich, aller Ueberlegung, aller Rückſicht vergeſſend, nur fühlend, daß Er da ſei, daß Er ſie erretten und beſchützen werde, ſprang ſie vorwärts und warf ſich in die geöffneten Arme des Grafen.

Retten Sie mich, flüſterte ſie, oh dulden Sie es nicht, daß man mich von hier fortführt.

Nein, ich werde das nicht dulden, ſagte der Graf, ſie innig an ſich drückend, man hat es gewagt, ein unwürdiges Spiel mit Ew. Majeſtät zu treiben, aber es iſt zu Ende, und Niemand ſoll Ew. Majeſtät zwingen zu einem Schritt, den Sie nicht freiwillig thun wollen!

Das heißt, ſagte Montbrun, ſich bleich und mit düſterer Stirn nähernd, das heißt, Sie, Herr Graf Neipperg, wollen es verhindern, daß die Kaiſerin einen freiwilligen Schritt thue? Sie wollen ſie zwingen, umzukehren.

Nein, ſagte Graf Neipperg würdevoll, ich will, daß die Kaiſerin freie Wahl habe. Hätte ich das nicht gewollt, ſo wäre es mir ein Leichtes geweſen, den Fluchtverſuch zu hindern, denn ich kannte ihn ſeit acht Tagen ſchon, ich wußte um Alles. Aber ich ließ Sie Ihren

Plan ruhig ausführen, und, — verzeihen Sie es mir, Sie so überlistet zu haben, Herr Graf Montbrun, — ich war der Kutscher, der Sie hierher fuhr. Während Sie in das Schloß von Schönbrunn gingen, um Feuer anzulegen, und die erschreckte Fürstin zu entführen, nahm ich die Stelle Ihres von mir längst bestochenen Kutschers, nahm er meine Stelle hinter dem Mauerpfeiler ein, hinter dem ich Ihr Kommen erwartet hatte. Sie sehen also, es wäre mir ein Leichtes gewesen, Ihre Pläne zu durchkreuzen. Ich hätte nur nöthig gehabt, die Polizei zu benachrichtigen. Indeß, ich wollte der Kaiserin die Wahl überlassen, sie selber sollte über ihre Zukunft entscheiden, sie allein! Deshalb ließ ich Alles geschehen, deshalb begleitete ich Sie hierher. Es muß endlich Alles klar und entschieden werden. Der Kaiser Napoleon soll nicht sagen, daß man seine Gemahlin mit Gewalt zurückhält. Sie, Herr Graf Montbrun, werden ihm entweder die Gemahlin zuführen, oder Sie werden zu ihm gehen, und ihm sagen, daß es ihr freier Wille war, nicht zu ihm zurückzukehren.

Und jetzt, fuhr er fort, von der Kaiserin zurücktretend, und sich tief vor ihr verneigend, jetzt lege ich die Entscheidung in die Hände Ew. Majestät. Wir sind hier allein, zwei Ehrenmänner, Beide bereit dem Willen

und Befehl Ew. Majestät zu gehorchen, Beide, so verschieden auch unsere Wege sind, einig in dem Gefühl des Gehorsams und der Ehrfurcht, die wir Ew. Majestät, der Dame schulden, die ich die Tochter meines Kaisers, die Graf Montbrun die Gemahlin seines Kaisers nennt. Ich schwöre also hier, und Gott hört meinen Schwur, daß ich mich dem Willen Ew. Majestät unterwerfe, daß ich, wie auch Ihre Entscheidung ausfallen möge, schweigend und gehorsam mich den Befehlen der Kaiserin unterordnen will. Herr Graf Montbrun, wollen auch Sie das schwören?

Ja, sagte Montbrun feierlich, ich schwöre, gleich dem Grafen Neipperg, mich schweigend und gehorsam den Befehlen der Kaiserin unterzuordnen, Ihrem Willen mich zu unterwerfen, wie auch die Entscheidung ausfallen möge!

Nun, wohlan denn, jetzt mögen Ew. Majestät Ihren Willen kund thun, rief Graf Neipperg. Wollen Sie dem Ruf des Kaisers Napoleon folgen, wollen Sie nach Frankreich, zu Ihrem Gemahl zurückkehren? Sagen Sie es, und ich trete ehrfurchtsvoll bei Seite! Ew. Majestät legen Ihre Verkleidung an, und fahren mit dem Grafen Montbrun weiter, und Niemand wird Ihre Flucht aufhalten, denn Graf Montbrun hat alle

Vorbereitungen gut getroffen, auf allen Stationen ſtehen die Relais bereit, und ich ſelbſt werde bemüht ſein, Diejenigen, welche Sie verfolgen möchten, auf falſche Wege zu leiten, bis Sie die franzöſiſche Grenze überſchritten haben. — Wollen aber Ew. Majeſtät nicht nach Frankreich gehen, wollen Sie freiwillig der Kaiſerkrone, welche Ihrer in Frankreich wartet, entſagen, wollen Sie ſtatt Kaiſerin von Frankreich nur die Herzogin von Parma ſein, dann ſagen Sie es, und Graf Montbrun wird allein nach Paris gehen, und er wird dem Kaiſer Napoleon melden, daß Marie Louiſe die Bande zerriſſen hat, welche ſie an ihn knüpfen, daß ſie ſich weigert, ihn als ihren Gemahl anzuerkennen, daß ſie ſich weigert, die Kaiſerin von Frankreich zu heißen, und nur noch die Herzogin von Parma, die Tochter des Kaiſers Franz, die deutſche Prinzeſſin ſein will. Sagen Sie es, und der Graf Montbrun wird es nicht hindern, daß Ew. Majeſtät mit mir dieſes Haus verlaſſen, ich werde Sie wieder zurückfahren nach Schönbrunn, und unbemerkt, von der Nacht geſchützt, werden Sie auf demſelben Wege, auf dem Sie das Schloß verlaſſen, wieder in daſſelbe zurückkehren. — Ew. Majeſtät, wir warten auf Ihre Entſcheidung!

Eine Pauſe trat ein. Athemlos, mit hochklopfendem Herzen, bleich vor innerer Aufregung ſtanden die beiden Männer der Kaiſerin gegenüber, ſie beide anſchauend mit flammenden Blicken voll Unruhe und Pein.

Jetzt hob Marie Louiſe langſam ihr Haupt empor, jetzt ſchritt ſie vorwärts, und mit lauter, faſt freudiger Stimme ſagte ſie: Herr Graf Neipperg, führen Sie mich nach Schönbrunn zurück. Ich entſage der Kaiſerkrone von Frankreich, ich will nur noch die Herzogin von Parma ſein.

Graf Neipperg ſtieß einen Freudenſchrei aus, und auf ſeine Kniee niederſinkend, preßte er die dargereichte Hand der Kaiſerin an ſeine Lippen.

Graf Montbrun, ſagte Marie Louiſe, ihr erröthendes Antlitz dem Grafen zuwendend, der todesbleich, mit ſchmerzbewegten Zügen an der Wand lehnte, Graf Montbrun, kehren Sie nach Paris zurück, bringen Sie dem Kaiſer meine Grüße, ſagen Sie ihm, daß ich niemals den Vater meines Sohnes vergeſſen, niemals aufhören werde für ihn zu beten, daß mein Herz und meine Pflicht mir aber verbietet, zu ihm zurück zu kehren. Leben Sie wohl, Herr Graf Montbrun. Sie aber, General Neipperg, geben Sie mir Ihren Arm und

führen Sie mich zu meinem Wagen, um mit mir nach Schönbrunn zurückzukehren.

Erlauben mir Ew. Majestät nur, dem Grafen Montbrun noch ein Wort zu sagen, bat General Neipperg. Er näherte sich dem Grafen, zog aus seinem Busen einen Brief hervor und reichte ihn dem Grafen dar.

Herr Graf Montbrun, sagte er, ich bin Ihnen noch schuldig, Ihnen eine Aufklärung zu geben, Ihnen zu sagen, durch Wen mir Ihr Entführungsplan verrathen ward und wer mir die Mittel in die Hand gab, ihn zu vereiteln. Diese Aufklärung finden Sie in diesem Brief. Er kommt von einer Dame, die Ihnen wohl bekannt ist, er kommt von Friederike Hähnel! — Jetzt möge Ew. Majestät die Gnade haben, meinen Arm anzunehmen und mir zu gestatten, Sie nach Schönbrunn zurückzufahren. Das Abenteuer dieser Nacht wird in Schweigen und Geheimniß begraben werden, denn Niemand, außer uns, kennt die geheime Thür des Toilettenzimmers, und durch diese werden Ew. Majestät in Ihre Gemächer zurückkehren, noch ehe der Morgen dämmert!

Marie Louise, mit einem zärtlichen Blick zu ihm aufschauend, nahm seinen Arm und verließ mit dem Grafen das Gemach.

Montbrun ſchaute ihnen mit düſtern Blicken nach, in ſich verſunken, verloren in die finſtern Gedanken, welche ſeine Seele bewegten und ihn mit Verzweiflung und Zorn erfüllten. Jetzt, als er das Rollen des ſich entfernenden Wagens vernahm, ſtampfte er wild mit dem Fuß auf den Boden und ſchleuderte einen flammenden Zornesblick zum Himmel empor.

Alles verloren! Alles umſonſt! ſagte er zähneknirſchend. Die Arbeit und Mühe eines halben Jahres vernichtet in Einem Moment, und mit leeren Händen muß ich zu dem Kaiſer zurückkehren, kann ihm kein Zeugniß geben meiner Ergebenheit, meiner Thätigkeit, kann von ihm keinen Lohn, keinen Dank fordern, ſondern werde nur mit finſterm Zornesblick, mit einem Lächeln der Verachtung empfangen werden. Oh, mein Gott, habe ich denn für all' meine Treue, meine Mühe eine ſolche Strafe verdient? — Aber der Brief! Der Brief ſoll mir Aufklärung geben, ſagte mir der Graf Neipperg. Er ſoll mir ſagen, wer mich verrieth. Wehe, wehe über ihn!

Er griff nach dem Brief, den er vorher mit einer verächtlichen Bewegung auf den Tiſch geſchleudert hatte und riß ihn auseinander.

Ja, ſagte er, ihn anſchauend, es iſt ihre Hand-

ſchrift. Dieſer Brief iſt wirklich von Friederike Hähnel. Und ſie, ſie ſollte mich verrathen haben? Nein, nein, das iſt unmöglich, das — ach, leſen wir doch den Brief!

Er warf ſich auf einen Stuhl neben dem Tiſch nieder, zog den Armleuchter näher zu ſich heran und las den Brief, der alſo lautete:

„Sie haben mich getäuſcht und hintergangen! Sie haben mit meinem Herzen ein elendes und unwürdiges Spiel getrieben, und meine Liebe zu einem Werkzeug Ihrer Pläne gemacht. Ich habe Sie geliebt, grenzenlos, unausſprechlich; doch das iſt lange her, und klingt nur noch in mir nach wie die Ammenmährchen meiner Kindheit, die ich jetzt belächele, weil ich ſo klug geworden bin, zu wiſſen, daß ſie niemals eine Wahrheit werden können. Sie haben mich klug gemacht, und ich will Ihnen jetzt einen Beweis meiner Klugheit geben. — Auf jenem Feſt beim Baron Arnſtein, wo Sie mit Ihrer Gemahlin zuſammen trafen, belauſchte ich Ihr Geſpräch. Ich ſtand hinter dem Bosquet, als Sie Ihrer zärtlichen Ehehälfte die Verſicherung gaben, daß Sie Friederike Hähnel durchaus nicht liebten, daß ſie nur ein Werkzeug in Ihren Händen ſei, als Sie ihr mit lachendem Munde erzählten, daß Sie mich betrö-

gen, und zu Ihrer Rechtfertigung hinzuſetzten, auch ich betröge Sie, denn ich liebte nicht Sie, ſondern Ihren glänzenden Namen allein. Sie ſagten damals: „es kommt nur darauf an, wer ſeinen Zweck erreicht, und wer von uns Beiden zuletzt der Betrogene ſein wird.“ Dieſe Worte habe ich mir ſeitdem täglich wiederholt, mir täglich geſchworen, daß Sie zuletzt der Betrogene ſein ſollten! Jetzt habe ich mein Ziel erreicht, und — Sie ſind der Betrogene! Sie hatten mich verrathen in dem, was einer Frau das Höchſte iſt, in meiner Liebe, — ich habe Sie dafür verrathen in dem, was Ihnen das Höchſte dünkte, — in Ihrem Ehrgeiz! Sie wollten dem Kaiſer Napoleon wichtige Dienſte leiſten, damit er Sie dafür mit Ehrenſtellen, Orden und Aemtern belohne. Sie wollten ihm die Gemahlin und den Sohn zuführen, und Sie machten mich zu der Vertrauten Ihrer Pläne! Ich unterſtützte und förderte ſie, ich half Ihnen mit thätigſter Zuvorkommenheit, und als die Zeit gekommen, da verrieth ich Sie und Ihre Pläne an den Grafen Neipperg. Ja, mein Herr Marquis Barbaſſon, mein lieber zärtlicher Couſin, ja, mein Herr Graf Montbrun, ich habe Sie verrathen! In der Stunde, in welcher Sie dies leſen, ſind alle Ihre ſo

klug berechneten, mit so viel Mühe, Geld und Zeitverschwendung angelegten Pläne vereitelt. Der kleine König von Rom, statt bei mir zu sein, ist jetzt in der Kaiserburg bei seinem Großvater, dem Kaiser Franz, und der wird ihn wohl vor jedem erneuertem Fluchtversuch zu sichern wissen. Die Herzogin von Parma, die Sie als Kaiserin nach Frankreich zurückführen wollten, hat ohne Zweifel die romantische Reisekleidung verschmäht, die wir ihr mit so viel Zuvorkommenheit hatten bereiten lassen, und ist nach Schönbrunn zurückgekehrt, begleitet von einem Manne, der ihr den Kaiser Napoleon ersetzen wird. Sie sind allein in der Waldhütte, Sie lesen meinen Brief. Ist es Ihnen nicht, als sähen Sie das vor Bosheit strahlende Antlitz, die vor Verachtung und Zorn blitzenden Augen Ihrer lieben Cousine neben sich, hören Sie nicht durch die öde Stille, die Sie, den überlisteten Verräther, umgiebt, das laute höhnische Lachen, mit dem ich Sie anschaue? Sehen Sie nicht, wie ich mit wilden Sprüngen in meinem Zimmer umherfliege, und mit rasender Lust, gleich den Feuergeistern in Gluck's Armide den Tanz der Rache tanze? Ja, mein lieber Cousin, ich tanze, ich lache und singe, denn ich bin gerächt. Sie wollten mein Herz zertreten, aber es war eine Natter, die sich

aufrichtete und Sie in die Ferse ſtach. Ich hoffe, daß es ſchmerzt, und daß Sie ewig davon hinken werden. Leben Sie wohl, theurer Couſin, und gedenken Sie zuweilen Ihrer ſchönen Couſine

Friederike Hähnel."

Sie hat recht gethan, ſagte Graf Montbrun, den Brief langſam zuſammenfaltend und in ſeinen Buſen ſteckend. Ja, ſie hat recht gethan, und mir iſt mein Recht geworden. Ich war an ihr zum Verräther geworden, und Gott hat deshalb meinen Arm verworfen; da ich mit unreinen Waffen kämpfte, durfte ich nicht ſiegen. Und ſo will ich denn meine Strafe erdulden, und will hingehen zu Napoleon und ihm ſagen, daß ich ein Meineidiger bin, der ſeinen Schwur nicht gehalten hat. Möge Er mich ſtrafen, oder mich entſündigen, und mir verzeihen! Fort jetzt, hinaus in die Nacht!

Er blies die Lichter aus, und ſchritt durch die Dunkelheit hinaus in den öden, ſchweigenden und finſtern Wald.

VIII.

Der Abſchied.

Der Congreß, welcher trotz der drohenden Gewitterſtürme, die ſich rings am Horizont erhoben, noch immer in Wien tagte, der Congreß beſchäftigte ſich indeß jetzt nicht mehr mit dem allgemeinen Frieden, ſondern mit dem allgemeinen Krieg, und da man jetzt zu dieſem Krieg wieder der Hülfe der Völker, der tapfern Arme, und der offenen Kaſſen bedurfte, ſo beſchäftigte man ſich auch ein wenig mit dem Glück und der Befriedigung der Völker. Statt wie bisher nur die Schenkungen an „Seelen“ und Ländern zu berathen, welche man den Fürſten zuerkennen wollte, überlegte und berieth man jetzt die Verſprechungen an Freiheit und Selbſtſtändigkeit, die man jetzt den Völkern machen mußte, um ihren Enthuſiasmus aufzuſtacheln, und ihren Kriegsmuth anzufeuern, machten alle Diplomaten jetzt

Entwürfe zu Verfassungs-Urkunden, welche die deutschen Fürsten ihren Völkern als freie Liebesgabe darbringen wollten.

Aber vor allen Dingen kam es doch darauf an, sich feierlich und einstimmig gegen Napoleon zu erklären und Frankreich, dem neuerstandenen Kaiserreich, einen Kampf auf Tod und Leben anzukündigen.

Alle europäischen Mächte gaben in seltener Uebereinstimmung diese feierliche und einstimmige Erklärung ab. Alle ihre Stimmen zu Einer vereinend thaten sie Napoleon in die Acht, erklärten sie Frankreich den Krieg, wenn es den geächteten Napoleon als seinen Kaiser anerkenne. Diese Kriegserklärung vom zwölften Mai 1815, das war das Donnerwort, welches Frankreich aus seinem Freudentaumel, aus seiner Wiedersehenslust aufschreckte, welches alle Völker Europa's zu den Waffen rief.

Ganz Europa rüstete sich, ganz Europa erhob das Schwert gegen Einen Mann, aber dieser Eine Mann hatte früher ganz Europa unter seine Füße getreten und vor ihm hatten alle diese Fürsten einst sich gebeugt, die jetzt wider ihn rüsteten. Sie rüsteten mit Verträgen, mit dem Schwerdt und mit dem Wort. Oesterreich, Rußland und Preußen erneuerten ihre Allianz mit

England, das ihnen Subsidien zu zahlen sich verpflichtete. Alle deutschen kleineren Fürsten verpflichteten sich, ihre Contingente an Linientruppen und Landwehr zur großen Hauptarmee zu senden. Rußland bot drei große Armeecorps auf, die in Eilmärschen durch Ungarn und Schlesien vorrücken sollten, Preußen organisirte mit energischer Thatkraft zwei Armeen, die eine in den Niederlanden, die andere am Rhein, Oesterreich formirte ein Heer am Rhein, ein anderes in Italien. England schiffte seine Truppen nach den Niederlanden über, Spanien zog seine Regimenter zu einer Armee zusammen und mehr als eine halbe Million Soldaten setzte sich in Bereitschaft, um von allen Seiten Frankreich anzugreifen.

Die erste Folge dieser Kriegserklärung war, daß alle Franzosen, welche sich in Wien befanden, sich zur schleunigen Abreise anschicken mußten. Herr von Talleyrand hatte längst schon sein Haus geschlossen und verließ jetzt mit seinem ganzen Gesandtschaftspersonal die Hauptstadt Oesterreichs, in welcher er so lange als mächtiges Congreßmitglied eine so bedeutende Rolle gespielt. Aber auch alle die Franzosen, welche bisher den kleinen Hofstaat Marie Louisens gebildet und zu ihrer nächsten Umgebung gehört hatten, bekamen jetzt den Befehl, die

österreichischen Kaiserstaaten sofort zu verlassen und in dem Dienst der Herzogin von Parma ihren deutschen Nachfolgern zu weichen.

Die Gräfin Montesquiou hatte gleich an dem nächsten Tage nach den vereitelten Fluchtversuchen ihre Stelle niederlegen und sich von der Kaiserin Marie Louise beurlauben müssen. Die Kaiserin hatte sie mit kalter Ruhe empfangen, ohne auch nur mit einem Wort der Begebenheiten jener schreckensvollen Nacht zu gedenken. Marie Louise war unbemerkt, noch bevor der Tag graute, wieder nach Schönbrunn zurückgekehrt, und von Graf Neipperg geleitet war sie durch die geheime von Niemand gekannte Thür in ihre Gemächer gelangt. Sie schien auch von Niemanden vermißt zu sein, denn Niemand war erstaunt, die Kaiserin am Morgen in ihrem Toilettenzimmer auf dem Divan ruhend zu finden, und als Marie Louise ihren Kammerfrauen erzählte, daß sie sich vor dem Feuer in dies Zimmer gerettet, um vor Störungen gesichert zu sein, die Thür desselben verschlossen und dann die ganze Nacht hindurch auf dem Divan ruhig geschlafen habe, schienen sie davon durchaus nicht überrascht, sondern äußerten nur ihre glühende Freude, daß ihre Herrin nicht auf lange in ihrer Nachtruhe gestört worden.

Auch von der Flucht des Prinzen Napoleon, den jetzt Niemand mehr König von Rom zu nennen wagte, verbreiteten sich nur einige dunkele unbestimmte Gerüchte, aber Niemand wußte mit Bestimmtheit etwas darüber zu sagen. Nur das wußte man, daß der Prinz jetzt für immer in Wien in der Kaiserburg wohne, daß er eine deutsche Gouvernante habe und daß die Gräfin Montesquiou trotz ihres innigen Flehens nicht die Erlaubniß erhalten habe, vor ihrer Abreise den Prinzen noch einmal zu sehen und ihm Lebewohl zu sagen.

Auch die andern Franzosen aus dem Hofstaat Marie Louisens, wie gesagt, mußten Wien verlassen, selbst der Privat-Secretair der Kaiserin, der Baron von Méneval war von dieser strengen Maßregel nicht ausgeschlossen. Aber ihm hatte man die Gunst gewährt, die man der Gräfin Montesquiou versagt hatte, ihm sollte es verstattet werden, von dem Herzog von Reichstadt Abschied zu nehmen.

Am Tage seiner Abreise, am sechsundzwanzigsten Mai sollte Baron Méneval also in der Kaiserburg den jungen Prinzen zum letzten Mal sehen, und dort auch, in den Gemächern ihres Sohnes wollte Marie Louise ihrem frühern Geheimsecretair ihr letztes Lebewohl sagen.

Aber dieſes letzte Lebewohl der einſtigen Kaiſerin war ebenſo kalt und ruhig, wie das, welches ſie von der Gräfin Montesquiou genommen. Sie dankte dem Baron für ſeine treuen Dienſte, ſie gab ihm ein koſtbares Geſchenk als Andenken, aber ſie that das ohne ein Zeichen innerer Aufregung und Theilnahme. Sie fragte gar nicht wohin der Baron gehen wolle, ſie erwähnte gar nicht des Kaiſers Napoleon, und als Méneval es dennoch wagte, ihr zu erzählen, daß er nach Paris, als er von dem Kaiſer ſprach, und von dem Schmerz den er empfinden würde, nicht einmal einen Brief von ſeiner Gemahlin zu erhalten, ſchien Marie Louiſe kaum auf ſeine Worte zu hören, ſondern lauſchte mit halb abgewandtem Haupt auf die Töne der Muſik, die aus dem anſtoßenden Gemach zu ihr herrauſchten. Und dieſe Töne ſchienen einen wunderbaren Zauber auf ſie zu üben, denn Marie Louiſe ſchrak in ſich zuſammen bei dem Beginn der Muſik, eine tiefe Röthe überflog ihre Wangen, und ihre Augen leuchteten in feurigem, zärtlichen Glanz.

Oh, Majeſtät, ſagte Méneval jetzt leiſe und haſtig, oh, Majeſtät, ich beſchwöre Sie, laſſen Sie mich nicht ganz ohne Botſchaft zu dem Kaiſer zurückkehren. Geben Sie mir zum Mindeſten einen Gruß, ein

Wort der Hoffnung für ihn mit. Beauftragen Sie mich —

Herr von Méneval, unterbrach ihn Marie Louise, es thut mir Leid, Ihnen jetzt Lebewohl sagen zu müssen. Aber ich habe dem Grafen Neipperg versprochen, mir von ihm eine neue Symphonie Beethovens vorspielen zu lassen, und Sie hören wohl, der Graf erwartet mich schon am Clavier, das er so meisterhaft schön zu spielen versteht. Leben Sie also wohl, Herr von Méneval. Dort in jenem Zimmer finden Sie meinen Sohn, den Herzog Franz!

Sie deutete mit der Hand nach der geöffneten Thür des Nebenzimmers, nickte leicht mit dem Kopf und wandte sich dann ab um mit raschen Schritten nach der verschlossenen Thür jenseits des Salons hinzugehen.

Der Baron schauete ihr mit traurigen Blicken nach, bis die schöne jugendliche Gestalt hinter der Thür des Musikzimmers verschwunden war; ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust, und als er sich dann dem Zimmer des Prinzen zuwandte, flüsterte er leise: Armer Kaiser! Seine Gemahlin betrachtet sich schon als seine Wittwe, die ihm einen Nachfolger geben darf!

Der Prinz saß, als Herr von Méneval zu ihm

eintrat, vor ſeinem Spieltiſch. Aber nicht wie ſonſt ordnete er mit Jubel und lachendem Frohſinn ſeine Soldaten, nicht wie ſonſt glänzte ſein Auge, glühten ſeine Wangen wie holde Maienroſen. Still und ſchweigend ſaß er da, das Köpfchen vornüber geneigt, blickte er gleichgültig auf ſeine zerſtreut umher liegenden Regimenter hin, und nur wie in Zerſtreuung wühlten ſeine kleinen weißen Hände zwiſchen dem Spielzeug umher.

Hoheit, ſagte Frau von Mitrowska, welche mit der neuen Kammerfrau neben dem Spieltiſch ſtand, Hoheit, da iſt der Herr Baron von Méneval, welcher Ihnen Lebewohl ſagen möchte. Wollen Sie ihn nicht willkommen heißen?

Das Kind hob ſeine Augen langſam empor, und blickte den Baron an, ohne ihn zu grüßen, ohne ihn, wie es ſchien, zu kennen. Sonſt war er ihm ſtets jauchzend entgegen gehüpft, und hatte ihn mit lieblicher Geſchwätzigkeit willkommen geheißen, heute ſtand er nur, als die Gouvernante ihn dazu aufforderte, von ſeinem Stuhl auf, und dem Baron zwei Schritte entgegentretend, reichte er ihm zögernd, und einen mißtrauiſchen ängſtlichen Blick auf Frau von Mitrowska werfend die Hand dar.

Sie wollen abreiſen, mein Herr? fragte er mit leiſer bebender Stimme.

Ja, Sire, ich will abreiſen, ſagte der Baron, die kleine Hand an ſeine Lippen drückend, und ſie dann zwiſchen ſeinen beiden Händen feſt haltend, ja Sire, ich will abreiſen, und ich bitte Sie, mir zu ſagen, ob Sie nichts zu beſtellen haben? Ich kehre jetzt nach Paris zu Ihrem Herrn Vater dem Kaiſer Napoleon zurück. Sire, haben Sie mir gar keine Aufträge für Ihren Herrn Vater zu geben?

Der kleine Knabe hob ſeine Augen mit einem traurigen langen Blick zu ihm empor, aber er ſagte kein Wort; langſam und unmerklich das Haupt ſchüttelnd, machte er ſeine Hand aus der des Barons los, und zog ſich, ſchweigend und ſtill dahin ſchleichend, in eine entfernte Fenſterniſche zurück.

Der Herzog iſt heute nicht ganz wohl, glaube ich, ſagte Frau von Mitrowska unbefangen, er iſt ſonſt immer außerordentlich heiter und vergnügt und ſcherzt und lacht den ganzen Tag.

Ja, Madame, das war ſonſt ſeine liebliche Art, ſagte Baron Méneval ſeufzend. Ich muß mich jetzt beurlauben. Geſtatten Sie mir, daß ich zu dem Prinzen hingehe, und ihm einen Kuß zum letzten Lebewohl gebe?

Oh, Herr Baron, welche Frage, rief Frau von Mitrowska lächelnd, nehmen Sie Ihren Abſchied ganz wie es Ihrem Herzen und dem Belieben des Prinzen angemeſſen iſt.

Der Baron eilte nach der Fenſterniſche hin, in welcher der Prinz ſtand, der aus der Ferne mit mißtrauiſchen Blicken zu den Sprechenden hinüber geſchaut hatte.

Sire, ſagte Méneval, und ſeine Augen füllten ſich mit Thränen, wie er auf das kleine, ernſte, bleiche Antlitz des Knaben hinblickte, Sire, ich reiſe wirklich zu Ihrem Vater, zu Ihrem Papa Kaiſer. Wollen Sie mir gar keine Grüße für ihn mitgeben?

Der Prinz zog mit beiden Händchen den Baron zu ſich heran, tief in die Fenſterniſche hinein, und mit einem rührenden, flehenden Ausdruck zu ihm aufſchauend, flüſterte er leiſe: Lieber Herr von Méneval, ſagen Sie ihm, daß ich ihn immer noch ſehr lieb habe.*)

Sire, ſagte der Baron mit vor Rührung erſtickter Stimme, man hat mir erlaubt, Sie zum Abſchied umarmen zu dürfen. Wollen Sie es mir geſtatten?

---

*) Des Prinzen eigene Worte. Siehe: Méneval: Mémoires. IV. S. 230.

Der kleine Knabe breitete seine beiden Arme aus, und flog mit einem süßen, schmerzlichen Lächeln an die Brust des Barons. Mit einer glühenden Innigkeit küßte er ihm die Augen, die Lippen, die Stirn, und bei jedem Kusse flüsterte er: Grüßen Sie meinen Papa, sagen Sie ihm, daß ich ihn so lieb, ach, so lieb habe, und daß ich ihn nie vergessen werde.

Franz! Franz! rief aus dem Nebengemach die Stimme der Kaiserin.

Der Knabe zuckte zusammen, das Lächeln erblaßte auf seinen Lippen. Sie hören wohl, Herr von Méneval, flüsterte er traurig, ich heiße nun doch Franz! Leben Sie wohl!

Er grüßte ihn mit einem trüben Blick, und trat einige Schritte aus der Fensternische vorwärts. Plötzlich wandte er sich um, kehrte hastig zu dem Baron zurück, und ihn mit einem flehenden Blick ansehend, flüsterte er: sagen Sie es meinem Papa nicht, daß sie mich hier Franz nennen. Es würde ihm weh thun!

Franz! rief die Stimme seiner Mutter abermals.

Ich komme schon, sagte das Kind traurig, indem es hastig nach dem andern Zimmer eilte.

Herr von Méneval blickte ihm nach, bis die kleine

zierliche Geſtalt verſchwunden war, dann ſchlug er ſeine Hände vor ſein Angeſicht und weinte laut. —

An demſelben Tage, und um dieſelbe Stunde fand in einem andern Gemach der Kaiſerburg noch ein zweiter Abſchied ſtatt. Es war in dem Cabinet des Kaiſers Franz, und der Kaiſer Alexander und der König Friedrich Wilhelm waren es, welche ihrem Bundesgenoſſen, dem Kaiſer Franz, ihr letztes Lebewohl ſagten.

Hand in Hand ſtanden die drei Monarchen in der Mitte des Zimmers, und ſchauten einander an mit Blicken feſter, ernſter Entſchloſſenheit.

So ziehen wir denn wieder aus zu erneuertem Blutvergießen, ſagte Alexander mit leiſer, bebender Stimme. Die glücklichen Tage unſers ſchönen Beiſammenſeins ſind vorüber, und auf's Neue wird Krieg und Verderben das arme noch von ſo viel Wunden blutende Europa durchheulen, auf's Neue werden Tauſende blühender kräftiger Männer hingeopfert werden durch die Schuld dieſes Würgeengels, den Gott zum zweitenmal zur Strafe unſerer Sünden auf uns gehetzt hat. Aber dies Mal dürfen wir nicht eher ruhen, als bis wir ihn ganz und für immer vernichtet haben. Ich wenigſtens habe auf das Evangelium geſchworen, die Waffen

nicht niederzulegen, so lange Napoleon Herr von Frankreich ist, sondern zu kämpfen bis zu seinem völligen und unwiderbringlichen Untergang.*)

Und ich schwöre hier in die Hände der Majestäten, daß auch ich mit aller meiner Macht diesen Mann bekämpfen will, der so lange Europa beunruhigt hat, sagte Kaiser Franz. Auch ich schwöre, daß ich den Krieg nur dann als beendet betrachten will, wenn Bonaparte entweder gefangen oder todt ist.

Ich schwöre, wie Sie Beide geschworen haben, sagte der König Friedrich Wilhelm. Krieg, unversöhnlicher Krieg dem ehrgeizigen Tyrannen, durch dessen Schuld auf's Neue das Blut unserer braven Soldaten wird vergossen werden. Auf sein Haupt komme die Schuld alles Unglücks, das Er allein jetzt wieder über Europa gebracht hat. Gott hat uns ausersehen, ihn zu strafen, und unsere unglücklichen Völker endlich von ihm zu befreien.

Ja, unsere unglücklichen Völker wollen wir endlich befreien von diesem Schreckniß, rief Alexander begeistert, wir wollen ihnen endlich die Ruhe und den Frieden wiedergeben, und heimkehrend mit unsern Siegesfahnen

*) Ménéval. IV. S. 166.

wollen wir den Völkern, die wir die unseren nennen, zum Dank für ihre edle Treue und ihre tapferen Thaten, das Glück, die Freiheit und die Gerechtigkeit bringen. Die Tyrannei ist verjagt mit dem Tyrannen Bonaparte, und unser Stolz soll es sein, als freie Fürsten über freie Völker zu regieren. Sie haben, gleich allen deutschen Fürsten, Ihren Völkern eine Verfassung verheißen. Sie werden Ihr Wort erfüllen, wie ich es meinem neu erworbenen Königreich Polen erfüllen werde. Möge mich Gott den Tag sehen lassen, wo auch mein eigenes geliebtes Vaterland, mein Rußland, so weit heran gereift ist, daß ich auch ihm die Wohlthat einer Verfassung gewähren, daß ich auch meinen angestammten Völkern, wie Sie den Ihren, sagen kann: „Ihr habt auf dem Schlachtfeld Euch die Manneswürde und die Freiheit der Selbstbestimmung erkämpft, und ich gebe Euch dafür eine Verfassung, wie sie freien Männern geziemt.“ Aber das steht noch in weiter Ferne, und das Nächste nur wollen wir jetzt bedenken. Das Nächste ist: Krieg gegen Napoleon! Unversöhnliche Feindschaft dem Störer des Weltfriedens! Krieg bis zur Vernichtung!

Ja, so sei es, riefen die beiden Monarchen. Bonaparte hat es so gewollt, ihm werde sein Wille!

Und nun, meine Freunde, meine Bundesgenoſſen, rief Alexander mit Thränen in den Augen. Eine letzte Umarmung. Ein letzter Kuß! Unſere Armeen erwarten uns! Leben Sie wohl! Auf dem Schlachtfeld oder in Paris ſehen wir uns wieder!

Sie hielten ſich lange umſchlungen, dann nickten ſie einander den letzten Gruß zu.

In Paris ſehen wir uns wieder, ſagten ſie Alle drei, und Hand in Hand durchſchritten ſie die Gemächer, gingen ſie hinunter bis zu den bereit ſtehenden Equipagen der beiden Monarchen Alexander und Friedrich Wilhelm, die jetzt Wien verließen, um ſich zu ihren Armeen zu begeben.

Ende des dritten Theils.

Druck von L. Gutkschmidt & Co. in Berlin, Lindenstr. 81.

DC
209
M8
v. 3

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.